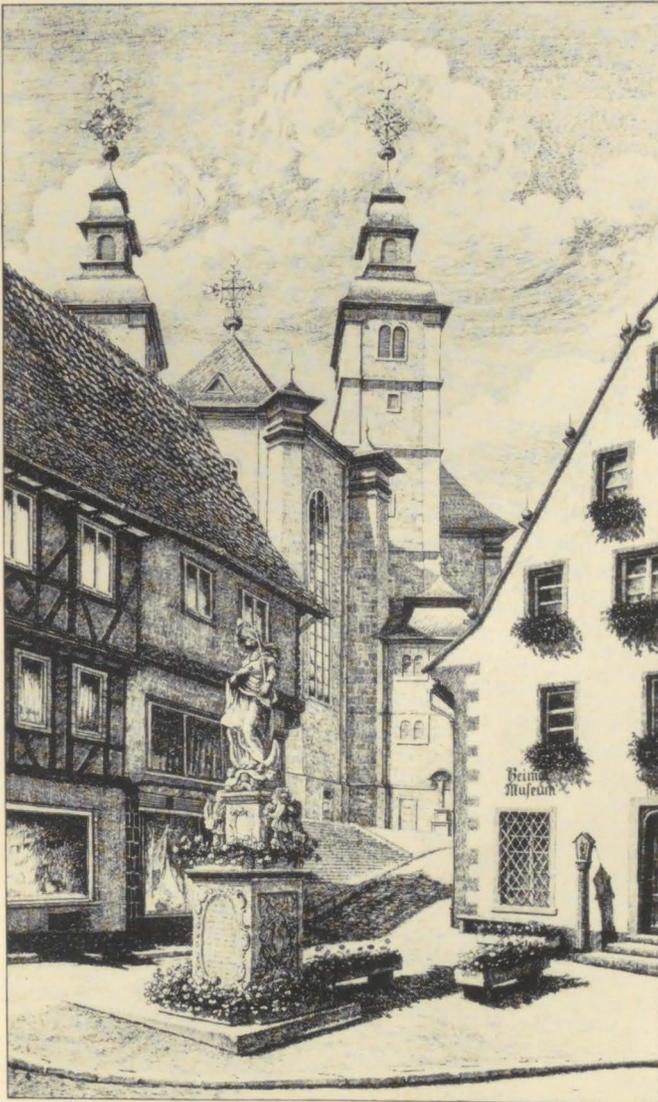


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg

02B 41 a, 61. 1981



Blick auf die Wallfahrtskirche Walldürn.

Federzeichnung v. Lisa Pfündel, Buchen

11 27.04.81

Herausgeber

Landesverein

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Ab 1. Jan. 1981

Jahrespreis
für Einzelmitglieder DM 30.—

Einbanddecken zu 7.50 DM für den
Jahrgang 1980 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an den Landesverein
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für
unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postscheckkonto Karlsruhe 164 68-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37
Offentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010 012 bei der Offentl. Sparkasse Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht ver-
gessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-1

Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i. Br.
Kartäuserstraße 50

Vom 19. ins 20. Jahrhundert. Linien und Tendenzen in der Entwicklung der Stadt Freiburg im Breisgau	
<i>Theo Ueberdick, Freiburg</i>	1
Uhren. <i>Gedicht von Max Rieple</i>	30
Ein Zeugnis für den historischen Faust	
<i>Eckart Ulmann, Staufen</i>	31
Fordere nicht Dauer. <i>Gedicht von Max Rieple</i>	34
Der Elzacher Latschariverein. „Das Latschariholen“	
<i>Erwin Krumm, Denzlingen †</i>	35
Ein Bauer und nicht mehr. <i>Gedicht von Wilhelm Trunk</i>	42
Einst „Capitale d'étude de l'Europe: Brenners Parkhotel gestern und heute. <i>Klaus W. Jonas, Pittsburg U.S.A.</i>	43
Zur Besiedelungsgeschichte von Weingarten (Baden) im Mittelalter	
<i>Wolfgang Seidenspinner, Würzburg</i>	51
Abenddämmerung im Vorfrühling. <i>Gedicht von Theodor Meny</i>	56
Zur Geschichte des Geläutes der Kath. Stadtkirche St. Stephan in Karlsruhe. <i>Hans Rolli, Heidelberg</i>	57
Schöner Märztag. <i>Gedicht von Karl Seemann</i>	64
In memoriam Max Rieple	
<i>Ernst Roskotben, Bad Dürrheim</i>	65
Ein Gleichnis. <i>Gedicht von Max Rieple</i>	68
Auszug aus dem Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 14. Sept. 1980 in Oberkirch	69
Vorfrühling. <i>Gedicht von Karl Seemann</i>	72
Hermann Albrecht — in Hebels Bann	
<i>Helmut Bender, Freiburg</i>	73
Ostern ist nah. <i>Gedicht von Hans Babrs</i>	76
Nachschub aus den verstorbenen Zeiten. Über Johann Peter Hebels „Vaterländische Geschichte“ <i>Klaus Oettinger, Konstanz</i>	77
Ein kleines Stäubchen. <i>Gedicht von Wilb. Trunk</i>	80
Gott sorgt auch für diese Tiere. Zur Kalenderzoologie J. P. Hebels. <i>Klaus Oettinger, Konstanz</i>	81
„Hecker hoch! Dein Name schallet ...“	
<i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	85
Freiheit. <i>Gedicht von John Barbour</i>	104
650 Jahre Wallfahrt zum Hl. Blut in Walldürn	
<i>Albert Bissinger, Freiburg</i>	105
Blühend steh nun die Bäume. <i>Gedicht von Hans Babrs</i>	110
Carl Eckard (1822—1910). Zwischen Revolution und Konstitution	
<i>Gustav A. Ungerer, Heidelberg</i>	111
Freilichtmuseen. Möglichkeiten und Grenzen eines umfassenden Kulturvermittlers <i>Wolfgang Seidenspinner, Würzburg</i>	119
Der Pflüger. <i>Gedicht von Wilb. Trunk</i>	122
Tradition und Spaten. (Neue Erkenntnisse um die Lautenbacher Kirche) <i>Hans Heid, Karlsruhe</i>	123
Der „Bauerndichter“ Wilhelm Trunk	
<i>Gerhard Layer, Buchen-Hollerbach</i>	127
Die Abtrennung des Fricktals vom Breisgau im Jahre 1802	
<i>Erwin Dittler, Kebl-Goldscheuer</i>	129
Anschriften der Autoren dieses Hefes	144
Buchbesprechungen	145

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident Dr. Franz Laubenberger, Freiburg

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg i. Br.

61. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit 50. Ekkhart 1981



Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12

I. Aufsätze

<i>1. Kulturgeschichte und Kunst</i>	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Einst Capitale d'été de l'Europe: Brenners Parkhotel gestern und heute Klaus W. Jonas, Pittsburgh USA	1	43
Zur Geschichte des Geläutes der Kath. Stadtkirche zu St. Stephan in Karlsruhe Hans Rolli, Heidelberg	1	57
Tradition und Spaten (Neue Erkenntnisse um die Lauterbacher Kirche) Hans Heid, Karlsruhe	1	123
Maurach am Überlinger See Hermann Schmid, Überlingen	2	157
Die Wiedereröffnung der Straßburger Universität 1972 Gustav A. Unzgerer, Heidelberg	2	169
Die Reise eines Göttinger Universitätsrates nach Baden-Baden und in den Schwarzwald im Jahre 1836 Volker Schupp, Freiburg	2	189
Ihr seid meine Hände, vom Buchenberger Herrgöttle Kurt Sommer, Heidelberg	2	207
Das Klima im Markgräflerland Hermann Trenkle, Freiburg	2	213
Das ehemalige Gipswerk in Au bei Freiburg Anton Merkle, Metzhausen	2	221
Die Heidelberger Stadthalle. Ein Phönix aus der Asche Karin Jäckel, Limburgerhof	2	271
Die Kanzeln des Bruchsaler Hofbildhauers Joachim Günther Karin Jäckel, Limburgerhof	2	277
<i>2. Geschichte</i>		
Vom 19. ins 20. Jh. Linien und Tendenzen in der Entwicklung der Stadt Freiburg i. Br. Theo Überdick, Freiburg	1	1
Zur Besiedlungsgeschichte von Weingarten (Baden) im Mittelalter Wolfgang Seidenspinner, Würzburg	1	51
Hecker hoch! Dein Name schallet ... Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	85
Die Abtrennung des Fricktales vom Breisgau im Jahre 1802 Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer	1	129
Kirchheim unter Teck, eine Zähringer Stadtgründung? Karin Peters, Lenningen 1	2	179
Der Dreifürstenstein Franz Laubenberger, Freiburg	2	203
Wie sah es in Mosbach vor 180 Jahren aus? Adolf Frank, Mosbach	2	283
Heft 3/1981, eine Festschrift zum 175jährigen Bestehen des Badischen Notariats mit folgendem Inhalt:		
Geleitwort des Justizminister des Landes Baden-Württemberg Dr. Heinz Eyrich	3	323
Einführung Peter-Johannes Schuler, Bochum	3	324
Notar und Staatsschreiber, J. N. Brauers Bad. Notariatsordnung von 1806 Ortwin Henssler, Stuttgart	3	326
Fortleben des antiken Notariats im Frühmittelalter Werner Bergmann, Bochum	3	343
Notarius sedis apostolicae Ein Beitrag zum Verhältnis von Notariat und Politik Rudolf Hiestand, Düsseldorf	3	356
Das Notariat in den Gesetzen des staufischen Sizilien Hermann Dilcher, Bochum	3	377
Das öffentliche Notariat in der Kanonistik des 13. Jahrhunderts Siegfried Furtenbach, Innsbruck	3	393

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Öffentliche Notare in der Bischofsstadt Chur im 14. Jahrhundert		
Otto P. Clavadetscher, Zürich	3	405
Herrschaftliche und religiöse Bildinhalte in den deutschen Notarzeichen des Mittelalters		
Peter-Johannes Schuler, Bochum	3	415
Das Notarerennungsrecht der kaiserlichen Hofpfalzgrafen		
Jürgen Arndt, Berlin	3	430
Die immatrikulierten Notare des kaiserlichen Kammergerichtes in der frühen Neuzeit		
J. Friedrich Battenberg, Wiesbaden	3	444
Die Einwirkungen des französischen Notariats auf die freiwillige Gerichtsbarkeit im Westen des Reiches		
Wolfgang Hans Stein, Koblenz	3	463
Der Notar des Großherzogs		
Ortwin Henssler, Stuttgart	3	471
Die Amtstracht des badischen Notars		
Ortwin Henssler, Stuttgart	3	473
Die vergeblichen Versuche Preußens und des Reichs, das Notariatsrecht zu vereinheitlichen (1868—1874)		
Werner Schubert, Kiel	3	479
Das badische Notariat in den Jahren 1900—1914		
Karl Westermann, Freiburg	3	512
Ein Kampf um das badische Notariat		
Erich Burkart, Wiesloch	3	517
Das Notariat in Baden-Württemberg		
Ortwin Henssler, Stuttgart	3	522
Aufgelesenes aus der Welt der Notare		
Ortwin Henssler, Stuttgart	3	529

3. Persönlichkeiten

In memoriam Max Rieple		
Ernst Roskothen, Bad Dürkheim	1	65
Carl Eckard (1822—1910). Zwischen Revolution und Konstitution		
Gustav A. Ungerer, Heidelberg	1	111
Der „Bauerndichter“ Wilhelm Trunk		
Gerhard Layer, Buchen-Hollerbach	1	127
Samuel Friedrich Sauter, Dorfschulmeister und Poet dazu		
Helmut Bender, Freiburg	2	239
Bernhard Lamey zum Gedächtnis		
Josef Müller, Karlsruhe	2	249
In memoriam Prof. Dr. Friedrich Bentmann		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	257
Fabrikant und Stadtrat Karl Walterspiel, Freiburg		
Anton Merkle, Merzhausen	2	259

4. Volkskunde und Brauchtum

Der Elzacher Latschariverein. „Das Latschariholen“		
Erwin Krumm, Denzlingen	1	35
650 Jahre Wallfahrt zum Hl. Blut in Walldürn		
Albert Bissinger, Freiburg	1	105
Freilichtmuseen. Möglichkeiten und Grenzen eines umfassenden Kulturvermittlers		
Wolfgang Seidenspinner, Würzburg	1	119
Neckartäler Sagen		
Joseph Müller, Mosbach-Diedesheim	2	303

5. Literatur und Literaturgeschichte

Heft Seite

Ein Zeugnis für den historischen Faust Eckart Ulmann, Staufen	1	31
Hermann Albrecht — in Hebels Bann Helmut Bender, Freiburg	1	73
Nachschub aus den verstorbenen Zeiten. Über J. P. Hebels „Vaterländische Geschichte“ Klaus Oettinger, Konstanz	1	77
Gott sorgt auch für diese Tiere. Zur Kalenderzoologie J. P. Hebels Klaus Oettinger, Konstanz	1	81

6. Heimat und Vereinsnachrichten

Auszug aus dem Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 14. September 1980 in Oberkirch	1	69
Aufruf des Regierungspräsidiums Südbaden	2	276
Aufruf zum Landespreis für Heimatforschung	2	307
Vorrede des Präsidenten des Landesvereins Badische Heimat Dr. Franz Laubenberger, Freiburg	3	321

7. Buchbesprechungen	1	145
	2	309

II. Gedichte

Max Rieple: Uhren	1	30
Max Rieple: Fordere nicht Dauer	1	34
Wilhelm Trunk: Ein Bauer und nicht mehr	1	42
Theodor Meny: Abenddämmerung im Vorfrühling	1	56
Karl Seemann: Schöner Märztag	1	64
Max Rieple: Ein Gleichnis	1	68
Karl Seemann: Vorfrühling	1	72
Hans Bahrs: Ostern ist nah	1	76
Wilhelm Trunk: Ein kleines Stäubchen	1	80
John Barbour: Freiheit	1	104
Hans Bahrs: Blühend stehen nun die Bäume	1	110
Wilhelm Trunk: Der Pflüger	1	122
Otto Gillen: Tor des Sommers	2	167
Otto Gillen: Sommer	2	168
Otto Gillen: Kleine Nachtmusik	2	188
Friedrich Roth: Schmetterling	2	202
Friedrich Roth: Holunderblüte	2	212
Max Rieple: Das Sieb	2	238
Gerhard Jung: So wit	2	248
Max Rieple: Herzkrank	2	270
Otto Gillen: Wie leicht leben die Wolken	2	302

III. 50. Ekkhart 1981 (Heft 4/1980)

Seite

le „Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg“	3
.....	4
zeichnis zum Ekkhart-Kalendarium 1981	28
er und Plastiker Alfonso Hüppi	
den-Baden	37
tin Hildegard Burhenne zum 65. Geburtstag. Otto Gillen, Karlsruhe	45
nt Otto Gillen	47
ht von Otto Gillen	48
ht zum Tode des Malers Willy Huppert. Otto Gillen, Karlsruhe	49
er Hans Dieter zum 100. Geburtstag. Ludwig Vögely, Karlsruhe	53
aler der Baar. Lorenz Honold, Donaueschingen	57
von Max Rieple	62
Bensinger. Johannes Werner, Karlsruhe	63
r. Zum Leben und Wirken des Waldshuter Barockmalers	
aldshut	71
ß. Gedicht von Walter Flor	82
hnung Hans Thomas. Julius Schwörer, Freiburg	83
von Hans Thoma	91
Welt den bunten Schein. Gedicht von Hans Thoma	92
und Hans Thoma. Hans-Harro Bühler, Freiburg	93
lle bei Oberwittighausen. Otto Trier, Speyer	105
uß in und um St. Märgen. Albert Erhart, Stegen-Eschbach	129
n. Zur 200. Wiederkehr des Geburtstages von Konradin Kreutzer	
lsruhe	135
it von Karl Seemann	140
ichte des Alltags. Josef Werner, Karlsruhe	141
on Karl Seemann	144
Hofzwerger. Johannes Werner, Karlsruhe	145
edicht von H. Fürderer-Kaltenbach	153
licht von Hans Bahrs	154
utelweisheiten. Heinz Bischof, Karlsruhe	155
ht von Heinz Bischof	158
, der „Lauterbacher Kneipp“. Richard Schitterer, Lautenbach	159
lsruhe. Gedicht von Georg Sutter	162
badischer Historiker und Politiker. Heinz Schmitt, Karlsruhe	163
Gedicht von Richard Gäng	172
itekt und Schriftsteller. Helmut Bender, Freiburg	173
llenweger	180
undesverdienstkreuzes an Fritz Schächtelin. Peter Max Boppel, Waldshut	181
irche in Baden 1980. Albrecht Wolfinger, Karlsruhe	185
.....	190
hen Kirche 1980. Arnold Amann, Freiburg	191
.....	196

Vom 19. ins 20. Jahrhundert

Linien und Tendenzen in der Entwicklung der Stadt Freiburg im Breisgau
zwischen 1850 und 1944

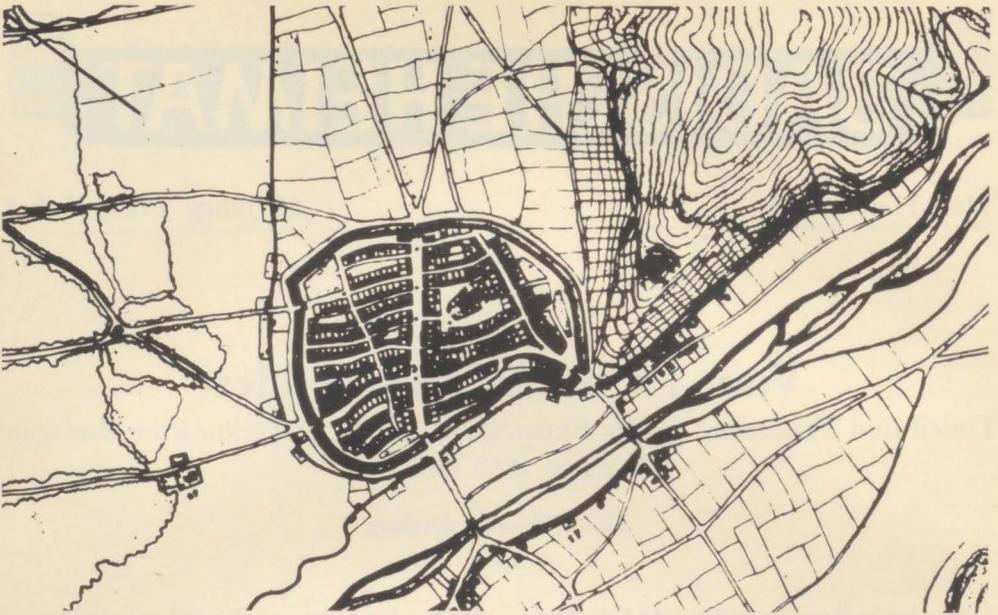
Theo Ueberdick, Freiburg

Städte haben ihre Geschichte und Schicksale, und zwar jede auf die ihr zukommende Art. Diese Geschöpfe des Menschen besitzen ihre unverwechselbaren Zeiten und Strukturen, Ereignisse und Merkmale. Ganz gewiß gleicht Freiburg nicht Heidelberg, und Heidelberg ist nicht Köln oder Münster. Nicht umsonst wird deshalb auch, und zwar nicht ohne Grund, von einer Stadt als Stadtpersönlichkeit gesprochen, die eine nur ihr zugewiesene Geschichte hat, einen nur ihr eigenen Charakter. Jede hat auch ihre eigene Entwicklung und zwar im historischen wie im räumlich-geographischen Sinne. Je älter eine Stadt ist, um so deutlicher wird diese ureigene Entwicklung einsehbar und ablesbar. So lehren es Geschichte und Gegenwart. Freiburg ist geradezu ein Paradebeispiel dafür. Allein die beiden folgenden Aussagen können Zeugnis geben. Freiburg ist die erste der sogenannten Gründungsstädte im deutschen Mittelalter. Der Satz steht am Beginn der Geschichte dieser Stadt. Und Freiburg ist die einzige im Mittelalter am Oberrhein gegründete Stadt, die Großstadt geworden ist. Diese Aussage bezieht sich auf die gegenwärtige und auf die stark hundertjährige, in die Großstadt mündende Geschichte Freiburgs.

Beide historischen Tatsachen markieren wichtige Phänomene auf dem weiten Hintergrund, der für Freiburg so charakteristisch ist. Ihn auszuleuchten, um dann Gesicht und Eigenschaften der Stadtpersönlichkeit zu porträtieren, kann, so reizvoll dies wäre, nicht Gegenstand dieser Darstellung sein, ein solches Porträt mag der Zukunft überlassen sein. Hier soll uns die vergangene Geschichte unserer Stadt von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis ins vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts an Hand der Stadtpläne näher beschäftigen; denn nirgendwo sonst läßt sich die räumliche Entfaltung der Stadt besser erkennen als in der flächenmäßigen Entwicklung über ein so entscheidendes knappes Jahrhundert hinweg; und dieses Jahrhundert ist für das Erscheinungsbild wie für die Entwicklung auf dem Weg ins zwanzigste Jahrhundert für diese Stadt von einmaliger Wichtigkeit.

1850 so groß wie am Anfang

Die Geschichte der Stadt Freiburg ist keine bloß aufsteigende Linie. Sie wechselt im Auf und Ab der Entwicklung, die durchaus unterschiedlich verläuft. Wachstum und Wand-



1) Im 12. Jahrhundert, in dem Freiburg gegründet worden ist, reichte die Stadt vom Martinstor bis zum früheren Standort des Siegesdenkmals und in West-Ost-Richtung vom Rotteckring bis in das Gebiet östlich von der Herrenstraße. Diese Ausdehnung hat Architekt Frank Beyer auf seiner Zeichnung festgehalten; sie entspricht dem heutigen Altstadt kern. Der anfängliche Zustand der Stadt veränderte sich in der vielhundertjährigen Geschichte; sie dehnte sich im Norden, Süden und Westen aus und hatte vor 1400 fast 10000 Einwohner. Bei dieser Entwicklung ist es wiederum nicht geblieben, sie ist während der Jahrhunderte erheblich gestört worden.

lung sind dabei bestimmende Faktoren. Sie weisen auf Höhepunkte der Entfaltung hin, ebenso sehr auf Tiefpunkte in der Geschichte dieser Stadt, an denen jede Entwicklung Freiburgs fast aufzuhören schien. Mußte Freiburg nicht in der Mitte des 19. Jahrhunderts dort beginnen, wo seine Entwicklung schon einmal, im 12. Jahrhundert¹⁾, im gleichen Umfange vorhanden war? Es gibt in der Tat einen Stadtplan aus dem Jahre 1850²⁾, der einen kaum größeren Flächeninhalt hat, als ihn der Entwurf einer Stadtanlage aus den Anfängen Freiburgs zeigt. So sehr war die Stadt in der neueren Zeit auf sich zurückgeworfen worden. Der Dreißigjährige Krieg hatte dazu ebenso beigetragen wie der Ausbau Freiburgs zu einer französischen Festung durch Frankreichs Festungsbaumeister Vau-

ban. Als die Eisenbahn 1845 bis Freiburg ausgebaut war, lag der Bahnhof draußen vor der Stadt, die damals beim heutigen Rotteckring aufhörte. Die Idee, den Bahnhof dort anzulegen, entsprach damals sicherlich einer vertretbaren Vorstellung; noch fehlte ihm aber die Verbindung zur Stadt. Längere Zeit konnte der Bahnhof direkt nur über einen Trampelpfad erreicht werden; erst 1861 wurde die Eisenbahnstraße vom Rotteckplatz zum Bahnhof angelegt, ehemalige Festungswälle und Gräben lagen dazwischen, Überbleibsel einer Historie, die erst beiseite geräumt werden mußte.

Wer damals am Bahnhof ankam, sah in der ehemaligen Lehener Vorstadt viel Grün vor sich und Reben, Reben, Reben, wie überall auf den Glacis des früheren Festungsgürtels,

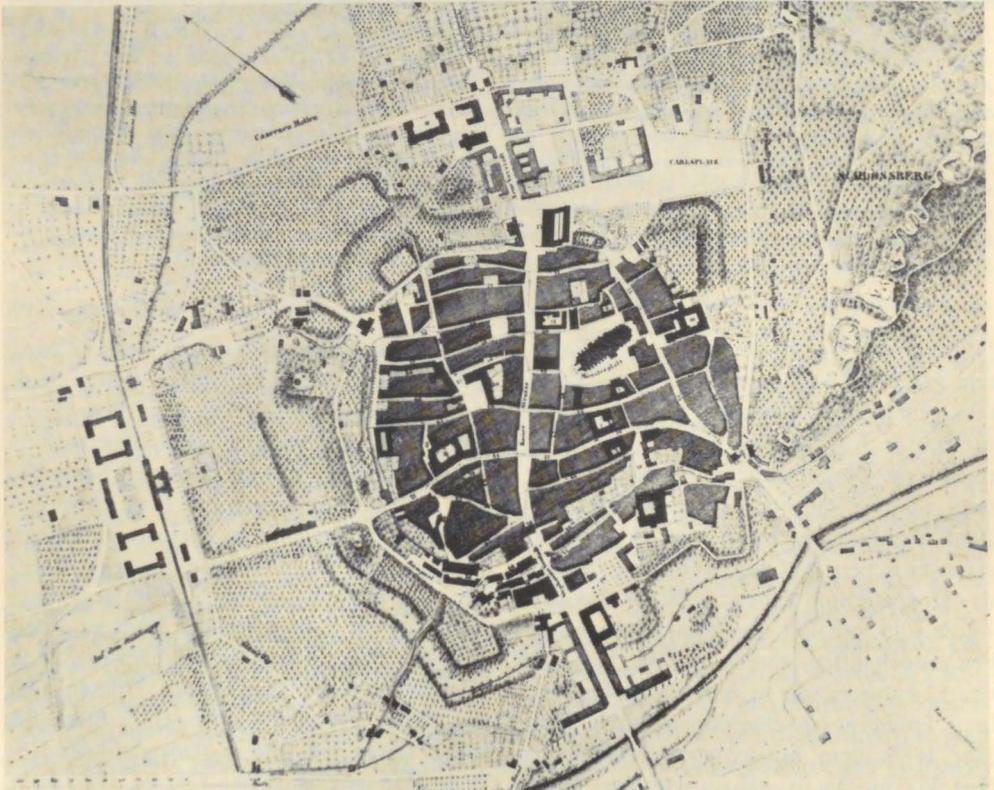
auf denen jetzt noch das Stadttheater und das Colombischlößchen mit den „Stadt-
reben“ stehen. Erinnerungen an jene Zeit
halten einige Bauten und Häuser fest, Zeu-
gen einer eher bescheiden anmutenden Ver-
gangenheit, voll gediegener Repräsentanz,
Liebreiz und gepflegter Muße. Das Me-
riansche Haus etwa am Siegesdenkmal, das
an die Stadterweiterung nach Norden in die
Neuburg hinein erinnert, es muß sich heute
gegen das Hochhaus einer Versicherungsgesellschaft behaupten. Spitzweg hätte hier fast
für einige Jahre daheim sein können. In die

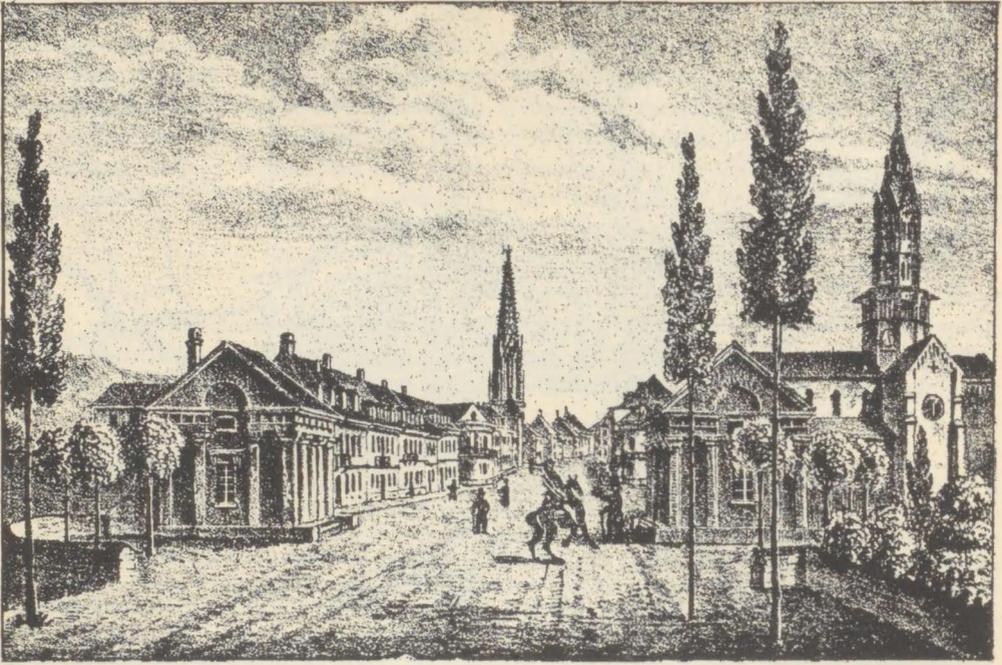
Idyllik hinein kam dann doch, Zeichen der
industriellen Entfaltung, die erste Gasfabrik,
sie stand, 1850 eröffnet, dort, wo sich heute
die Johanneskirche befindet. Nach der Eisen-
bahn die Gasfabrik! Erste industrielle An-
fänge und Biedermeier gehören in Freiburg
zusammen.

Vor den Toren Gärten

Nur langsam, aber doch mit einiger Stetig-
keit ging das Bevölkerungswachstum in der
Stadt voran. In den ersten Jahrzehnten des

*II) Der Verlauf der Geschichte hat dafür gesorgt, daß die Ausdehnung Freiburgs in der Mitte des 19. Jahrhun-
derts kaum größer gewesen ist als im ersten Jahrhundert seines Bestehens. Deutlich ist auf dem Plan von 1850
noch der kaum erweiterte Stadtkern aus dem 12. Jahrhundert zu erkennen. Südlich vom Martinstor ist die Ste-
phanienvorstadt dazu gekommen, ebenso die Häuserzeile, die vom Holzmarktplatz wie von der Rempart-
straße die Kaiser-Joseph-Straße entlang bis zu heutigen Dreisam- und Schreiberstraße zieht, nördlich die
„Neue Vorstadt“; und im Westen sieht man schließlich in einigem Abstand von der Stadt die Bahnlinie und
den Bahnhof.*





Das „Zähringer Tor“ lag im Norden der Stadt, dort, wo heute Albertstraße (früher Spitalstraße) und Ludwigstraße auf die Habsburgerstraße stoßen. Architekt der Toranlage, die 1827/29 entstanden ist, war Christoph Arnold. Das rechte Tor ist ein Wachhaus, das linke ein Zollhaus. Bis zu diesem geographischen Punkt sollte die nördliche Stadterweiterung reichen, bis zu diesem Punkt im Norden war im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Stadterweiterung für ein vermutetes und überschaubares Wachstum vorgesehen. Hier sollte die Stadt einmal enden. Offenbar sah man die Stadt immer noch als eine körperliche Einheit, die man, wenn schon nicht mit Wall und Graben, doch mit zweckdienlichen, repräsentativen Toren ausstattete. So markierte man den Ausgang und den Eingang in die Stadt. Auf dem Bilde ist rechts die ehemalige Ludwigskirche zu sehen, mitten im Hintergrund das Münster, in der Bildmitte rechts und links die Rundungen der Rondellhäuser, die, bei der Stadterweiterung in die Neuburg hinein entstanden, 1944 zerstört worden sind.

Jahrhunderts freilich so, als ob das Wachstum gar nicht wahrzunehmen wäre. Gleichsam gemächlich, bedächtig tat man Schritt für Schritt. Als hätte ein Genius des Wachstums dem Bürgerstädtchen „Numme langsam, numme nit huddle!“ zugerant. Die Zahl der Menschen nahm zwar in dem Zeitraum zwischen 1800 und 1861 ungefähr um das Doppelte, um nahezu 8000 zu, das Bauwesen und mit ihm der Wohnungsbau blieben jedoch offensichtlich zurück. Die Zahl von 52 Häusern, die in dem für die Entwicklung Freiburgs so charakteristischen Stichjahr 1866, dem Entstehungsjahr des alten Bertoldgymnasiums, gebaut worden sind, ist

in der Zeit vorher nie erreicht worden. Man hatte damals zahlreiche Gärten um die Stadt angelegt, denn in ihr war kein Platz; „ein großer Teil der hiesigen Einwohner (besitzt) eigene Gärten“, schreibt Heinrich Schreiber in der dritten Auflage seines 1840 erschienenen Buches „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen“³⁾; in anderen deutschen Städten war es nicht anders. Noch Jahrzehnte später ist auf Plänen von der Stadt zum Beispiel zu sehen, daß es am nördlichen Rande der Altstadt den Garten der Domdekanei und in der Vorstadt Wiehre den erzbischöflichen Garten gab, und in beiden standen Reben. Man zog in seinen Gärten aber nicht

nur Reben, sondern auch Gemüse und Obst, hielt über sein Gartenstück Verbindung mit der Natur und zündete daheim, so gut wie in Köln, Frankfurt oder anderen Bürgerstädten mit Einbruch der Dämmerung die Petroleumleuchte an. Solche Lebensweise war nicht nur auf Freiburg beschränkt, sie war im damaligen Agrarland Deutschland gang und gäbe.

Darum hat es auch, wie manche meinen, gar nichts Unrechtes oder gar Schimpfliches an sich, wenn das Freiburg jener Zeit ein Provinzstädtchen genannt wurde, als Ackerbürgerstadt sah es der Historiker Gerhard Ritter. *Was* anders hätte denn Freiburg unter den gegebenen Umständen sein können? Man kann der Geschichte einer Stadt nicht aus dem Wege gehen, ganz gewiß nicht, man soll sie aber genausowenig durch Vorurteile ändern wollen. Jakob Burckhardt hat einmal in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“⁴⁾ vermerkt, die früheren Menschen hätten an dem früheren Zustand ihre Tugenden und Untugenden entwickelt, sie hätten sich frei entfalten und ihren guten Willen betätigen können; und darauf käme es an, wenn man historische Gerechtigkeit walten lasse. Diese Meinung bedarf auch heute keiner Korrektur.

Zur Selbsthilfe gegriffen

Wie anderswo war in jenen kleinen bürgerlichen Jahren und Jahrzehnten der absolutistischen Herrschaften auch in Freiburg der eigene Impetus gering. Der Bürger hatte keinen Teil an der „Macht“, wie ehemals in den selbständigen Zeiten der Stadt, er war im Sinne des Wortes ohnmächtig; und wenn er schon nicht unterdrückt wurde, so stand er doch als Untertan gleichsam unter Kuratel. Wenn aber der Unternehmungsgeist wie 1848 wirksam wurde, geschah es nur vorübergehend, ohne Resonanz und Rückhalt. Es war, als müsse die Stadt sich zunächst aus einer starr gewordenen Vergangenheit lösen und beginnen, Versäumtes aufzuholen und

Neues zu probieren. Darum hat dieser Prozeß der sich ankündigenden Entwicklung auch über einen längeren Zeitraum gedauert. Der tiefste Punkt schien jedoch nach und nach überwunden zu werden. Ein kräftigeres Wachstum setzte erst in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts ein, als das vorindustrielle Zeitalter sich von seinen Anfängen zu entfernen begann. Die Einführung der Gewerbefreiheit und das bereits erwähnte Jahr 1866 brachten weitere Neuerungen, die, über Eisenbahn und Gasfabrik hinaus, so etwas wie einen Bruch mit der Vergangenheit andeuten können. Hatten bisher nur einige Handwerker und Industrielle eigene Bankgeschäfte betrieben, um ein Kreditwesen aufzubauen, so kam es 1866 zur Gründung einer genossenschaftlichen Bank, die nicht nur das Kreditwesen gefördert hat. Die gewerblich orientierte Bürgerschaft hatte zur Selbsthilfe gegriffen. Auch hier waren also Vorbereitungen für die kommende Zeit in Gang gekommen, die Voraussetzungen für Wachstum und Wandlung geboten haben. Man sieht es der Einwohnerzahl an. In den beiden Jahrzehnten von 1861 mit 16 960 Einwohnern bis 1880 mit 36 401 Einwohnern wuchs die Bevölkerung um rund 20 000 Menschen. Die Entwicklungskurve der Einwohnerzahlen springt geradezu nach oben.

Bis zum Beginn der sechziger Jahre gab es kein übermäßiges Wachstum, aber einige Wandlungen im ursprünglichen städtischen Areal, die einer Erinnerung wert sind. Allmählich verblaßten Überbleibsel der Vergangenheit, wie die farbigen Bilder an den Häuserfronten, von denen es noch bis 1944 einige gab; sie wurden nicht mehr restauriert und verschwanden mehr und mehr aus dem Blickfeld. Wie in einem Nachtrag zur Säkularisation fiel der Kreuzgang des Klosters von St. Martin, damit der Rathausplatz entstehen konnte; auf ihm ist anstelle des Rotteck-Denkmal 1853 das Berthold-Schwarz-Denkmal erstellt worden. Manches Alte ging verloren, den Denkmalschutz gab es damals noch nicht. Als Freiburg noch das „Gepräge

der alten Festung“ trug, sah es, wenn auch die Festungswerke längst gesprengt waren, natürlich anders aus als nach dem Einebnen der Festungsbastionen, der Wälle und Gräben. Das war 1859, als auch die Günterstalstraße angelegt worden ist. Man machte Gelände frei für die Zukunft, nicht zuletzt für Bauten.

Doch was gab es damals an Stadt, wie groß war sie eigentlich? Auf einem Stadtplan von 1869⁵⁾, gerade an der Wende zu einem kräftigen Aufbruch entstanden, versehen mit der „Abtheilung der Häuser und Angabe der neuen Hausnummern“, die seit 1866 jeweils in den Straßen und nicht mehr durchlaufend angebracht worden waren, kann man die Antworten auf die eben gestellten Fragen ablesen; der „Lithographie- und Steindruckerei-Besitzer C. Bolia“ hat sie auf ihm festgehalten. Freiburg bestand aus der Altstadt mit einiger Bebauung im Süden (Kaiserstraße, über die Stephanienvorstadt hinaus bis zur Dreisam, Luisenstraße, Marienstraße, Dreisamstraße), am Rande der Altstadt im Südosten mit der Vorgängerin der Schwabentorstraße; im Norden, in der sogenannten Nordstadt, mit der planerisch entworfenen Rheinstraße und Spitalstraße (jetzt Albertstraße), mit Teilen der Bernhard- und Ludwigstraße, mit den Anfängen der Karlstraße, mit drei in den Westen gehenden, kaum angebauten Straßenzügen von der Altstadt in Richtung Bahnhof (Bertoldstraße, Eisenbahnstraße, Friedrichstraße); westlich vom Bahnhof befinden sich auf dem Plan die Eintragungen „Hinterm Bahnhof“ und „Auf dem Stühlinger“, aber keine Häuser und Bauten; südlich der Dreisam in der Wiehre gibt es die Land Straße mit einigen Häusern (heute Schwarzwaldstraße), die Basler Straße heißt ebenfalls noch Land Straße, die Talstraße noch Wiehre Straße; bebautes Gelände ist schließlich im Gebiet der unteren Kartäuserstraße. Oben am Rand der Karte steht der Eintrag „Vorstadt Herdern“. Heinrich Schreiber nannte die „mitverbürgerten Dörfer Herdern und Wühre“⁶⁾ bereits 1840 das

fünfte Stadtviertel und das sechste Stadtviertel. Der übrige Raum der 53 × 46,6 Zentimeter großen Bildfläche auf der Karte wird vom Schloßberg mit seinem Rebgelände, von Matten, Feldern, Baumbeständen, Gärten und vor allem von Reben eingenommen. Alles das war Freiburg, nicht eben viel, wie wir Heutigen meinen, doch wesentlich größer bereits als es der Plan von 1850 zeigt. War im Norden auf dem älteren Plan mit dem Zähringer Tor einmal ein städtebaulicher Abschluß vorhanden, so ist es zwar 1869 noch so, aber gleichsam „überspielt“. Da die „Neue Anatomie“ — die alte im Neuen Rathaus konnte nicht mehr genügen —, dort das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern und Kuenzers Cichorienfabrik zeigen etwas von dem Druck an, den die sich erweiternde Stadt im Norden ausübte. Und in den Gevierten zwischen Spital-(Albert-), Rhein- und Friedrichstraße, Merianstraße, Katharinenstraße und (heute) Hebelstraße lassen die planerischen Eintragungen erkennen, wie die Stadtentwicklung sich damals des bebauten Karrees zu bedienen wußte. Nach wie vor bleibt dennoch das unbebaute Gelände auf der Karte weit größer als der bebaute Raum. Allein das Rebgelände übertrifft die Größe des bebauten Stadtkerns nicht unwesentlich.

Die Keimzelle war vergrößert

Mehr Stadt Freiburg gab es damals nicht: den Stadtkern und einige Straßen in der angrenzenden Nachbarschaft. Von einem Stadtteil war noch nicht die Rede, jedoch schon von einem nördlichen Stadtviertel, das auf dem Gelände der ehemaligen Universitätsreben angelegt worden war. Die Keimzelle hatte sich etwas vergrößert, mehr war 1869 noch nicht vorhanden. Im Norden wurden dabei, ebenso wie im Süden, alte Wohngebiete wieder besiedelt, die beide einmal der Vaubanschen Befestigungsanlage weichen mußten. Die Stadt wurde also dorthin erweitert, wo es früher schon einmal bebaute Stadtgebiete gegeben hatte. Immerhin, der



III) Der Plan gibt die Situation um 1869 wieder; noch heißt die Basler Straße „Land Straße“, die Talstraße „Wiehre Straße“; beide Straßen erhielten erst nach diesem Jahr ihre neuen Bezeichnungen, und die „Neue Anatomie“ nördlich der Spitalstraße steht schon; sie ist 1867 eröffnet worden.

neue Anfang war gemacht, der Weg gewiesen, so daß sich doch ein gespanntes Interesse einstellt, wie es denn weiter gehen werde. Mit dem Wachstum mußten größere

Wandlungen sichtbar werden, wenn die Stadt nicht in Verzug geraten wollte. Hier wird nun der Auftrag deutlich, der der Stadt wie ein Gesetz vorgegeben war: sie sollte

sich jeweils in die angrenzende Nachbarschaft hinein erweitern; ein geradezu klassisches Verfahren wurde also praktiziert, das dann ein Jahrhundert lang erfolgreich geübt worden ist. Die Lektüre von weiteren Stadtplänen wird es zeigen.

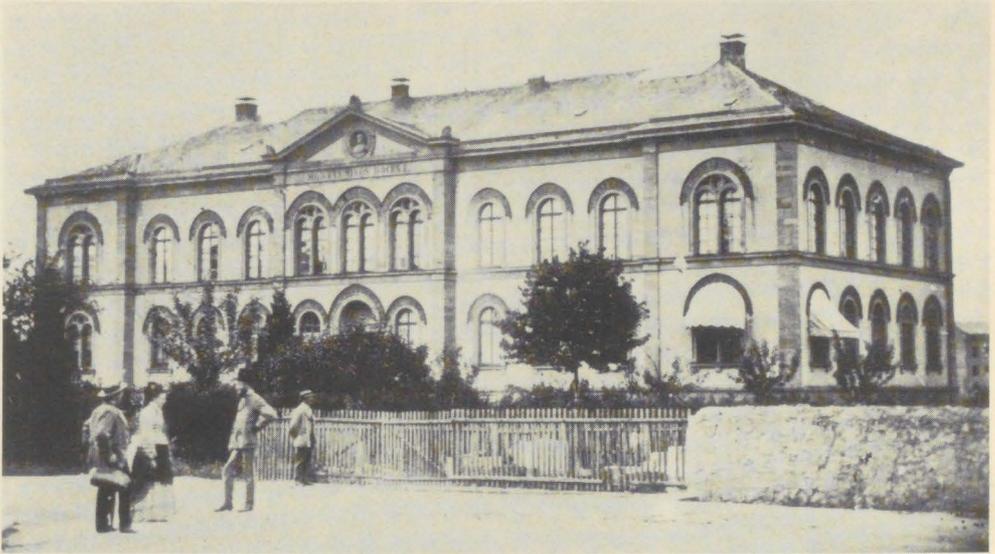
Im Jahre 1880 war die Zahl der Einwohner kräftig angewachsen; sie betrug 36 401. Die Entwicklung ist beträchtlich. Vor 100 Jahren erreichte diese Zahl bereits den fünften Teil der heutigen Größe von fast 180 000 Einwohnern. Das starke Jahrzehnt von 1869 bis 1880 soll hier Anlaß sein, um an Hand des Stadtplanes von 1880 das Wachstum samt Veränderungen festzuhalten, die es seit 1869 gegeben hat. Schon der erste Blick auf den Plan läßt erkennen, daß in den früher bereits angegebenen Richtungen weitergebaut worden ist. Nicht jede Einzelheit soll dabei notiert werden, vielmehr kommt es auf die größeren Linien und auf die Tendenzen an. Dabei kann nun der Hinweis auf den Mangel an Wohnraum nicht unterlassen werden, der durch den verstärkten Zuzug entstanden war. In der „Freiburger Zeitung“ vom 7. November 1872 steht in einer Abhandlung dieser Satz: „. . . die Wohnungsnot, die sich bei uns in Permanenz erklärt zu haben scheint, trifft nicht nur die Rentiers, die hier in schönen Villen behaglich ihres Daseins genießen möchten, sie berührt in empfindlichster Weise die Beamten aller Grade, Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker. Die Bauthätigkeit hat dadurch einen mächtigen Impuls empfangen . . .“ Angebot und Nachfrage klappten damals nicht nur auseinander, der Mangel an Wohnungen wie der daraus entstehende Drang und Zwang zum Bauen beeinflussten auch die Bau- und Stadtbaupolitik, und dies keinesfalls in einer immer günstigen Weise. Kaum jemand vermag doch, ohne sein Gewissen zu strapazieren, davon zu reden, daß etwa mit der Anlage des ursprünglichen Stühlingers eine besonders ansprechende städtebauliche Leistung geboten worden sei.

Die Universität setzte einen Punkt

Im Norden der Altstadt sieht man, wie der Bebauung auf der Nordseite der Albertstraße Einhalt geboten wird. Hier ist ein Stelldichein von Instituten der 1457 gegründeten Universität arrangiert worden, die zum erstenmal den Stadtkern verlassen hatte. 1869 stand in dem großen Raum der Casernen Matten, geradezu mutterseelenallein, die 1867 eröffnete Neue Anatomie. Die Neue Chemie ist dazu gekommen, auch die Augenklinik und dann noch der Botanische Garten. Das Mutterhaus, östlich davon, war schon länger da; und nördlich von dieser Bebauung befand sich die Central-Strafanstalt (1878 eröffnet) und die Cichorienfabrik Kuenzer auf dem früheren Gelände des Tenenbacher Hofes (jetzt Verlag Herder). Zum erstenmal hatte die Universität ihren deutlichen Willen geäußert, sich in dem Gebiet ein Institutsviertel aufzubauen. Wer immer bauen wollte, mußte daher dieses „Hindernis“ nach Norden hin umgehen.

Die „Vorstadt“ Herdern besteht aus einiger Bebauung im Bereich des Gewerbebaches, wo er mit der früheren Zähringerstraße (jetzt Habsburgerstraße) parallel läuft, bis etwa zur Bahnüberführung, dann zwischen Herderner Kirche und „Garnison-Lazarett“ an der Hauptstraße und schließlich auf der westlichen Seite des nördlichen Teils der Stadtstraße bis zur Kirche. Die übrigen, bereits aufgezeichneten Straßen in West-Ost- oder Nord-Süd-Richtung erscheinen nahezu unbesiedelt. Matten, Gärten, Baumbestände und Rebanlagen sind noch die charakteristischen Merkmale von Herdern. Die eingetragenen Straßen beweisen aber, daß bis zu einem gewissen Umfange planerische Voraussetzungen für eine kommende Bebauung geschaffen worden sind. Man könnte das als umsichtige Vorratshaltung bezeichnen.

Der Osten der Stadt, der bei der Oberau beginnt, hat an Bebauung beim Gewerbebach zugenommen, Vorstufe eines kleinen alten, heute noch teilweise erkennbaren gewerbli-



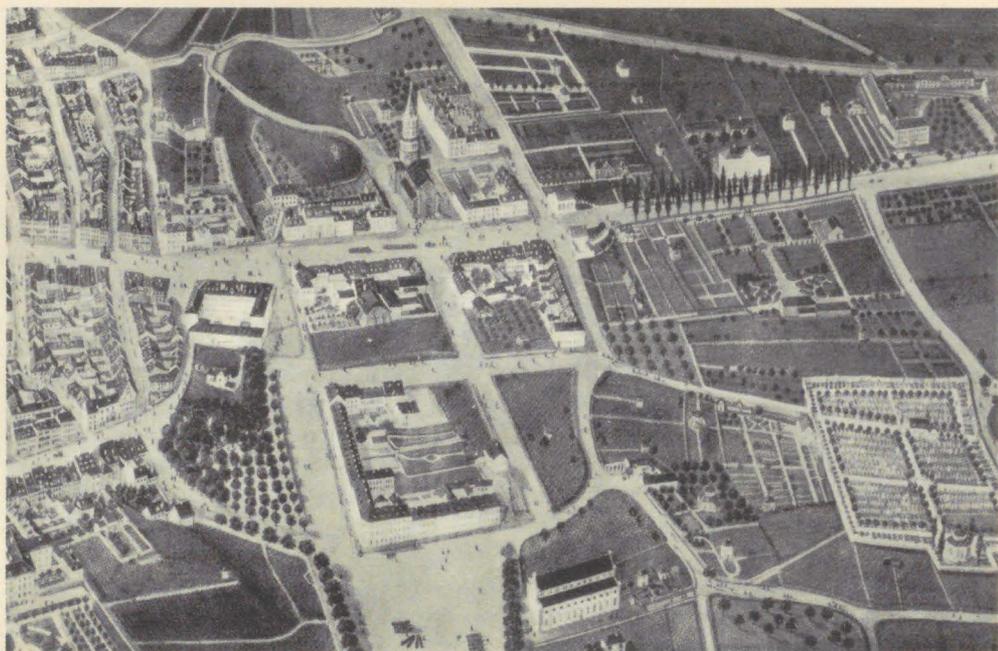
Mit der 1867 eröffneten Neuen Anatomie deutete die Universität an, daß sie sich in der früheren Nordstadt das spätere Institutsviertel aufbauen wollte. „Mortui vivos docent“ steht oben unter dem Giebel, „Die Toten lehren die Lebenden“.

chen Gebietes. Auch zwischen nördlicher Schwarzwaldstraße und dem dort einst vorhandenen Bach gab es mehr Häuser. Eine augenscheinlich dichtere Bebauung hat die Knopffabrik Risler bekommen, sonst herrscht hier ebenfalls das Grün vor. Böhringers Gut in der, wie es heute heißt, Oberwiehre existierte und funktionierte in jenen Jahren noch.

Die Zunahme an besiedelter Baufläche ist im Süden, heute Mittelwiehre, auffälliger. Die Besiedlung folgt den bestehenden Straßenzügen. Gering ist sie an der Bromberg-, Thurnsee- und Hildastraße, stark dagegen an der Günterstalstraße und der Kirchstraße. Wo Schwimmbadstraße und Lorettostraße zusammenstoßen, gibt es ebenfalls eine konzentrierte Bebauung. Gärten, Matten, Äcker bestimmen hier ebenfalls noch stark das Bild. Auch in diesem Bereich werden bestimmte Planungen und künftige Besiedlungen deutlich sichtbar, wie die eingetragenen Straßen erkennen lassen. Auf dem Stadtplan hat man

sich wie im Norden so auch im Süden auf die Stadterweiterung eingerichtet.

Jetzt tut sich auch im Westen, im Stühlinger, etwas. Die Wohnungsnot drängte, es mußte gebaut werden; jenseits der Bahn begann man ein neues Stadtgebiet zu schaffen. Hier sind die Karrees mit den vorgesehenen Straßen zwischen Dreisam und Lehenerstraße, Bahnhof und Eschholzstraße im Gegensatz zur sonstigen Gewohnheit, exakt viereckig angelegt. Vereinzelt besiedelt, scheint das Gebiet vorerst als so etwas wie Industrie- oder Gewerbegebiet zu dienen. Außer der projektierten Gasfabrik, die Reben verdrängt hat, stehen auf dem Gelände nahe beim Bahnhof eine Chemische Fabrik, eine Zement-Fabrik, eine Knochenmühlebrik, die wie die Kreis-Pflege-Anstalt außerhalb des genannten Karreebereichs lag, eine Metallfabrik, eine Schloßfabrik, eine Sägefabrik und eine Orgelfabrik. Die Fabriken oder gewerblichen Betriebe sind neu. Neu sind aber auch die Überlegungen, wie sie bereits in den



Wohl kaum ein Bild läßt Veränderungen und Wandlungen in der Stadt so sichtbar werden, wie dieser Ausschnitt aus dem Vogelschaubild, das Joseph Wilhelm Lerch 1852 gemacht hat. Er gibt einen sehr anschaulichen Überblick über die Verhältnisse im damaligen nördlichen Stadtgebiet mit Karlskaserne, Ludwigskirche, Kuenzers Cichorienfabrik und, geht man im Sinne des Uhrzeigers weiter, mit dem alten Friedhof, der früheren Festhalle und schließlich mit dem mit Bäumen bestandenen Karlsplatz. Wichtig ist vor allem der Hinweis auf die parzellierten Gärten, die im rechten Teil des Bildes, zum Teil mit Gartenhäusern, zu sehen sind.

Vorarbeiten auf dem Plan sich niedergeschlagen haben. Der Stühlinger kommt zum Zuge, in dessen Westen sich noch weiträumige Matten erstrecken.

Reben über Reben

Noch immer sind Teile des Stadtgebietes mit Reben bestückt; am Rande der Altstadt jedoch ist das Reb Gelände ziemlich zusammengeschumpft. Dennoch schien Freiburg damals weit mehr als bis zur Eingliederung der Tuniberggemeinden die schmückende Bezeichnung einer Stadt des Weines zu verdienen. Reben über Reben in der Vorstadt Herdern, hinter der ehemaligen Kunsthalle, nördlich der Ludwigstraße, Reben bis hinauf

zur Herderner Kirche, immer wieder Reben; Westhang und Südhang des Schloßberges sind voller Reben, sie ziehen die Immentalstraße hoch, den Immenberg hinauf; Reben auf dem Waltersberg, auf und an der Eichhalde, ebenso am Neuberg. Reben zwischen Dreisam- und Kartäuserstraße. Ein dichtes größeres Reb Gelände besteht westlich vom Hölderlebach, entlang der Basler Straße, über die Straße nach Merzhäusern hinaus, bis fast zur Eisenbahnlinie nach Basel, ein geschlossenes Reb Gelände, das einst zum Josephsberge hinüberlief. Selbst im Stühlinger, da wo die Bahnlinie nach Breisach abzweigt, bietet die Karte noch ein Reb Gelände; vor dem gab es auch im Stühlinger mehr Reben, genügend Grün, Gärten, Matten und Äcker

sind da; reichlich Platz ist noch vorhanden in der größer gewordenen Stadt, deren Wachstum und Veränderungen naturgemäß nicht nur im Bauwesen wahrgenommen werden können.

In der Altstadt gab es 1866, dies sei nachzutragen, eine ins Auge springende Veränderung, den Abbruch des Predigertores, auf dem nördlichen Teil des früheren Rotteckplatzes; seitdem hat Freiburg nur noch seine beiden klassischen Tore, das Schwabentor und das Martinstor. Ein Stück „alte Zeit“ verschwand. Es stand der geplanten Bebauung im Wege. In die gleiche Zeit fällt, wie bereits erwähnt, die Eröffnung der neuen Anatomie; dann der Umbau des Zucht- und Arbeitshauses zur Rempartkaserne (heute Platz des neuen Kollegengebäudes I der Universität).

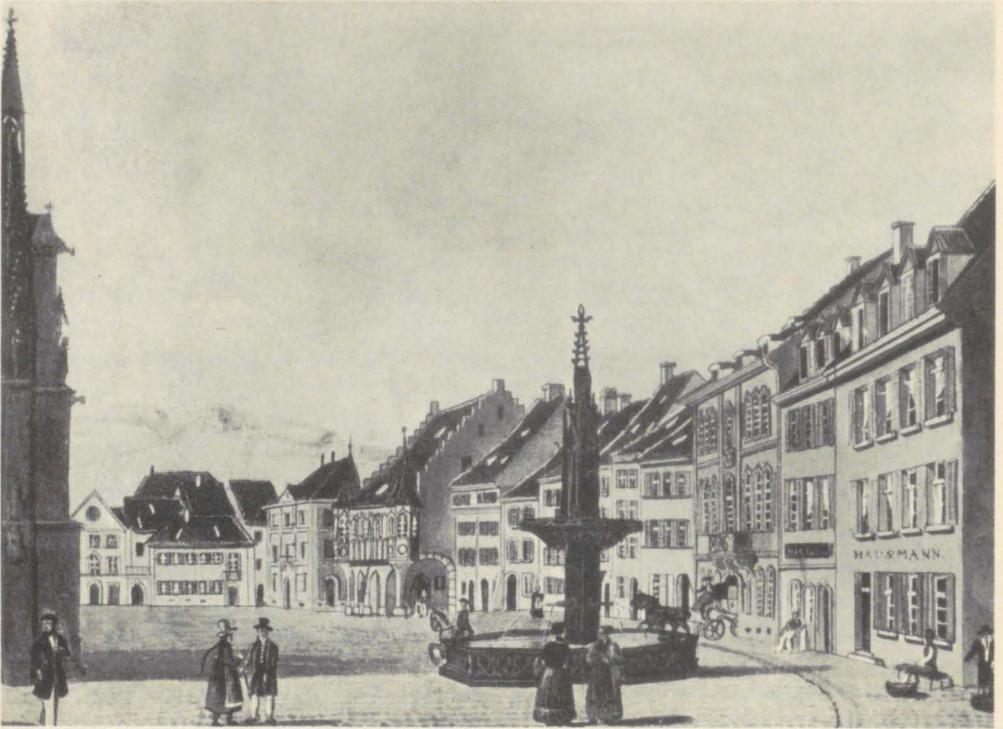
In dem Zeitraum zwischen den beiden Plänen, 1869 und 1880, wurde die Eisenbahnlinie Freiburg—Breisach eröffnet, ebenso der heutige Hauptfriedhof, während der bisherige an der Stadtstraße geschlossen wurde. Der Grundwasserstrom bei Ebnet wurde für die städtische Wasserversorgung erschlossen, die neue zentrale Wasserleitung gelegt. Das Siegesdenkmal ist enthüllt worden. Derartige Stichworte deuten gut an, was alles geschehen ist, was getan werden mußte, um den Erfordernissen der wachsenden Stadt nachzukommen. Vor hundert Jahren bereits sind Leistungen erbracht worden, die nicht nur den Vorfahren dienten, sondern zu einem guten Teil uns Heutigen noch zugute kommen.

Mit der öffentlichen Kutsche nach Günterstal

Wenn man im Vorgriff auf den nächsten Stadtplan Ereignisse und Leistungen der achtziger und neunziger Jahre dazu nimmt, bemerkt man nicht nur das Wachstum dieser Stadt mit den Veränderungen, man stößt auf Züge und Merkmale im Bild der Stadt, wie sie bis 1944 bestanden haben, wie sie zum Teil heute noch bestehen. Das Gas war

längst zum wichtigen Energieträger geworden, die Stadt baute deshalb im Stühlinger ein neues Gaswerk, das alte, erste genügte nicht mehr. Anstelle eines niveaugleichen Übergangs über die Eisenbahn wurde die Stühlingerbrücke errichtet; sie verbindet heute noch Stadt und Stühlinger. Die Höllentalbahn wurde eröffnet, ein Schlachthof erbaut (inzwischen längst abgerissen), der Mundenhof gekauft, das Rieselgut errichtet. Kanalisationsleitungen wurden verlegt. Günterstal und Haslach sind eingemeindet worden. Die erste öffentliche Verkehrsverbindung von Herdern nach Günterstal wurde eingerichtet und von privater Seite mit pferdebespannten Wagen betrieben. Der Verkehr rollte zum erstenmal über die neue Schwabentorbrücke, die inzwischen durch eine Doppelbrücke ersetzt worden ist; dadurch ist der Verkehr erheblich verbessert worden. Was so in drei Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende vollbracht worden ist, zeigt besonders deutlich, wie Auf- und Ausbau der Stadt entwickelt worden sind, und dabei geht der Blick nicht nur einmal von der Vergangenheit in die Gegenwart.

Diese keineswegs lückenlosen Angaben müssen um einige Vorgänge aus den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ergänzt werden, die nicht von alltäglicher Bedeutung für Entwicklungen und Wandlungen in der Stadt sind. Geht man einmal davon aus, daß eine so günstig gelegene, aufstrebende Stadt keiner besonderen Bemühungen um den Zuzug von Menschen bedarf, so überrascht es, wie man sich dennoch im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende um Zuzügler für Freiburg gekümmert hat. „Der Zuzug von Villenbesitzern nach Freiburg wurde in den ersten 90er Jahren durch ein ungewöhnliches Ereignis, durch den Ausbruch der Cholera in norddeutschen Hafenstädten, günstig beeinflusst. Der gefährliche Charakter dieser Epidemie und die hohe Zahl der täglichen Sterbefälle drängten die reichen Familien zur Massenflucht nach



Der Münsterplatz hat hier auf dem Aquarell von Henriette Meyer aus dem Jahre 1845 ein liebenswürdig biedermeierliches Aussehen. Wenn sich auch eine Reihe von Dingen inzwischen geändert hat, die Südseite des Münsterplatzes ist und hat etwas Bleibendes und zwingt immer wieder Freiburger und ihre Gäste in ihren Bann.

dem Süden. Aber überall wurde den Flüchtlingen — sogar bis in die Schweiz hinein — von den Stadtverwaltungen aus Furcht vor der Verschleppungsgefahr die größten Schwierigkeiten bereitet . . . manche Städte verweigerten den Flüchtlingen schroff die Aufnahme. Ganz anders in Freiburg; hier wurde ihnen ohne jede unnötige Belästigung gastlich Asyl gewährt. Zahlreich fanden sie sich daher hier ein und hatten in ihrer unfreiwilligen Muße reichlich Gelegenheit, die Reize der Stadt und ihrer paradiesischen Umgebung kennenzulernen . . . Es kam kein Cholerafall vor, aber manche der reichen Gäste aus Norddeutschland erwarben hier Villenplätze und siedelten sich im gastlichen Freiburg an⁸⁾“.

Wohlhabende Familien waren willkommen

Diese und andere wohlhabende Familien ließen sich, vor und nach den eben geschilderten Vorgängen, in Freiburg nieder; und sie brachten Geld mit. Mit ihren Beträgen aus der Kapitalrentensteuer füllten sie den Stadtsäckel über Jahre hinweg. 1905 belief sich das Steuerkapital bei der Kapitalrentensteuer auf 254 Millionen Mark, das bei der Gewerbesteuer nur auf 48 Millionen Mark⁹⁾. Zweifellos haben die Beträge aus der zuerst genannten Steuer in ergiebiger Weise geholfen, die städtischen Aufgaben und Unternehmungen zu finanzieren. Die wohlhabenden Familien errichteten die ersten großen Quartiere mit Villen in der Wiehre und Herdern, die wie die Goethestraße zu „Sehenswürdigkei-

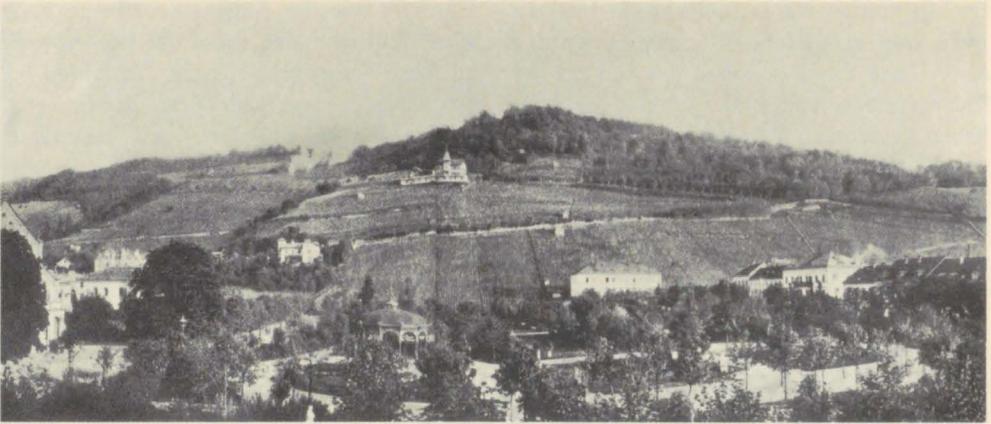
ten“ geworden waren und von Architekten nicht nur des Inlandes besichtigt worden sind. Diese Familien haben das Gesicht der Quartiere bestimmt, und auch das der Stadt haben sie deutlich mitgeprägt. Größere Teile der Wiehre und Herderns verdanken ihre Existenz weithin den vermögenden Familien, Freiburg verdankt ihnen kaum weniger. „Der starke Zuzug von wohlhabenden Familien und Studenten, namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten, hat nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt entscheidend beeinflußt, sondern auch durchgehend und allgemein eine beträchtliche Hebung des Wohlstandes herbeigeführt, der allen Zweigen des städtischen Erwerbslebens, insbesondere aber dem Gewerbe- und Handelsstand sowie den Verkehrsunternehmungen der verschiedensten Art zustatten kam.“ Der Autor dieser Sätze, Joseph Ehrler, hat sie in seinem Beitrag „Die Freiburger Bevölkerung nach Beruf und gesellschaftlicher Gliederung, Alter, Familienstand, Religion und Gebürtigkeit“ niedergeschrieben¹⁰); er war Zeitgenosse und hatte von der Statistik her seine Einsicht in die Verhältnisse vor und nach der Jahrhundertwende.

Heute kann Freiburg, auch wenn noch einiges zu tun bleibt, in Teilen wenigstens, als eine Stadtlandschaft im Grünen gelten. Veranlaßt haben dies die Groß- oder Urgroßväter, weil sie den Grund dazu gelegt haben. Mit dem Grün ist etwas Neues in die Stadt hineingekommen; denn die Altstadt kannte kein Grün; es widersprach ihrem Charakter, und zum anderen wäre auch kein Platz für Grün dagewesen. Das Grün ist damals selbstverständlicher Bestandteil der Stadt geworden und hat den Reiz Freiburgs vermehrt. In damaligen Neubaugebieten war es gang und gäbe, daß Vorgärten angelegt wurden, daß die Straßen Bäume bekamen. Das galt etwa für die Marien-, Luisen- oder andere Straßen ebenso wie für die Günterstalstraße, deren Baumbestand dann freilich in unseren Tagen dem Verkehr geopfert worden ist. Das galt selbstredend auch für die Wiehre wie für

Herdern, wie der Augenschein heute noch lehrt. Wie sehr man dabei das Gemeinwohl im Auge hatte, geht aus den Verfahren bei den Anlagen am Schloßberg hervor; man „entzog ihn unter Opfern“, wie man sagte, den „Zwecken der Nützlichkeit“, pflanzte, wo ehemals Reben standen, Bäume, legte zahlreiche Spazierwege an und machte ihn zum „Gemeingut aller“: Mit kaum geringem Eifer bemühte man sich um den Stadtgarten, um Waldsee und Sternwald, Bodlesau und Lorettoberg, um den Colombigarten und die Dreisamanlagen.

Damals schon beliebt, der Schloßberg

„Die kostbarste Naturschönheit, ja das landschaftliche Charakteristikum der Stadt Freiburg“ hieß es in einer Vorlage an den Bürgerausschuß vom 16. 10. 1889¹¹), „ist der Schloßberg. Der Reiz seiner Spaziergänge und die Mannigfaltigkeit der durch ihn gebotenen Aussichten sichern ihm . . . eine Bedeutung, welche in idealer und materieller . . . Beziehung nicht leicht zu hoch angeschlagen werden kann. Sein Hauptvorzug aber ist unstreitig . . ., daß er unmittelbar, gleichsam aus dem Herzen der Altstadt, sich erhebt und so jedem Bewohner . . . die Gewinnung der höheren, reineren Luftregionen und die erhebenden Ausblicke in Nähe und Ferne ermöglicht.“ Das Fazit daraus lautet: „Es wird daher die Aufgabe der Stadtverwaltung sein, ein so kostbares Besitztum in seiner Beschaffenheit nicht nur zu erhalten, sondern seine Vorzüge als Hilfsmittel in dem bekannten Konkurrenzkampf, welchen insbesondere die auf den Anzug der besitzenden Klassen rechnenden Städte führen, nach Möglichkeit noch zu erhöhen.“ Gesagt, getan. Man beschloß, den nördlichen Teil für die private Nutzung freizugeben, den südlichen Teil mit der natürlichen Aussichtsterasse als städtisches Eigentum zu erwerben und der Allgemeinheit verfügbar zu halten. Und so geschah es dann. Mit dem gleichen Stolz wie vom Schloßberg sprach man von



Die Fotoaufnahme, die Georg Rübcke vor der Jahrhundertwende vom Schloßberg gemacht hat, zeigt, wie sehr er einmal Rebberg gewesen ist; der Westhang ist ein einziges Rebgelände. Zur Information: in der Mitte des Bildes oben befindet sich das Restaurant Dattler. Im Vordergrund links von der Mitte der alte Stadtgarten mit dem Musikpavillon aus Gußeisen.

der Stadt, um die sich die neue Zeit lege „mit ihrem Kranz von weiten breiten Straßen, ihren offenen Plätzen, getaucht in eine Fülle von Licht und Luft, eingebettet in ein Meer von blühenden Gärten und grünen Bäumen!“ Mehr als aus vielem anderen spricht daraus der „Geist der Zeit“. So feiert man mit sichtbaren Gründen den Fortschritt. Das Grün in Freiburg ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, noch sind wir in diesem 19. Jahrhundert, und zwar auf einer seiner großen Wogen. Glanz und Glorie liegen auf deutschen Landen. Nicht nur der eben zitierte „Geist der Zeit“, wie er sich in den Zitaten äußert, verrät es, das aus ihm genährte Selbstbewußtsein tut es auch. „Unsere Stadt“, schrieb ein Zeitgenosse zwei Jahre vor der Jahrhundertwende, „durfte selbst hinter Berlin, Köln, Leipzig und Straßburg nicht zurückstehen: ihre große geschichtliche Vergangenheit, von der zahlreiche Denkmäler heute noch Kunde geben, machte es ihr ebenso wie ihr mächtiges Aufstreben in der Gegenwart zur Ehrenpflicht, in vollstem Maße zu leisten, was unter den gegebenen Verhältnissen irgendwie erreichbar schien“¹²). Dieser selbstbewußte

Satz gilt zwar den Bemühungen, eine ebenso anspruchsvolle Stadtschrift wie die genannten Städte herauszubringen, aber er kennzeichnet auch die allgemeine Situation. Die Vergangenheit der jüngst vergangenen Jahrzehnte erscheint versunken, ohne Bedeutung. Zukunft scheint alles! Sie belebte den lokalen Patriotismus und trug dazu bei, daß Günterstal und Haslach frühzeitig eingemeindet worden waren. Die Stadt wurde auch in der Gemarkung größer.

In jenen Jahren vor der Jahrhundertwende, und auch nachher, war die Baulust nicht gering gewesen. Nicht wenige alte Bauten aus historischer Zeit wurden im Stadtkern abgerissen. Jetzt noch kann man an Hand der in der Altstadt vorhandenen Häuser aus der Gründer- und wilhelminischen Zeit feststellen, daß manche alten Bauten der Spitzhacke zum Opfer fielen, um Platz für die modernen Bauten jener Zeit zu machen. Man modernisierte die Hauptgeschäftsstraßen der Altstadt und ließ sich dabei von Oberbürgermeister Dr. Winterer anregen, der bei seiner ersten Rede im Bürgerausschuß darauf hinwies, wie günstig sich der Aufenthalt von

Fremden auf die Geschäftswelt auswirke. Aus zwei oder drei Häusern wurde ein großes Geschäftshaus gemacht und mit großen Schaufenstern für die Auslage versehen. Bis vor dem großen Luftangriff im Jahre 1944 konnte man die Ergebnisse dieser Änderungen noch in der Altstadt sehen.

Der „Geist der Zeit“ baute mit

Wer mit Köln, oder wie die gemeinten Städte immer hießen, konkurrieren wollte, brauchte neue Bauten, die den „Geist der Zeit“ widerspiegelten; ihre Fassade sollte dessen Visitenkarte sein, und sie ist es dann ja auch geworden. Der so vielseitige Eklektizismus der Stile spiegelt die Baugesinnung wider. Uns braucht es hier nicht zu beschäftigen, ob Abrisse immer notwendig und dringlich gewesen sind, das sei posthum eine müßige Frage; denn was noch historischen Wert hatte und geblieben war, fiel weithin dem Bombenhagel vom 27. November 1944 zum Opfer. Das Gesicht der Innenstadt änderte sich mit jedem Wandel, und immer hat es, wie man sieht, mit dem Bauen seine besondere Bewandnis gehabt. Aber nicht allzuoft hatte es die Ausmaße wie vor und nach der Jahrhundertwende, wenn man den Vergleich mit unserer Zeit außer Betracht läßt. Um jene Zeit tat man sich mit dem Bauen offenbar leichter. Nicht zuletzt auch deswegen, weil die Stadtverwaltung im freien Gelände vorgearbeitet und in den Stadtteilen Erschließungsarbeiten vorgenommen hatte. Der Wetteifer zudem, es großen Städten gleichzutun, belebte den Elan, der sich dann seine repräsentative Selbstdarstellung schuf. Der Geist der Zeit ersetzte dabei die Vergangenheit und ließ das Gestern vergessen. Für Freiburg ist dies keine geringe Wandlung, sie hat sie aber, nicht ohne schicksalsschwere Lernprozesse, verkraftet.

An der Wende zum 20. Jahrhundert, so halten wir fest, haben die Dörfer Herdern, Günterstal und Haslach ihr ländliches Aussehen noch vollkommen bewahrt. Das alte Dörfchen Wiehre ist von dem späteren Stadt-

teil gleichen namens beinahe aufgesaugt worden, wie der den folgenden Darlegungen zugrundeliegende Stadtplan von 1900¹³⁾ zeigt. Nach den drei Seiten Norden, Süden, Westen schiebt sich die Stadt Jahr für Jahr mit neuen Straßen und Plätzen, wie es damals gesagt wurde, „in fröhlichem Wachstum und Gedeihen weiter hinaus“. Sympathischer läßt sich die hier sichtbar werdende Wachstumseuphorie wohl nicht umschreiben. Für die neu angebauten Gebiete in den drei erwähnten Himmelsrichtungen gebraucht man in jener Zeit bereits die Bezeichnung Stadtteile. Man teilt die Stadt aber auch in vier Zonen ein. Erste Zone war der alte Stadtkern mit seinen engen Straßen und kleinen Grundstücken, der fast vollständig überbaut ist. Die zweite Zone reichte bis zur Albertstraße im Norden, Eschholzstraße im Westen, bis zur Dreisam im Süden. In dieser Zone besteht meistens die geschlossene Bebauung; sie weist nicht wenige Hinterhäuser auf. Solcher Hinterhäuser entbehrt die dritte Zone mit der Wiehre und Herdern, die dafür mit Vorgärten aufwarten können. In der vierten Zone, meist unbebaut und von einzelnen Straßenzügen durchquert, eilte die Bebauung der Erschließung voraus.

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert

Beim Wechsel der Jahrhunderte ergab sich folgender Stand in der Entwicklung der Stadt an den damaligen bebauten Peripherien. Dicht besiedelt worden war das Gebiet bis zur südlichen Albertstraße, Karree für Karree war aufgefüllt worden. Nördlich der Albertstraße hatte sich die Universität mit mehreren Anstalten angesiedelt. Nicht weniger als 14 Universitätsinstitute befinden sich 1897/98 in dem Viertel bis zur Johannerstraße: Hygienisches Institut, Physikalisch-Physiologisches Institut, Chemisches Laboratorium, Zoologisches Institut, Zoologische Sammlungen, Pathologisches Institut, Anatomie, Chirurgische Klinik, Augen-Klinik, Frauenklinik, Klinisches Hospital, Chirurgi-

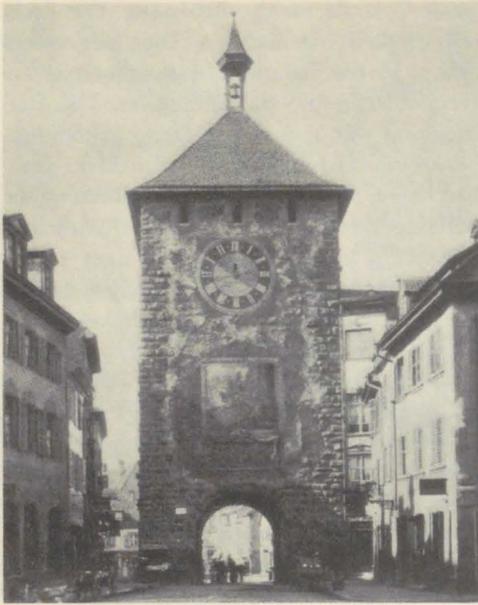
brechungen bis hinauf zur Papierfabrik Flinsch besiedelt, ähnlich wie heute.

Im tiefen Süden zeigt Günterstal im wesentlichen die alte Klosteranlage und läßt in der Kybfelsenstraße wie in der Schauinslandstraße einzelne Bebauungen erkennen. Bis zur Lorettostraße und Urachstraße ist die Bebauung der Südstadt vorgeschritten. Dichter besiedelt sind die Schwimmbadstraße, die Goethestraße, die Kirchstraße, die Günterstalstraße, die Thurnseestraße, die Brombergstraße. Das setzt sich in östlicher Richtung fort bis zur ziemlich schwach bebauten Dreikönigstraße. Nahezu vollkommen mit Häusern bestellt ist die Maximilianstraße. Das Bauungskonzept für das Gebiet ist nahezu fertig. Wie stark sich die Bebauung schließlich entwickelt hatte, zeigt auch die Tatsache, daß die evangelische Kirchengemeinde schon 1891 die Christuskirche und die katholische Kirchengemeinde 1894/99 im ziemlich volkreich gewordenen Bereich der Wiehre die Kirche St. Johann erbauen mußten.

Anders liegen die Verhältnisse im Westen, der Raum dort war groß und für die Besiedlung auf Jahrzehnte hinaus geeignet. Wenzingerstraße, Klarastraße, Wannerstraße und Guntramstraße sind bereits bebaut, aber in den Straßenfluchten gibt es noch einiges

freies Gelände für die Bebauung. Die Eschholzstraße ist nur markiert. Auch hier erweist sich, daß die Bahnlinie damals bereits ein Hemmnis für die Bebauung war. Die Entwicklung war aber gut in Gang gekommen. Nicht umsonst ist 1892/97 die Herz-Jesu-Kirche für die katholische Bevölkerung im Stühlinger errichtet worden. Die „Arbeitervorstadt“, wie man den Stühlinger früher nannte, hatte einen städtebaulichen Mittelpunkt erhalten. Die Christuskirche, St. Johann und Herz-Jesu waren übrigens die einzigen Kirchen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert, mit der wachsenden Stadt gebaut worden sind. Das 1890 eingemeindete Haslach ist an der Gutleutstraße, Opfingerstraße und Markgrafenstraße bebaut. Die Entwicklung in den Stadtteilen läßt sich gut erkennen, sie hat erhebliche Fortschritte gemacht. Ob die Entwicklung auch auf dem Gebiet des Wohnungsbaus damit Schritt gehalten hat, ist ohne genauere Untersuchung nicht mit letzter Gewißheit festzustellen; sicher ist aber, daß die Tätigkeit auf dem Baugebiet in den letzten beiden Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende recht unterschiedlich ausgefallen ist, wie die folgende Aufstellung über die Bautätigkeit aus dem Jahre¹⁴⁾ 1898 zeigt.

Im Jahre	Hauptgebäude	Nebengebäude	Bauveränderungen	Zuwachs an Küchen
1886	102	164	78	—
1887	105	134	69	—
1888	101	218	57	—
1889	153	252	85	541
1890	100	90	75	353
1891	81	63	85	302
1892	40	39	8	127
1893	42	53	6	131
1894	37	21	15	92
1895	62	77	30	191
1896	93	72	27	295
1897	110	80	25	403



hundert Jahren begann und heute noch praktiziert wird. Diese Tendenz allerdings ist alt, sie reicht bis in die späte Zeit des 12. Jahrhunderts zurück. Und noch auf einen wichtigeren Vorgang sei hingewiesen, bevor die Darstellung der Entwicklung im 19. Jahrhundert verlassen wird, auf die Tatsache nämlich, daß Freiburg sich zu einer besonderen und bevorzugten Fremden- und Rentner-, Universitäts-, Garnisons- und Beamtenstadt ausgebildet hatte. Das begann lange vor 1900, bereits nach dem Kriege von 1870/71, in den 70er Jahren. Mag der Vorgang damals nicht den ersten Stellenwert gehabt haben, er war und ist heute noch für die bevölkerungspolitische Struktur wie für den Rang der Fremdenstadt von unbestreitbarer Bedeutung. Es ist nur natürlich, daß diese Tendenz fort dauert, und auch, wenn schon mit Einschränkungen, für unsere Gegenwart ihre Geltung hat.

Die Zahl der Millionäre war nicht gering

Die Jahre nach 1890 fallen in die Zeit eines geringen Wirtschaftswachstums; es kriselte in dieser Zeit so, daß man sie mit dem Kennzeichen „Große Depression“ versehen hat. Auf diesem Hintergrund müssen die in der Aufstellung aufgeführten Leistungen auf dem Bausektor gesehen werden.

Je mehr sich die Stadt ausdehnte, desto mehr verschwand die Landwirtschaft, die in nennenswertem Umfange ohnedies nur in den Vorstädten Herdern und Wiehre betrieben worden ist. Aus den Äckern, Wiesen und aus dem Rebgeleände wurden Bauplätze, Hausgärten, Hofraiten. Ähnlich wie die Anlage von öffentlichem Grün, wie das Einströmen kapitalkräftiger Neubürger zählt das Verdrängen der Landwirtschaft zu den wesentlichen Wandlungsmerkmalen der Stadt in der Zeit vor und nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Was Land war, war städtisch, und was schon städtisch war, wurde Stadt. Man kann den Vorgang als innerstädtische Verstädterung bezeichnen, wie sie vor

Im Jahre 1900 hatte Freiburg 61 504 Einwohner, ein starkes Drittel etwa der heutigen Bevölkerungszahl. 20 Jahre zuvor waren es 36 400 Menschen; in zwei Jahrzehnten sind 25 000 Menschen dazugekommen. Im Vergleich dazu beträgt die Zunahme in den Anfängen des 20. Jahrhunderts, und zwar von 1900 bis 1914 über 27 000 Personen, so daß sich das Wachstum noch einmal erheblich beschleunigt hat. Nicht umsonst meinte man 1912, und sagte es auch, daß Freiburg eine ansehnliche Mittelstadt geworden sei, die einen hervorragenden Platz im „deutschen Städtekränz“ einnehme. Im gleichen Jahr schrieb der schon zitierte Joseph Ehrler in seiner Abhandlung „Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Freiburg im Breisgau in den letzten Jahrzehnten“¹⁵⁾ diesen aufschlußreichen Satz: „Im Gegensatz zu den meisten anderen größeren Städten ist in Freiburg die ganze Aufwärtsbewegung der verschiedenen Wirtschaftszweige weniger auf das Hervortreten von Handel und Industrie als vielmehr

auf das Wachstum der Stadt infolge des starken Zuzugs wohlhabender Familien von außen zurückzuführen.“

Wie hoch die Zahl dieser „wohlhabenden Familien“ war, ist nicht bekannt. Einigen Aufschluß vermag jedoch die folgende Aufstellung über Vermögenssteuerpflichtige im Jahre 1910 geben; sie begrenzt sich allerdings dadurch, daß sie nur Vermögen von

einer Million an aufwärts zugrunde legt. Die Zahl der „wohlhabenden“ Familien dürfte die der Millionäre jedoch weit übertreffen. Man mußte ja nicht Millionär sein, um zu den Wohlhabenden zu gehören; die Zahl der Pflichtigen mit Vermögenssteueranschlügen von 100 000 bis 1 000 000 betrug nach Ehrler 1400, die der Vermögenssteuerpflichtigen von 500 Mark an aufwärts 10 152.

Fast behaglich, ein wenig wehrhaft, doch kaum trutzig, steht das Martinstor (S. 18) um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert da. Links und rechts reiben sich die dreigeschossigen Häuser mit den glatten Fassaden; nur der frühere Anbau rechts hatte bereits vier Geschosse. Anders das jüngere Bild. Das Martinstor hat sich herausgeputzt (unten). Im Jahre 1901 bekam es seinen türmelnden Aufbau. Fast mit Händen läßt sich greifen, wie der neue „Geist der Zeit“ das Gestein abgelöst hat. Viergeschossig ist die Parole. Im fünften Stock gibt es wohl auch noch eine Wohnung oder einen architektonisch krönenden Aufbau, der ebenso der Repräsentation dient wie die Balkone an den Häuserfronten.



Vermögenssteuerpflichtige¹⁶⁾

absolut mit Vermögenssteueranschlagen von Mark

60	1 000 000 bis unter	2 000 000
16	2 000 000 bis unter	3 000 000
6	3 000 000 bis unter	5 000 000
4	5 000 000 bis unter	10 000 000
4	10 000 000 und mehr	

Nach 1900 erreichte die wachstumsmäßige Entwicklung, wie gesagt, einen neuen Höhepunkt. Schaut man im Vergleich zu dem Plan von 1900 den Stadtplan von 1913¹⁷⁾ an, bemerkt man im Norden, daß die schon vorhandenen Bebauungsgebiete aufgefüllt worden sind. Nördlich über die Hauptstraße hinaus zeichnet sich noch keine deutlich wahrnehmbare Bautendenz im Norden von Herdern ab. Fast in jedem Quartier hat sich etwas getan, dabei steht das Bebauen vorhandener Plätze im Vordergrund. Aufgefüllt hat auch die Universität das Rechteck zwischen Albert- und Johanniterstraße, Hebel- und (heute) Habsburgerstraße. Im Bereich zwischen Eisenbahn und Hauptfriedhof ist das Gelände mit Straßen erschlossen und deutlich besiedelt worden. Nördlich davon sind die erschließenden Maßnahmen ebenfalls weit gediehen, und das Gewerbegebiet Güterbahnhof ist bereits in ziemlichem Umfang zwischen Güterhallenstraße und Zollhallenstraße entwickelt.

Im Osten — mit Osten sind hier immer noch Oberwiehre und Oberau gemeint — ist die Bebauung im Raum Kartäuserstraße auf deren Südseite bis zur Mühlenstraße und zwischen dieser Straße und der Oberau bis zur Fabrikstraße vorangeschritten. Schwendistraße, Flaunserstraße, Gresserstraße, Reisch- und Runzstraße sind, teils schon gut bebaut, dazugekommen. Auch südlich der Schwarzwaldstraße ist die Bebauung nicht nur aufgefüllt, sondern zugleich weiter nach Osten vorgeschoben worden. Die Zasiusstraße läuft jetzt von der stark besiedelten Nägeleseestraße zur neuen, schon teilweise

mit Häusern versehenen Bürgerwehrstraße und mündet in die Seminarstraße; das Lehrerseminar war bereits vorhanden.

Im Süden, in der Wiehre, ist nahezu ein in sich gefestigter Stadtteil entstanden, soweit sich das von der Erschließung und der Bebauung her sagen läßt. Die Landsknecht- und die Falkensteinstraße sind eingefügt worden, Zeichen dafür, daß mit dem verfügbaren Baugrund wirtschaftlich umgegangen werden sollte. Es gilt auch hier der Grundsatz des Auffüllens. Ein kleineres Wohngebiet mit der Maximilian- und der Schwaighofstraße wurde um die Beethovenstraße, Silberbachstraße, Holbeinstraße, Maria-Theresia-Straße, Kunigundenstraße (jetzt Prinz-Eugen-Straße) und die projektierte Lugostraße erweitert; ein anderes Wohngebiet bestand aus Bayernstraße, Reiterstraße, de-Weerth-Straße und bebautem Anfang der Merzhauser Straße. Beide Gebiete waren schon gut besiedelt. Der Sternwald deutet sich bereits als Grenze der Bebauung an.

Solche geographischen Begrenzungen kennt, wie schon dargelegt, der Westen nicht. Der Stühlinger hat sich kräftig entwickelt. Hier sieht man besonders deutlich, wie sehr in der Projektierung, Erschließung und Bebauung ein Schritt nach dem anderen getan worden ist, so daß das Wachstum mit der Ausdehnung nach Westen in die Augen fällt. Zwischen Bahn und der Linie Hohenzollernstraße—Heilig-Geist-Straße geht die Entwicklung systematisch von Ost nach West. Zwei Drittel des Raumes sind bereits mehr oder weniger besiedelt. Fast hat es den Anschein, als ob kein Stadtgebiet in der Projektierung schon so weit vorangeschritten sei wie der Stühlinger, fast ein erstes frühes Signal für den Trend in die weiträumige Ebene, in den Westen. Die Stadt rückte vor und nahm auch hier das Land in Anspruch.

Kräftiges Wachstum

In der Stadtgeschichte dieser 14 Jahre gibt es mancherlei Ereignisse, die für ein kräftiges

Wachstum zeugen. Ein städtisches Elektrizitätswerk wurde in Betrieb genommen, der Pferdebus durch die elektrische Straßenbahn ersetzt, Kaiserstraßenbrücke, Fabrikstraßenbrücke und Friedrichsbrücke (jetzt Kronenbrücke) wurden vollendet, das Neue Rathaus in Betrieb genommen. Schulen gebaut, das Friedrichsgymnasium, die Gewerbeschule, die Thurnseeschule, das städtische Realgymnasium mit Oberrealschule, die Schulen im Stühlinger, in Haslach und Betzenhausen; die damals neu errichtete Universitätsbibliothek wurde eröffnet; man schuf anstelle der Rempartkaserne das neue Universitätsgebäude (heute Kollegengebäude I), eröffnete die Volksbücherei, baute den neuen Güterbahnhof, begann mit der Ausbildung im Großherzoglichen Lehrerseminar, hatte zum erstenmal einen Oberbürgermeister und einen 1. und einen 2. Bürgermeister, befuhr am 18. 7. 1907 mit zahlreichen Kutschen die neuen Waldfahrstraßen, Hirzberg—Jägerhäusle, Wasserschlöße—Kyburg und Kyburg—Bodlesau bis zur Stadtgrenze, legte die neue Wintererstraße an, deren Bau sich in Abschnitte über mehrere Jahre hinzog, errichtete Kirchen, eine katholische in Haslach 1907/09, die evangelische Pauluskirche 1907 an der Dreisam, die evangelische Lutherkirche 1913 am Hohenzollernplatz, besaß im FFC den Deutschen Fußballmeister, veranstaltete einen Spatenstich für das neue Stadttheater, verließ das alte im Augustinermuseum, das dann „zentrales städtisches Sammlungsgebäude“ wurde, eröffnete den Verlag Herder an seinem jetzigen Platz, schloß mit dem Großherzoglichen Unterrichtsministerium einen Vertrag über die „Erbauung neuer klinischer Krankenhäuser“, errichtete ein Krematorium, nahm Kongresse auf, etwa den Deutschen Botanikertag oder die Jubiläumsversammlung des Vereins deutscher Chemiker; Zähringen wurde eingemeindet, Betzenhausen und Littenweiler ebenfalls; und schließlich mußte die Straßenbahn bis Haslach und Herdern verlängert werden. Jeder einzelne Vorgang verrät Wachstum. Nur

ein einziger Hinweis scheint auf das Gegenteil hinzuweisen, auf einen Mangel nämlich; offenbar gab es wie früher schon auch in dem Zeitraum bei allem Häuserbau einen Mangel an Wohnungen. Wie anders sollte sonst die Einrichtung eines „städtischen Wohnungsnachweises im Arbeitsamt“ gerechtfertigt sein. Damals mußte schon wie 1862, 1863 und in späteren Jahren des 19. Jahrhunderts eine Art kommunaler Wohnungsfürsorge betrieben werden.

Der tiefe Einschnitt

Mit und nach dem Ersten Weltkrieg haben sich die Verhältnisse in Freiburg ziemlich verändert. Eine Epoche in der Geschichte der Menschen ging zu Ende, eine andere begann, und sie brachte tiefgreifende Veränderungen. Freiburgs Bevölkerung hat von 89 120 Einwohnern im Jahre 1914 auf 90 475 im Jahre 1925 zugenommen, in einem Dutzend Jahre um 1355 Menschen! Ob das wenig oder zu wenig angesichts des verlorenen Krieges, der Revolution und der erbarungslosen Inflation mit dem Verlust der sogenannten wohlhabenden Familien war, mag auf einem anderen Blatt stehen. Hier genügt die Tatsache der überaus geringen Bevölkerungszunahme. In dieser Zeit ist erklärlicherweise wenig gebaut worden. Von 1920 bis 1926 sind nach Aufzeichnungen in den damaligen Adreßbüchern 1925 Wohnungen entstanden, und die Wohnungsnot wurde größer. 1919 hieß es, man stünde vor einer „Katastrophe“ und müsse gegebenenfalls in Schulen Notwohnungen einrichten. Kommissionen waren in der Stadt unterwegs, um festzustellen, ob sich von größeren Wohnungen Teile als selbständige Wohnungen abtrennen ließen. 1927 waren es dann wieder 528 und 1928 511 Wohnungen. Wie der Statplan von 1926¹⁸⁾ im Vergleich mit dem von 1914 zeigt, stand die Entwicklung in der Stadt dennoch keineswegs still. Anscheinend sind manche bereits früher gefaßten und er-

arbeiteten Pläne jetzt erst verwirklicht worden.

Zwei neue Schulen wurden eröffnet, die Emil-Thoma-Schule und die in Günterstal. Die Straßenbahn wurde bis Littenweiler weitergeführt, der Sender in Freiburg in Betrieb genommen, der Flugverkehr nach Stuttgart, später auch der über Villingen nach Konstanz aufgenommen. Mit dem Bau des Lorettotunnels wurde begonnen. Nach dem Kriege rief man, kaum daß die geschlagene Truppe daheim war, die Revolution aus, bildete Arbeiter- und Soldatenräte, rief später auch einen Generalstreik aus, und es gab Ausschreitungen. Die Stadt mußte Notgeld drucken, bis zu Milliarden- und Billionenscheinen. Die Inflation entwertete das Geld, schuf eine neue Armut, ließ das Kapital der finanzkräftigen Familien derart zusammenschumpfen, daß Gewerbe und Industrie anders strukturiert werden mußten, soweit das nicht schon während der Kriegswirtschaft geschehen war, und daß Industrie erst angesiedelt werden mußte. Da lagen damals die Anfänge der heutigen Industrieansiedlung. Wirtschaft in der Stadt mußte teilweise erst aufgebaut werden. Sportanlagen entstanden am Möslle und im Universitätsstadion, die später durch weitere Anlagen bis zur früheren Gemarkungsgrenze bei Ebnet erweitert worden sind und einen ausgezeichneten, den Höllentäler nie behindernden Grünzug in Ost-West-Richtung bilden. Die Zeiten waren hart, sie mündeten gegen Ende der 20er Jahre in eine Arbeitslosigkeit, die heute noch die Vorstellungen sprengt, und beschert dem damaligen Deutschen Reich eine nicht mehr gut zu heißende Vielfalt in der Parteienlandschaft. Neue Maßstäbe mußten gesucht, neue Grundlagen erarbeitet werden. Die Stadt wuchs unterdes und entwickelte sich weiter.

Pläne der Universität gescheitert

Ein wichtiger Schritt ist endlich in Richtung Norden eingeleitet worden: die Bebauung

zwischen Hauptstraße und Okenstraße. Das Studienhaus der Herz-Jesu-Priester ist in den zwanziger Jahren bereits als erster Bau nördlich der Okenstraße angesiedelt. Bei diesem Zustand blieb es noch einige Jahre lang, freilich nicht ohne stichhaltigen Grund. Die Universität hatte im Sinne, das Gebiet nördlich der Okenstraße für ihre Erweiterung zu nutzen, weil der Raum für ihre Zwecke willkommen schien als der im Westen. Ihr Vorhaben scheiterte jedoch daran, daß das Gelände in privatem, nicht aber im Besitz der Stadt und der Heilig-Geist-Stiftung war. Mangelnde Finanzen verhinderten die vorgesehenen Pläne der Universität. Neu sind die Lambertusstraße mit je einem Licht- und Luft-Bad für Damen und Herren, nördlich und südlich dieser Straße, jeweils bei der Lerchenstraße; beide Einrichtungen waren nicht von langer Dauer. Wenig später tauchte an der Hebsackstraße ein Licht-, Luft- und Sportbad auf. Herdern hat sich aufgefüllt, ohne daß jeder Bauplatz schon bebaut gewesen wäre. Zähringen fehlt nach wie vor auf dem Stadtplan, wie auch Littenweiler.

Herdern und Zähringen sind nicht allein der Norden der Stadt; geographisch gehören Gebiete westlich der Eisenbahnlinie, nördlich vom Hauptfriedhof an, sicherlich ebenfalls dazu, „Nord-West“ sagt man heute und Brühl, die ebenfalls erst in den zwanziger Jahren stark entwickelt worden sind, der Raum vor allem zwischen Kandelstraße und Zähringer Straße und der Güterbahn, kein reines Wohngebiet, sondern durchsetzt von gewerblichen Betrieben verschiedener Art. Fast zwei Dutzend Straßen sind dort vorbereitet und nach und nach bebaut worden.

Auch im Osten ist ein entscheidender Vorgang festzustellen: der Sprung über die Spielplätze Nägelesee (heute Meßplatz) und den städtischen Anzuchtgarten hinaus ist gelungen. Ostwärts steht nicht nur das Tierasyl in der bereits nach Hansjakob benannten Straße, die ersten Anfänge des heutigen Waldseegebietes sind mit der Hirzberg-

straße, Möslestraße, Eggstraße, Maltererstraße, Tuslinger- und Johannisbergstraße sichtbar gemacht. In dem Winkel Sandfangweg-Dreisam auf dem Gelände des späteren Universitätsstadions ist zu lesen „Freilichtbühne zu den Passionsspielen“. Projektiert sind schon die Neumattenstraße, die Geleitstraße (heute Hindenburgstraße), die neue Trasse der Höllentalbahn. Die Oberwiehre ist in einigen Bereichen wie Runz-, Schwendi- und Erwinstraße noch nicht ganz bebaut. Andere Gebiete wie Bußstraße oder Glareanstraße fehlen noch. Platz, um baulich aufzufüllen, ist immer noch da.

In Günterstal ist wohl einiges an Wohnbauten dazugekommen, aber das Ausmaß der Veränderungen ist gering, weil dieser südliche Stadtteil an sich nicht allzuviel Raum geboten hat. Das Hölderlegebiet aber war der Stadt unter der Auflage überlassen worden, daß es nicht bebaut werden dürfe. Große Veränderungen weist auch die Wiehre nicht auf. Der Raum, der von der Dreisam, von der Bahnlinie und von der Hildastraße begrenzt wird, ist ziemlich dicht und damals schon in erstaunlich geschlossener Weise bebaut worden. Nach Süden hin, zur jetzigen Trasse der Höllentalbahn ist noch Bauraum frei. Man kann an die bebauten Flächen noch anschließen, wie es dann später geschehen ist. Doch das sich nach Süden hin erstreckende Reservegelände war nicht sehr groß. Der Raum bis zur bebaubaren Grenze war sehr schmal geworden. Im westlichen Bereich der Kronenmatten wiederum war noch Baugelände frei.

Im Westen auf neuen Wegen

Zwischen der Unterwiehre, wie es heute heißt, und Haslach im Westen lagen Matten. Die Verbindung von Haslach mit der Stadt war nicht einfach. Besser wurde es erst 1910, als die Haslacher Straße weiter ausgebaut, die Dreisam mit einer zur Eschholzstraße führenden Brücke überbaut, die Verbindung zur Stadt durch eine Straßenbahnlinie hergestellt worden war. Dieser Anschluß an das inner-

städtische Verkehrsnetz ist für die spätere Bebauung wichtig. Seit 1923 entsteht in Haslach die Gartenstadt, ein großzügiges Siedlungsvorhaben, das in Freiburg einmalig war. Es hat seine doppelte Bedeutung; einmal diente diese große zusammenhängende Siedlung dazu, die Zahl der Wohnungssuchenden durch eine besondere siedlungspolitische Maßnahme zu verringern; die andere zukunftsweisende Bedeutung lag darin, daß das Unternehmen außerhalb des im unmittelbaren Zusammenhang mit der Stadt stehenden Areals, draußen im freien Westen, errichtet worden ist.

Der Schritt war wegweisend. Man wich von der bisher konzentrisch bestimmten Entwicklung der Stadt ab und versuchte nicht nur wohnungspolitisch, sondern auch städtebaulich einen neuen Weg. Im Hinblick auf das weitere Wachstum der Stadt setzte man im Westen den ersten neuen Akzent und schuf in dem neu gewonnenen Freiraum eine wichtige Keimzelle für die Stadterweiterung. Indem man einen neuen Weg einschlug, entwickelte man bisher unbekannte, einem einheitlichen Willen und gleichen Zwecken unterworfenen Maßstäbe, die freilich, was sich nicht übersehen läßt, aus einer gewissen Not heraus entstanden sind. Im damaligen Deutschen Reich wurde die Haslacher Siedlung von Professor Gruber mit besonderer Aufmerksamkeit beachtet. Haslach beginnt ein wachsender Stadtteil zu werden. Der Stühlinger tut sich dagegen noch in der Mitte der zwanziger Jahre schwer, die Eschholzstraße in ihrem gesamten Verlauf zu überspringen. Für eine größere Zeit bestand die Hohenzollernstraße aus einem nördlichen und einem südlichen Stück, das Zwischenglied fehlte. Mit dem Jahre 1926 begann der Bau des Klinikums. Die Universität ging über die Bahngrenze, sorgte für Wachstum und Entwicklung und schuf sich ein Zentrum, das in Forschung, Wissenschaft und Praxis weit über die Stadt hinaus seine Bedeutung hat, der Raum beim Klinikum wurde anschließend besiedelt.



Zum ersten Mal ist 1930 ein Stadtplan erschienen, auf dem auch die Vororte Zähringen und Littenweiler eingetragen sind; beide Stadtteile gehörten schon vor dem 1. Weltkrieg zur Stadt. Deutlich ist südöstlich von Haslach die Siedlung Gartenstadt zu sehen. Nach einem genauen Plan hat die Stadt erstmals auf der grünen Wiese einen neuen, fast kleinen Stadtteil gebaut. Gut läßt der Stadtplan erkennen, wie sehr die Zukunft der Stadt vom Raum her im Westen liegen mußte.

Neu auf dem Plan

Noch im Jahre 1926 hörte Freiburg auf den Stadtplänen im Norden hinter der Röthe auf. Das Zähringer Gebiet fehlte. Es taucht erst auf dem Stadtplan von 1930¹⁹⁾ auf, soweit das an Hand der vorhandenen Stadtpläne nachzuprüfen war; anscheinend ist in den Jahren 1927, 1928 und 1929 kein Stadtplan herausgebracht worden; und im Osten fehlte auf dem Plan immer noch das längst vor dem Ersten Weltkrieg mit der Stadt verbundene Littenweiler. Dieser Stadtteil erscheint ebenfalls erst auf dem Plan von 1930. Im Süden ist auf der jetzt größeren Karte mehr Raum für Günterstal, dessen Veränderungen nunmehr sichtbar werden können. Im Westen bietet der Plan reichlich Platz, so daß auch das noch selbständige St. Georgen mit Wendlingen und Uffhausen erscheint, ebenso Haslach, Betzenhausen und Lehen. Der kartographische Eindruck, im Westen sei Raum für die Erweiterung, verstärkt sich dabei. Der Osten vermag derartig großzügigen Raum nicht zu bieten. Was er an Baugrund aufzuweisen hatte, war nicht viel und sollte in unseren Tagen bald erschöpft sein; heute ist er nahezu ausgebucht. Erst jetzt also folgte ein Stadtplan der Entwicklung der Stadt im Norden und Osten; Zähringen und Littenweiler waren durch die in beide Himmelsrichtungen vorangetriebene Bebauung näher an die Stadt herangerückt. Der Abstand zwischen der Stadt und den beiden Vororten war wesentlich geringer geworden. An dieser Tatsache konnten die Kartographen nicht mehr vorbei. Den veränderten Verhältnissen ist dann schließlich durch den neuen Plan Rechnung getragen worden.

Auf dem nun vorliegenden Plan von 1930 ist in Zähringen zu sehen, daß bei der Kirche im Ortskern, entlang der Zähringer Straße, der Reutebachgasse wie der Blasiusstraße gesiedelt worden ist. Herdern endet im Norden noch an der Okenstraße, hat aber jenseits der Eisenbahn zwischen Karlsruher Straße (vorher hieß sie Roßkopfstraße) und Stutt-

garter Straße, Hornusstraße, Uhlbergstraße (heute Ulbergstraße) und Waldkircherstraße gebaut und nördlich davon weitere Straßen projektiert. Aufgefüllt wurde der Raum zwischen Mozartstraße und Längenhardstraße. In der Beurbarung entstand 1929/30, Zeichen der dichter gewordenen Bebauung, die katholische St.-Konrads-Kirche. Stärker bebaut ist im Nord-Westen das Gebiet zwischen Tullastraße und Scheibenweg; mit ihm ist der Kern eines neuen Industriegebietes angelegt.

Im Osten ist die Runzstraße noch bis zur Neumattenstraße ausgewiesen; sie ist nur einseitig, die Hindenburgstraße noch gar nicht, die Erwinstraße auch im östlichen Teil völlig bebaut. In der Oberwiehre ist die katholische Maria-Hilf-Kirche 1927/29 erbaut worden. Zwischen Schwarzwald- und Runzstraße ist die Bebauung über die Reichstraße hinausgekommen und über die Heimatstraße bis zur Straße Am Floßgraben vorgedrungen. Die Stadien der Universität und der Freien Turnerschaft sind schon angelegt. Die Hansjakobstraße hat einige Häuser, die Gottfriedstraße im Waldseegebiet ist noch nicht bebaut, doch die Häuser am Vierlindenplatz stehen schon. Die Jahnstraße ist neu dazugekommen, die Oberriederstraße erscheint bebaut; einige Häuser befinden sich an der Steinackerstraße, an der Ekkebertstraße, bei der unteren Kapplerstraße; bebaut ist der Ortskern Littenweiler, die Littenweilerstraße, die Tannenberg-, Sonnenberg- und Sickingenstraße.

In Günterstal ist die Bebauung nur geringfügig gewachsen. Die Lugostraße ist fast bis zur neuen Höllentalbahnstraße gediehen; südlich vom alten Wiehrebahnhof zwischen Dreikönig- und Fürstenbergstraße, früher Turnseestraße, ist nur an der Kunigundenstraße, jetzt Prinz-Eugen-Straße, gesiedelt worden. Es wurde noch deutlicher, wie gering in der mittleren Wiehre die künftig bebaubare Fläche geworden war. Im Westen hat der Stühlinger sich aufgefüllt. Der Anfang für das heutige große Klinikum war ge-

macht. Das Hilda-Kinder-Hospital bestand vorher schon. Haslach war zwar durch die Gruber-Siedlung in das öffentliche Gesichtsfeld gerückt, entwickelte sich dennoch nur langsam, Betzenhausen bestand aus einigen Häusern bei der Kreuzung Lehenerstraße—Dietenbachstraße und lag wie ein Straßendorf an der Dietenbachstraße.

Wieder auf der grünen Wiese gesiedelt

Noch ruht der weite Westen, so läßt sich lapidar sagen. Daß dort in Haslach die grüne Siedlung gebaut worden ist, galt eher als Ausnahme, die die Regel bestätigt. Im Grunde bestand keine Notwendigkeit, und erst recht kein Bedürfnis, in einem Vorort nach Bauplätzen zu suchen. Freiburg blieb zwar dem Wachstum treu, wenn auch in verschiedenen, vom Markt und von der Wirtschaft abhängigen Phasen, aber es baute überall so, daß sich die Stadt wie ein Gewächs nach außen ausweitete. Dafür war noch Platz da, und schließlich hatte sich das Wachstum in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre verlangsamt. In dem knappen nächsten Jahrzehnt wuchs die Bevölkerung von 90 000 Einwohnern (1925) auf 100 000 an, als Freiburg 1933 Großstadt geworden war. Statistisch ist notiert, daß Freiburgs Bevölkerung bei Kriegsende 1919 knapp 88 000 Menschen zählte, daß sie bei Kriegsbeginn 1939 etwas über 108 000 betrug; jährlich waren also rein rechnerisch Bauten mit Wohnungen für rund 1000 Menschen zu erstellen gewesen. Es bleibt jedoch bei einem Mangel an Wohnungen, wie früher schon. Darüber wäre eine eigene Untersuchung notwendig, die sich insbesondere mit den kommunalen und sozialen Bemühungen in der Stadt auf diesem Gebiete nicht erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts befassen müßte. Dank städtischer Bemühungen entstand, wie bereits bekannt, die Siedlung Haslach-Gartenstadt. Das war in den 20er Jahren. Im nächsten Jahrzehnt wurde, an anderer Stelle wird noch näher darauf eingegangen, eine weitere

Siedlung, an der Elsässerstraße, beim Mooswald errichtet; sie ist ebensfalls weit außerhalb jeder bisherigen Bebauung erstellt. Beide Ortsteile entstanden gleichsam auf der grünen Wiese. Dort stand ihnen die Freiheit des Raumes und der Fläche offen. Auf keine bebaute Nachbarschaft mußte Rücksicht genommen werden, so daß alle Chancen und Möglichkeiten genutzt werden konnten. Das war eben nur im Westen möglich. Mit Fug und Recht läßt sich sagen, daß es sich in beiden Fällen nicht um „gewordene“, sondern in Art und Umfang zum ersten Mal um „geplante“ Wohnquartiere handelte. Das ist städtebaulich eine erhebliche, von der bisherigen Übung abweichende Neuerung.

Was so im dritten und vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts geplant und errichtet worden ist, kam in wirtschaftlich schwierigen Zeiten zustande, das erste Quartier während und nach der Inflation, als die Währung auf Rentenmark umgestellt worden war; und das zweite Quartier, die Mooswaldsiedlung, in der Zeit schwerster Arbeitslosigkeit und wirtschaftlichen Niedergangs, die beide der nationalsozialistischen Revolution Tür und Tor geöffnet haben. Die politischen Zeiten waren noch schwieriger geworden, als man 1933 die Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus hißte. Deswegen stand die Uhr nicht still in Freiburg. Der Sternwaldtunnel wurde angelegt. Drei Staatskommissare übernahmen zunächst die Leitung der Stadt. Der bisherige Oberbürgermeister wurde aus Amt und Würden gejagt. Demokratie war verpönt. Bürgerausschuß und Stadtrat wurden im Sinne des nationalsozialistischen Regimes „umfunktionierte“. Der neue Wiehrebahnhof wurde eröffnet. Freiburg wurde wieder Garnisonsstadt, und bereits 1936 ist die erste totale Verdunkelungsübung veranstaltet worden. St. Georgen kam gegen seinen Willen zu Freiburg. Die Synagoge wurde verbrannt, sie verschwand aus dem Stadtbild, wie die Juden verschwunden sind. Als der Zweite Weltkrieg begann, trat das Ernährungs- und Wirtschaftsamt mit seinen Karten und Be-



IX) Dieser Plan im Maßstab 1:10 000 zeigt den Zustand Freiburgs vor dem schweren Luftangriff vom 27. November 1944; er ist laut Legende im Jahre 1944 vom Städt. Vermessungsamt herausgegeben worden. Der auf dem Plan gebotene Überblick über die Stadt zwischen Zähringen und Günterstal, Littenweiler und St. Georgen-Betzenhausen ist nicht mehr mit einem Mal zu gewinnen, er muß erarbeitet werden. Schon damals wurde deutlich, daß die weitere Entwicklung in den Westen führen mußte.

zugsscheinen in Aktion. Das normale Leben hörte auf, bis der große Luftangriff vom 27. November 1944 den Schlußstrich unter eine Rechnung setzte, von der kaum jemand glaubte, daß sie jemals beglichen werden könnte.

Die Entwicklung ging weiter

Unterdes entwickelte sich die Stadt weiter. Auf dem Stadtplan von 1944²⁰⁾ sind die Erweiterungen zwischen 1930 und 1944 darge-

stellt; aus ihm läßt sich entnehmen, in welchem Umfange im vierten Jahrzehnt bis zur Zerstörung großer Teile der Stadt Straßen angelegt und Bauten errichtet worden sind. In Herdern ist jetzt die Besiedlung über die Okenstraße hinausgegangen. Das „Musiker-Viertel“ war entstanden. Händel, Haydn, Schubert, Johann Sebastian Bach, Karl Maria von Weber, Franz Liszt, Brahms, Bruckner, Richard Wagner und Max Reger liehen ihre Namen. Stechertweg und Neubergerweg kamen dazu. Der Meisenbergweg war stark

bebaut. Bebaut worden war auch das Gebiet östlich der Sandstraße, die Lambertusstraße und die Remigiusstraße. Der Zwischenraum zwischen Herdern und Zähringen war zusammengeschumpft. Der nördlichste Stadtteil zwischen Reutebachgasse und Berggasse, Zähringer Straße und Wildtalstraße erscheint dicht bebaut. Auch östlich der Bahn hat die Bebauung zugenommen. Zwischen Scheibengeweg und Tullastraße ist die industrielle Bebauung sehr weit vorangekommen.

Im Osten waren die Hindenburgstraße, der nördliche Teil der Runzstraße, die Straße „Am Floßgraben“ fast unbesiedelt. Im Waldseegebiet ist die Bebauung bis zur Adolf-Schmitthener-Straße vorgerückt, die Straße selbst noch unbebaut. Um mehr als die Hälfte bebaut ist dagegen die Fritz-Geiges-Straße, voll bebaut die Steinackerstraße, und dazwischen liegt unbebautes Gelände mit projektierten Straßen. Unbebaut sind auch die Gewanne Haltinger und Wasseracker. Beim Bahnhof Littenweiler ist der Giersbergweg bebaut; die untere Kapplerstraße hat mehrere Häuser. Stärker besiedelt sind Alemannenstraße und Sickingenstraße. Weiter besiedelt wurden auch die Straßen in der Hanglage wie Tannenbergsstraße, Tannensteige, Eichberg- oder Sonnenbergsstraße.

In Günterstal ist nun das Gebiet zwischen Riedbergsstraße und Spitzackerstraße, an der Dorfstraße und Kybfelsenstraße mehr oder weniger bebaut. In der Wiehre ist die Bebauung bis zum Hölderlebach vorgestoßen. Projektiert sind die Lugostraße bis zur fertiggestellten neuen Höllentalbahn, die Beethoven- und die Mathias-Grünewald-Straße bis zur Bahnlinie. Zwischen altem und neuem Wiehrebahnhof ist der Raum zu mehr als zwei Drittel dicht bebaut. Mit dem Baugrund ging es in der Wiehre deutlich zu Ende.

Im Westen hat es eine erhebliche Veränderung gegeben. Die Gemarkungsfläche ist zugunsten der Stadt in westlicher Richtung erweitert worden. St. Georgen, bisher selbständig, wurde Teil der Stadt. Was auf dem Stadtplan an bebauter Fläche in Uffhausen,

Wendlingen und St. Georgen vorhanden ist, bestand bereits bei der Eingemeindung. Neue Häuserbauten, die den weithin landwirtschaftlich geprägten Ortsteil veränderten, kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg dazu. Es gab noch andere wichtige Veränderungen im Westen, besser gesagt Vergrößerungen, kleinere im Stühlinger, größere in Haslach im Bereich Uffhauerstraße und Karl-Mez-Straße, am Laubenweg, Pestalozziweg und am Nonnenmattenweg, große in Betzenhausen zwischen Am Eichbächle und Spittelackerweg, Elsässerstraße und Verlorener Weg und das andere Quartier, jenseits der Elsässerstraße, zwischen Am Vogelbach, Almenweg und Eisenbahnlinie. Es ist das in sich geschlossene Gebiet der alten Mooswaldsiedlung, die, 1933 begonnen in der Zeit der großen Wirtschaftskrise, mit Reichsmitteln gefördert worden ist und als Kleingartensiedlung sowohl der Arbeitsbeschaffung wie der Wohnversorgung dienen sollte. Im Anschluß an den Bau dieser Siedlung ist die katholische Kirche Hl. Familie errichtet worden (1937/38). Daß die Not auch bei diesem Unternehmen Pate war, gibt ihm heute noch seinen besonderen Charakter und Wert. Wie die Beispiele lehren, ging man schon damals in den Westen, wenn die Wohnungsnot groß geworden war.

Ein wirklich zentraler Ort

An diesem Punkte lohnt es sich zu vermerken, daß Freiburg nicht nur größer, sondern groß geworden war. Es hatte Umfang und Charakter einer Großstadt erreicht, nicht nur, weil sie 100 000 Einwohner hatte. Ihre dominierende Stellung am rechten Oberrhein ist deutlich sichtbar geworden. Die Gunst der Zeit war ihr zugute gekommen, und zweifellos verstand sie es, mit den Talenten zu wuchern, die ihr anvertraut worden waren. Das Wachstum beweist es, zunächst das innerstädtische. Im Norden geht die Entwicklung fast an den Bereich von Zähringen heran, im Osten bis vor Littenweiler, im Sü-

den ist die Wiehre stark besiedelt worden, und im Westen gab es eine nicht minder kräftige Expansion. Man muß die Vorstellung dieser Vorgänge in Verbindung mit jenen bebauten Stadtflächen setzen, die auf den Stadtplänen von 1850, 1869 oder 1880 aufgezeichnet waren. Erst dann wird das Ausmaß von Wachstum und Entwicklung in seiner so überraschenden Intensität völlig erkennbar. An dem Wachstum sind auch die sechs Ortschaften beteiligt, die in den Stadtverband gekommen sind: 1890 Günterstal (109 Hektar), 1890 Haslach (322 Hektar), 1906 Zähringen (137 Hektar), 1908 Betzenhausen (314 Hektar), 1914 Littenweiler (412 Hektar) und 1938 St. Georgen (1621 Hektar). Sie brachten Menschen und vor allem auch Gelände mit. Die Addition der jeweils einzeln angegebenen Hektare ergibt insgesamt 2915 Hektar. Um diese Fläche ist Freiburg größer geworden und auf rund 7997 Hektar angewachsen. In alle Himmelsrichtungen hinaus hatte sich die Stadt erweitert, und die Zeit ließ sich absehen, wann sie in der Zukunft im innerstädtischen Arreal an Grenzen stoßen würde, die zu neuen Überlegungen und Planungen führen mußten.

Freiburg war eine Stadt geworden, deren Ansehen draußen größer war, als die Selbstgenügsamkeit in der Stadt wissen konnte. Die Stadt zählte 1939 108 487 Einwohner; in den Jahren darauf ist die Einwohnerzahl bis 1946 amtlich nicht mehr festgestellt worden; es ist kaum anzunehmen, sie sei 1944 vor dem schweren Luftangriff infolge der Einberufungen und Kriegstoten größer gewesen, eher geringer. Trotz der nicht immer förderlichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse war die Entwicklung der Stadt gut verlaufen. Der Weg ins 20. Jahrhundert war nicht nur von Erfolgen begleitet, er war gelungen. Freiburg schien das geworden zu sein, was die Gründer über 800 Jahre vorher einmal beabsichtigt hatten, zentraler Ort für einen großen Raum, vom Rhein bis hoch in das Gebirge Schwarzwald, vom Hochrhein bis in den Raum von Offenburg, der zentrale

Ort für das badische Oberland, ein zentraler Ort zugleich für den oberrheinischen Raum. Und eine besondere Qualität hatte Freiburg jetzt dazugewonnen, vor 1933 schon, die unwiederholbare Einheit von Stadt, Landschaft und Universität; sie hatte Freiburgs Ruf weit über Deutschland hinaus verbreitet.

Anmerkungen

1) Freiburg im Breisgau. Gründungsanlage 1118–1200. Zeichnung von Frank Beyer, Architekt. Vorlage im Planungsamt der Stadt Freiburg.

2) Plan der Hauptstadt Freiburg im Breisgau. Herausgegeben und lithog. von C. Roesch, Scala No. 6, c = 1/6000 der natürlichen Größe.

3) Heinrich Schreiber, Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, dritte Auflage, Freiburg im Breisgau, Faksimile-Druck von 1970, S. 230.

4) Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Kröners Taschenausgabe Bd. 55, S. 92.

5) Plan der Stadt Freiburg mit Abtheilung der Häuser und Angabe der neuen Hausnummern, bearbeitet von C. Bolia, Lithographie- und Stein-druckerei-Besitzer. Maßstab 1 : 4000.

6) wie 3), S. 184.

7) Plan der Stadt Freiburg, bearbeitet nach den neuesten Quellen von C. Bolia, Lithog. Anstelle dieses für die Beschreibung benutzten Planes von 1880 wird für die Bebilderung aus Gründen der besseren technischen Verwertbarkeit der gleichlautende Plan von 1882 verwendet. (S.a. Legende beim Plan.)⁹⁾

8) Heinrich Müller, Oberbürgermeister Dr. Otto Winterer. Ein Vierteljahrhundert Entwicklungsgeschichte der Stadt, Freiburg i. Br. 1916, S. 15.

9) Elisabeth Liefmann-Keil, Freiburg: eine ausgewogene Stadt; in Ztschr. Die Neue Stadt, 1. Jg., Dezember 1947, Drittes Heft, S. 110.

10) Joseph Ehrler, Die Freiburger Bevölkerung nach Beruf und gesellschaftlicher Gliederung, Alter, Familienstand, Religion und Gebürtigkeit; in Adreßbuch der Hauptstadt Freiburg im Breisgau . . . für das Jahr 1913, Freiburg i. Br. 1913, S. I, 3.

11) Denkschriften und Berichte zur Vorlage an den Bürgerausschuß 1889/91, 2., Freiburger Stadtarchiv f 1/40.

12) Freiburg im Breisgau, Die Stadt und ihre Bauten, Herausgegeben von dem Badischen Architekten- und Ingenieurverein, Oberrheinischer Bezirk Freiburg i. Br. 1898, S. XI.

13) Plan der Stadt Freiburg, Maßstab 1 : 10000, Lithographie, Druck & Verlag von M. Wachter.

14) wie 12), S. 606.

¹⁵⁾ Joseph Ehrler, Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Freiburg im Breisgau in den letzten Jahrzehnten, in Adreßbuch der Hauptstadt Freiburg im Breisgau . . . für das Jahr 1912, Freiburg i. Br. o. J., S. 6, I.

¹⁶⁾ wie ¹⁵⁾, S. 10, I.

¹⁷⁾ Plan der Stadt Freiburg im Breisgau i. J. 1913. Maßstab 1 : 8000.^{o)}

¹⁸⁾ Stadtplan von Freiburg i. Br., Maßstab 1 : 6000. Bearbeitet vom Städt. Vermessungsamt 1926.^{o)}

¹⁹⁾ Freiburg im Breisgau im Maßstab 1 : 10000. Herausgegeben vom Städt. Vermessungsamt im Jahre 1930.

²⁰⁾ Freiburg im Breisgau im Maßstab 1 : 10000. Herausgegeben vom Städt. Vermessungsamt im Jahre 1944.

^{o)} Diese Pläne konnten aus räumlichen Gründen nicht veröffentlicht werden.

Die benutzten Stadtpläne befinden sich im Vermessungsamt wie im Archiv (Bestand M 14) der Stadt Freiburg und in den Städtischen Museen (Bestand D).

Sechs Bilder (außer dem Foto von der alten Anatomie) sind mit freundlicher Genehmigung des Verlages Karl Schillinger, Freiburg i. Br. aus dem Buch „Bilder aus der Geschichte Freiburgs“ von Ingeborg Krummer-Schroth entnommen.

Uhren

*Die Uhren schlagen,
die Uhren sagen
uns rastlos die Zeit.
Sie messen uns unerbittlich zu
das Leben, den Tod, das Werk und die Ruh.
In ihrem Ticken verbirgt sich Gewalt.
Sie sind nicht jung, sie werden nie alt.*

*Ihr Schlagen ist Schrei:
Vorbei, vorbei!
Ihr Schlag ruft dich an:
Was hast du getan?
Die Uhren zermahlen rastlos die Zeit
und stehen erst still in der Ewigkeit.*

Max Rieple

Ein Zeugnis für den historischen Faust

Eckart Ulmann, Staufen i. Br.

Die Suche nach dem historischen Faust hat nicht nur die Faustforschung bewegt. Sie lag und liegt besonders jenen am Herzen, die gewissermaßen „von Faust leben“, ihm einen Teil ihres Ruhms verdanken: die Fauststätten!

Viele dieser Orte streiten sich gelegentlich um die Gunst, dem Magier einmal Zuflucht gewährt zu haben, oder etwa gar Geburtsstadt oder Sterbestätte gewesen zu sein. Ernsthafte Bemühung um die Quellen unserer Kenntnisse vermag aber relativ rasch Klarheit zu verschaffen.

Hier soll der Nachweis versucht werden, Staufen im Breisgau als den Sterbeort des historischen Faust festzulegen. Denn, obwohl in den Jahren 1909–1911 der Freiburger Amtsgerichtsrat Dr. Blume eifrig bemüht war, Licht in das Dunkel einer bis dahin nur mündlich geübten Überlieferung zu bringen, war man in Staufen selbst noch lange der Überzeugung, hier ginge es um Sage, statt um historische Wirklichkeit.

Witkowski¹⁾ schuf 1896/97 erstmals die wissenschaftliche Grundlage für jede weitere Faustforschung. In seinem chronologisch geordneten Quellennachweis, beginnend mit Trithemius (1507) über dreiundzwanzig weitere Zitierungen bis zu Philipp Camerarius (1591) scheinen für die Frage „Staufen eine Fauststadt?“ zwei bekannte Passagen der Zimmerischen Chronik²⁾ (Nachdruck K. A. Barack, 2. verb. Aufl. 1881: I, 577 und III, 529) besonders relevant zu sein. Dort heißt es: „Die buecher, die er verlassen, sein dem Herren von Staufen, in dessen herrschaft er abgangen, zu handen worden, darumb doch hernach vil leut haben geworben und daran meins erachtens ein sorgelichen und unglückhaften schatz und gabe begert.“

Verharren wir jedoch zunächst bei der Frage: Ist Staufen im Breisgau tatsächlich der Sterbeort des historischen Faust?

Witkowski sagt: „Man sieht, wie sehr sich der Verfasser (der Zimmerischen Chronik) einer möglichst genauen Angabe befleißigt, und bei der Zuverlässigkeit der 1566 vollendeten Chronik im Bezug auf örtlich und zeitlich nahe liegende Ereignisse, ist jeder Zweifel ausgeschlossen, zumal da sie auch noch nähere, gewiß nicht erfundene Mitteilungen über den Verbleib von Fausts Nachlaß zu machen weiß.“ Dennoch sollte man folgendes festhalten:

1) Schon im Jahre 1807 verlegt der bekannte alemannische Dichter Johann Peter Hebel in seinem Faustgedicht „Der Karfunkel“ das Geschehen nach Staufen bzw. auf die Landstraße zwischen Staufen und Krozingen.

Hebel muß also von der mündlichen Überlieferung eines gewaltsamen Todes von Faust in Staufen Kenntnis gehabt haben. Und wichtig zu wissen, daß dies lange vor der Veröffentlichung der Zimmerischen Chronik im Jahre 1869 resp. 1881 der Fall war!

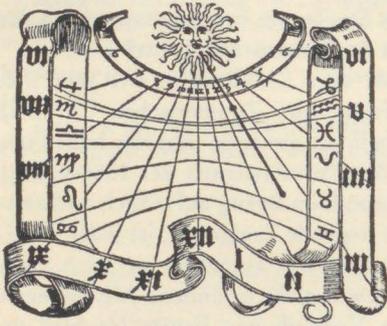
2) Nicht minder aufschlußreich dürfte der Briefwechsel zwischen den beiden Faustforschern Dr. Blume (Freiburg) und Rudolf Hugard (Staufen) aus dem Jahre 1911 sein.³⁾ Hugard schreibt am 6. Januar 1911 an Blume wie folgt:

„Auf Ihre Anfrage über die Faustsage kann ich Ihnen folgendes berichten:

Ogleich ich geborener Staufener bin und ich mich stets für Ortsgeschichte interessiert habe, stammt meine Kenntnis über den angeblichen Tod Fausts nicht erst aus der Zeit der Veröffentlichung der Zimmerischen Chronik und der darauf folgenden Erzählung des Oberstleutnant Geres im Schauinsland, 9. Jahrlauf.⁴⁾

Fürmahlung vnd künstlich

Beschreibung der Horologien/ nemlich wie man der formen vnt
mit mancherley weys vnd form/ vnd auff allerley gattung ent
werffen soll an die mauren/ auff die dächer vnd auffgehete ebene/
auff rotund/ schliche/ außgaben vnd andere mancherley in steu
ment/ Gemache allen künstlichhabens zu gefalle/ durch
Sebastianū Münster/ Burger zu Basel vnd
Bibliothecarium der selbigen stat ho
ben schülern.



Gedruckt zu Basel bey Heinrich Peter,

Impressus Fridrici Brulages - quondam batZerib, anno
Redemptoris humani 1. 5. 3. 7. à Ludovico
N. reuincatori librarii. & J.

Neubi von Der Stross Basiliensis süm.

Titelseite mit Ex Libris von Sebastian Münsters
„Fürmahlung und künstliche Beschreibung der Ho-
rologien“ gedruckt zu Basel bey Heinrich Peter im
M. D. XXXVII jar.

Unter den Urkunden des Rathauses, die, al-
lerdings in sehr spärlicher Anzahl, bis in das
14. Jahrhundert zurückreichen und in den
sonstigen Akten des Rathauses, die ich sämt-
lich aufgenommen habe, findet sich keinerlei
Nachricht über Faust, und auch sonst konnte
ich hier nichts über den angeblichen Tod
Fausts „in Staufen oder bei Staufen“ erfah-
ren.

Ich glaubte deshalb annehmen zu können,
die Erzählungen Geres' seien anlehnend an
die Nachricht in der Zimmerischen Chronik
als frei erfundene Erzählung ursprünglich für
den „Lahrer Hinkenden Boten“, dessen Mit-
arbeiter er war, in Form der Kalenderge-
schichten verfaßt und dann aber im Schau-
insland veröffentlicht worden. Erst später er-
fuhr ich, daß man sich im „Löwen“ erzählte,

Faust sei in diesem Haus vom Teufel geholt
worden; und zwar in „dem Zimmer Nr. 5“,
das im 3. Stock des Hauses nach dem Markt-
platz zu liegt.

Ich habe mich nun auch überzeugt, daß diese
Sage nicht etwa neu und erst von der Veröf-
fentlichung Geres' herrührt, sondern daß sie
älter ist und von einer längst verstorbenen
früheren Besitzerin des Gasthauses ihrer
Tochter erzählt wurde. Es scheint also, daß
Geres einst hier im Löwen Einkehr hielt und
hier von dieser Sage erfuhr.

Das Gasthaus zum Löwen, das am Markt-
platz liegt, stammt nach den Fenstern zu
schließen, aus der 2. Hälfte des saec. 16; ur-
kundlich erwähnt finde ich eine Herberge
zum Löwen aber erst im Jahre 1620.

Das Bild und die Inschrift am Hause sind
modern und wurden erst vor zwei Jahren
von den Malern Schilling jun. und Knosp aus
Freiburg ausgeführt, der Text ist von mir an-
lehnend an die Zimmerische Chronik verfaßt
...“

Soweit Hugard. Man findet, bei der Zuver-
lässigkeit dieses Staufener Chronisten, also
bestätigt, daß — wie bei Hebel — die mündliche
Überlieferung dem historischen Quellen-
nachweis weit vorausleitet.

In dieser Koinzidenz eines volkkundlichen
Faktums mit dem wissenschaftlichen Beleg
über das geschichtliche Ereignis ist sicher ein
Höchstmaß an Beweiskraft erreicht.

Aber es gibt noch einen weiteren guten und
sogar überraschenden Grund, von einem
Aufenthalt Fausts in Staufen überzeugt zu
sein.

Gerade deshalb, weil Ingeborg Hecht in ih-
rer fundierten Untersuchung „Wer war
Dr. Faust?“⁵⁾ oder Karl Theens in seinem
„Beitrag zur Historie des Magus Maximus
Kundlingensis D. Faustus“⁶⁾ feststellten,
„daß bis heute keine nachweisbar eigenen
Schriften Fausts gefunden wurden“, mußte
eine jüngst gemachte Entdeckung geradezu
alarmieren.

Von einer alten Staufenerin war ein „altes
Buch“ entdeckt worden, das sich unschwer

als in die unmittelbare Nachbarschaft des Faustschen Todesjahrs gehörig zu erkennen gab.

Gedruckt bei Heinrich Peter im Jahre 1537 zu Basel, enthält der leidlich gut erhaltene Folioband den handschriftlichen Ex Libris-Vermerk eines Zeitgenossen Fausts. Er lautet in der Übersetzung aus dem Lateinischen: „Gekauft in Freiburg im Breisgau um 4 Batzen im Jahre des Heils 1537 von Ludwig N. Bücherliebhaber etc. Nicolai von der Stroß in Basel gehörig.“⁷⁾

Wie mag dieses Buch nach Staufen gekommen sein?

Von Dr. Blume (gest. 1935 in Freiburg) wissen wir, daß der Freiherr Anton von Staufen sich am 23. Januar 1534 an der Freiburger Universität immatrikulieren ließ, daß sich dieser zweifellos mit der Schwarzen Kunst befaßt habe und daß von ihm mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Einladung an Faust ergangen sein muß, in das benachbarte Staufen zu kommen.

R. Blume (Freiburg) schrieb an R. Hugard (Staufen) am 9. 7. 1911: „Der Herr von Staufen der Zimmerischen Chronik ist der von Martin Crusius in seiner Schwäbischen Chronik (II/310) erwähnte, um 1520 geborene Graf Anton von Stauffen, welcher nach Crusius ›sich in seiner Jugend auf die freyen Künste legte‹ . . . euphemistisch nennt man damals die Geheimwissenschaft ›freie‹ Künste.“

Kehren wir nun wieder zu der oben zitierten Aussage der Zimmerischen Chronik zurück. Was hat es mit dem Nachlaß Fausts auf sich, und wie muß man sich das Schicksal dieser Hinterlassenschaft im Besitz derer von Staufen vorstellen?

Georg Leo, der Sohn Antons von Staufen, starb ohne männliche Nachkommen im Jahre 1602. Seine Schwester Justina verehelichte sich mit dem damaligen Freiherrn zu Königsegg und Aulendorf, dem Vertreter eines Geschlechts, das bis auf den heutigen Tag in gerader Linie fortbesteht.

Leider haben Nachforschungen in der umfangreichen Familienbibliothek auf Schloß Königseggwald zu keinem greifbaren Ergebnis geführt. Um so mehr muß nun dieses in Staufen selbst auftauchende Werk von Sebastian Münster, das sowohl in Thematik als auch Datierung ganz in den Lebenskreis Fausts hineinpaßt, unsere Aufmerksamkeit erregen.

Sollte gar der handschriftliche Vermerk im Deckel des Buches, der offensichtlich von einer anderen Hand stammt, als die kalligraphisch bemerkenswerten Randbemerkungen des ersten Bucheigentümers von der Stross, Faust selbst zuzuschreiben sein? — Wir wissen es nicht.

Aber eines bleibt gewiß: Dieses Buch ist 2 Jahre vor Fausts Tod im benachbarten Basel gedruckt worden, sein Erstbesitzer hat es 2 Jahre vor dem Tod des Magiers im nahen Freiburg gekauft, und es war, bisher unbekannt, in Staufen verborgen geblieben.

Zumindest ist die Vermutung berechtigt, daß dieses Buch Faust selbst einmal in Händen gehalten hat oder daß es einem seiner Gesprächspartner in Staufen gehörte!

Wenn im vergangenen Jahr Knittlingen die fünfhundertste Wiederkehr des Geburtsjahres (1480) feiern konnte, so kann doch Staufen in Anspruch nehmen, mit dem mysteriösen Tod von Faust, der historische Ausgangspunkt für eine Unzahl literarischer Bemühungen geworden zu sein.

Der Urfaust eines Christopher Marlowe, der Goethesche Faust, die Faustoper von Gounod, und vieles andere mehr, sie alle fußen auf jenem Ereignis, das sich im Jahre 1539 im Löwen zu Staufen zugetragen hat.

Anmerkungen:

¹⁾ Witkowski, Georg — „Der historische Faust“ in Deutsche Zeitschrift für Gesch. Wiss.; N. F. 1, 1896/97 Vierteljahrsheft (298—350)

²⁾ Zimmerische Chronik — Nachdruck K. A. Barack, 2. verb. Aufl. 1881: I, 577 und III, 529

³⁾ Hugard, R. und Blume, Dr. 1911 — Briefwechsel im Privatbesitz des Verf.

4) Geres, C. mit Initialzeichnung von Fritz Geiges „Wie der Doctor Faust zu Staufen vom Teufel geholt wird“, in: Schau in's Land, Frbg. IX/6, 1882
5) Hecht, Ingeborg — „Wer war Dr. Faust?“ Betrachtungen über die historische Faustfigur. Druck O. Kehrer KG, 78 Freiburg. Herausg. Stadt Staufen i. Br.

6) Theens, Karl — „Beitrag zur Historie des Magnus Maximus Kundlingensis D. Faustus“ in Faustblätter Heft 5, 1969 (155—162)
7) Münster, Sebastian — „Fürmalung und künstliche Beschreibung der Horologien“ gedruckt zu Basel bey Heinrich Peter im M. D. XXXVII jar. (siehe auch Abb. auf Seite 32 mit Ex Libris.)

Fordere nicht Dauer

*In jeglicher Form
wartet das Glück an den Wegen:
Im lächelnden Mund einer Frau,
im Augenaufschlag der Blüten,
im lockenden Vogellied
oder im Streicheln des Windes.*

*Fordere nicht Dauer
von dem, was flüchtig sich reicht!
Sonst wird Grimasse das Lächeln,
welkt, was soeben noch blühte,
verstummt der Gesang,
und das Fächeln des Windes
wird zum Anhauch des Todes!*

Max Rieple

Der Elzacher Latschariverein; „Das Latschariholen“

Ein Alt-Elzacher Narrenbrauch

Erwin Krumm, † 31. 5. 1980 Denzlingen b. Freiburg

Der Elzacher Schuttig, diese dämonische Narrengestalt, ist weit über den Schwarzwald hinaus bekannt, ja berühmt geworden. Nicht minder bekannt sind die schönen, alten Bräuche des „Taganrufens“ und des „Bengelreitens“. Weniger bekannt dagegen ist das sogenannte „Latschariholen des Latscharivereins“ am Fastnachtsdienstagmorgen. Hierbei handelt es sich ebenfalls um einen alten Brauch, der das Elzacher Narrentum in einem ganz anderen Licht zeigt und dem die Einheimischen gleichwohl mit großer Liebe und Begeisterung anhängen, von ihm soll hier allein die Rede sein!

Seit wann und wo sich der sogenannte „Latschariverein“ den schönen Namen gegeben hat und seine Bräuche ausübt, ist nicht mehr zu erkunden. Dies verliert sich, wie beim Elzacher Narrenwesen überhaupt, im Dunkel der Zeit. Die Elzacher behaupten, die Latschari seien so alt wie der Schuddig selbst und somit sei der Latschariverein in Elzach selbst der älteste Verein. Fest steht, daß er sich nach den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts zu einer festeren Vereinigung zusammenschloß. Seither tagt er alljährlich einmal, außer in den Jahren der beiden Weltkriege jeweils am Fasnetzischtigmorge.

Unser alemannisches Sprachgebiet ist sehr reich an drastischen Ausdrücken, aber das Wort „Latschari“ ins Hochdeutsche zu übersetzen, ist nicht möglich. Es hat eine vielsinnige Bedeutung und man kann damit in Elzach ebenso einen groben Rüppel und ungeschickten Kerl bezeichnen, wie andererseits einen schlitzohrigen Menschen, der sich für dümmer ausgibt wie er ist, es „dick“ hin-

ter den Ohren hat und dazu noch heimlicherweise einen guten Schnabel.

Nach diesem merkwürdigen Kauz gaben sich die Latscharibrüder irgendwann einmal ihren Namen. Wenn sich in Elzach einige Männer oder junge Burschen am Marktplatz oder am Bärenplatz in einem längeren Gespräch zusammenfinden, dann sagt man heute noch „Die stehen wieder einmal auf dem Latschariplatz“.

Manch ein begeisterter Schuttignarr zieht an diesem Morgen zum erstenmal seine Montur aus, in welche er mit Fastnachtsbeginn geschlüpft ist, um als echter Latschari an den Bräuchen teilzunehmen. Um die neunte Vormittagsstunde herrscht im Gasthaus „Zum Löwen“, dem derzeitigen Stammsitz des Latscharivereins, schon längst Hochbetrieb. Enggedrängt sitzen die Latschari, jetzt meist in Zivil, mit einer Miniaturlarve am Rock, oder mit irgendeiner närrischen Kopfbedeckung, an den vielen Tischen.

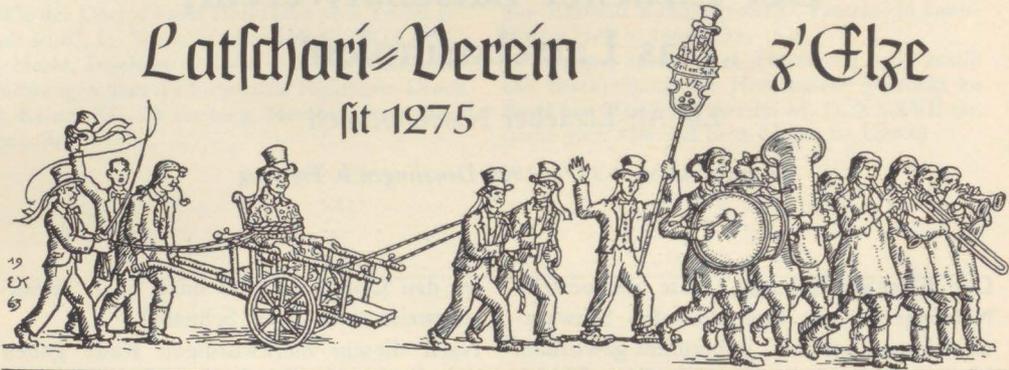
Es ist eine bemerkenswerte und auffallende Gepflogenheit, daß die Elzacher Latschari keine Narrenmontur tragen und sich auch nicht ver mummen.

Sonst ist es bei anderen Bräuchen und Narrenläufen der Schuddig höchstes Bestreben, nicht erkannt zu werden. Um dies zu erreichen, wechseln sie immer wieder ihre schweren Larven, deren jeder echte Schuddignarr eine eigene, kleine Sammlung besitzt. Die Latschari dagegen müssen sich öffentlich zu ihrer Narrheit bekennen und für sie einstehen. Schuddignarren dagegen, die an den Latscharibräuchen teilnehmen, und zwar als Vermummte, haben nur eine stumme Rolle.

Latschari-Verein

sit 1275

z'Elze



Einholen des neuen Latscharivorstandes

Zeichnung von Erwin Krumm, Elzach

Sie dürfen wohl nach Herzenslust brummen und knurren, ihre Stimme aber zählt nicht. So will es Alt-Elzacher Narrenrecht und -gesetz.

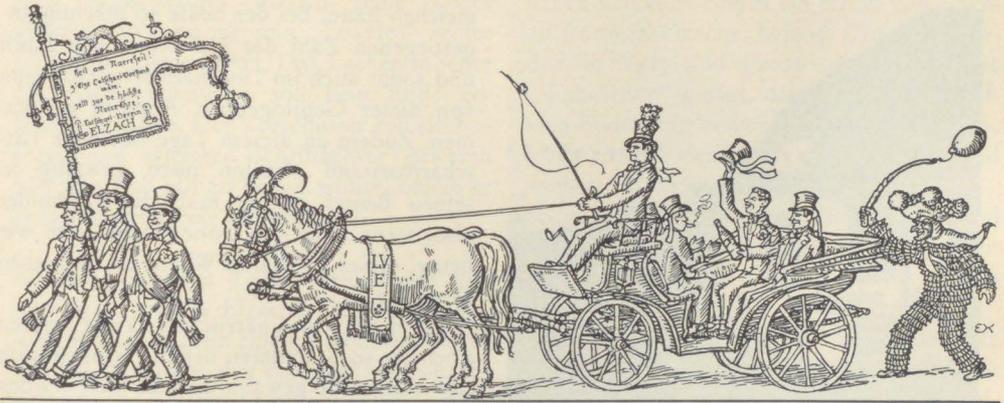
Altem Herkommen entsprechend hatte man am „Löwen“ inzwischen den „Tag ausgeschlossen“, das heißt, man machte alle Fensterläden zu, in der ganzen großen Wirtsstube und auf allen Tischen leuchten jetzt stimmungsvoll als „Lichter der Nacht“ und der Narrenweisheit mehr oder minder dicke Wachskerzen.

In der Honoratiorenecke, am runden Tisch, sitzen schon eine Weile mehrere Männer in lebhafter Beratung beisammen. Es ist dies der letztjährige Latscharivorstand mit seinen Besitzern und den übrigen Amtsgenossen. Es handelt sich um die wichtige Frage, denjenigen ehrsamem Elzacher Bürger ausfindig zu machen, der nach dem weisen Rat der Latschari für geeignet und würdig befunden werden soll, zum neuen Latschari-Vorstand erkoren zu werden.

Auch aus der Versammlung werden Vorschläge gemacht, und endlich ist es soweit; man hat sich auf den würdigsten der Kandidaten geeinigt. Aus guten Gründen hält man vorsichtigerweise einige Kandidaten in Bereitschaft; denn dem „Latschariholen“ geht nämlich das „Latscharifangen“ voraus!

Es ist schon mehr wie einmal vorgekommen, daß der mit so hohen Ehren Bedachte Wind bekam und ausgeflogen war, als man ihn fangen wollte. Nicht umsonst gehen an diesem Morgen, an dem sonst jede Arbeit ruht, viele Elzacher Bürger „in Geschäften über Land!“ Andere wieder, wie es im dicken Buch der Narrenzunft lustig zu lesen ist, suchen beim Herannahen des Latscharizuges heimliche Gemächer oder den Taubenschlag als Refugium auf, um sich diese hohe Würde und Bürde möglichst vom Haupte zu halten. Haben Schuttig und Latschari — als Späher — festgestellt, ob der Erwählte tatsächlich daheim ist, rüstet man sich zum Aufbruch; denn nach altem Herkommen, darf er nur in seinem Hause oder in dessen unmittelbarer Nähe, nicht aber zufällig auf der Straße ergriffen werden.

Dies verstieße gegen die Latschari-Ehre und wäre ein gröblicher Mißbrauch des alten Brauches. An der Spitze des Zuges, der sich nun aufstellt, marschieren die Stadt- und Narrenzunft-Musik. Ihr folgt der sieben Köpfe zählende Gesamtvorstand des Latschariver eins, dann kommen die Schuddignarren, welche hierbei nie fehlen, und Latschari mit einem zweirädrigen Handkarren, auf dem sich ein Stuhl befindet. Ein anderer Latschari trägt ein riesiges Seil, das „Narrenseil“ des



Der neue Latscharivorstand am Dienstagnachmittag beim Umzug durch Elzach

Latscharivereins. Neuerdings folgt hinter der Musik der Fahnenträger und seine beiden Begleiter. Die lustig bemalte Fahne zeigt auf der einen Seite im Bilde die feierliche Einholung des neuen Latscharivorstandes, die andere Seite trägt die Inschrift:

„Z' Elze Latscharivorstand wäre,
Zellt zue de höchstchte Narre Ehre.“

Darüber ist in Messing geschnitten ein Katzen-Rolli dargestellt, der gerade eine Maus fängt. Die Fahnen Spitze zeigt einen von Meister Fritz Disch geschnitzten Kopf eines Latscharivorstandes, der bemalt ist.

Dieser Spitzengruppe hinterdrein marschieren alle anderen Latschari von nicht wenig Kindern und Erwachsenen begleitet, um sich das ergötzliche Schauspiel, das nun folgt, nicht entgehen zu lassen. Unter den Klängen des „Alten Elzacher Narrenmarsches“ setzt sich der Zug in Bewegung und ganz Elzach ist aufs höchste gespannt, wohin die Reise geht.

Auf weiten Umwegen, um den gewünschten Vogel zu täuschen, marschiert man nun durch die alten Straßen und Gäßlein des Narrenstädtchens. Ist man vor einem gewissen Hause angelangt, so zieht man scheinheilig auch noch an diesem vorbei. Auf ein Zeichen des Vorstandes hält der Zug, indessen die Musik fröhlich weiterspielt.

Was nun folgt, geschieht in rasender Eile und ist stets ein urkomisches Narrenstücklein für sich. Der Latscharivorstand nimmt mit seinen Getreuen das Haus im Sturm. Indessen im Erdgeschoß die Fensterläden geschlossen werden, dringen andere Latschari von der Hofseite ins Haus, um so alle Fluchtwege abzuschneiden. Nun sucht man den Kandidaten im ganzen Hause. Auch vor dem ehelichen Schlafzimmer wird nicht haltgemacht. So, wie man ihn antrifft, wird er entführt; findet man ihn noch im Bett, dann läßt man ihm gerade soviel Zeit, um sich notdürftig zu bekleiden.

Als ein sichtbares Zeichen seiner Würde setzt ihm der Vorstand sofort seinen eigenen rotbeänderten Zylinderhut auf, mit der Aufschrift „Latscharivorstand“. Meist unter dem lebhaften Protest seiner besseren Hälfte bringt man nun den Heißbegehrten und meist sehr Verdutzten, ans Narrenseil gefesselt, zum Haus hinaus. Draußen wird er mit schmetternder Musik und mit ungeheurem Jubel empfangen, von den Latschari, mit allerlei spontanen, närrischen Zeremonien, auf den Handkarren gesetzt und dann in einem wahren Triumpfzug zum „Löwen“ geführt, wo er erst wieder am runden Tisch vom Narrenseil befreit wird.



Festliches, närrisches Treiben in Elzach

„Sie henn e, sie henn e“, so rufen die Kinder auf der Straße und wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht vom neuen Latscharivorstand im Städtle. Stets schickt sich, mit Elzacher Narrenwitz und Humor, der „am Narrenseil Geholte“ in seine so schnell erlangte neue Würde. Nachdem ihm sein Vorgänger feierlich das Amt für ein neues Jahr übertrug, bedankt er sich in einer kleinen Ansprache bei allen Latschari für die ehrenvolle Wahl. Die Musik spielt ihm zu Ehren den Fasnetmarsch und die Latschari leeren auf sein Wohl ihre Gläser!

In früheren Jahren, bis nach dem Ersten Weltkrieg, war es eine alte Sitte, daß von diesem Zeitpunkt der Latschariversammlung an alle anwesenden Narren Gäste des Neugewählten waren. Es war meist keine geringe Zeche, die der Geehrte mit diesem über Stunden sich ausdehnenden Freitrunck zu be-

gleichen hatte. Bei der heute so mächtig angestiegenen Zahl der Narren in der Zunft und somit auch im Latschariverein, hat man von dieser Gepflogenheit Abstand genommen. Zudem an diesem Tage der neue Latscharivorstand ohnehin noch gewaltig in seinen Beutel greifen muß. Kein Wunder also, wenn man sich früher mehr noch wie heute, dieser kostbaren Würde zu entziehen versuchte.

Mit viel Spaß und närrischen Reden werden noch die sechs anderen neuen Amtsgenossen des Vorstands gewählt und an den runden Tisch geführt, doch diesmal ohne Hilfe des Narrenseils.

Unter dem Regiment des neuen Latscharivorstandes folgt nun ein gemütliches Beisammensein, dem echter Elzacher Narrengest und Humor seinen besonderen Stempel aufdrückt. Zwischen den Narrenmärschen der Musik werden immer wieder lustige Reden gehalten. Dabei kommen mitunter von diesem oder jenem Latschari geheime Abenteuer und erheiternde Erlebnisse an den Tag, von denen die Betroffenen oftmals meinen und glauben, es seien ihre größten Geheimnisse.

Über jedem der Anwesenden schwebt unsichtbar das Narrenseil. — Niemand weiß, ob nicht auch er im nächsten Augenblick daran hängen bleibt und plötzlich dem närrischen Gelächter preisgegeben ist — gemäß den Worten des Nachwächters beim Taganrufen „und wir Narren sind alle frei!“ So wird ungeschminkt und mit aller Deutlichkeit gar manches ans Licht der Narrheit gebracht, der zu Ehren all die vielen Lichter brennen! So wußten z.B. alte Elzacher schmunzelnd davon zu erzählen, wie bei einer Latschari-Versammlung, nach den 70er Jahren, so gegen das Jahr 1880, der Elzacher Torschuster Knie (wohnhaft am ehemaligen oberen Tor) ein völliger Analphabet, von den damaligen Latschari zum Schriftführer gewählt wurde. Dieser war übrigens — nebenbei bemerkt — jahrelang Lokal-Berichterstatte einer angesehenen Freiburger Zeitung. Indessen er auf

dem Schusterstuhl sitzend seine Leder klopfte, diktierte er sein „Lokales“ seiner schreibgewandten Frau. Das Lachen in jener Latschariversammlung soll kein Ende genommen haben. Der Torschuster soll ein findiger und witziger Schriftführer gewesen sein, der sich gut zu helfen wußte, indem er einen Stellvertreter beauftragte.

Ähnlich wie beim Taganrufen zeigen sich auch hier jeweils Elzacher Narrenweisheit und -humor in ganz eigener, bodenständiger Art. Das Schönste aber daran ist zu beobachten, wie die Elzacher Latschari-Narren über sich selbst zu lachen verstehen, wenn sie hierbei so liebevoll durchgehechelt werden. Dies ist fürwahr ein echter Narrengest, der tief im Alten und im Volk wurzelt, frei von aller Mache.

Viel Heiterkeit erwecken auch die vorge-täuschten Glückwunschtelegramme, unter

denen sich auch einmal ein echtes von einem auswärtigen Elzacher befand. Durch sie werden in Vers und Prosa oft solch derbe „Wahrheiten“ gesagt, daß das Gelächter oft kein Ende mehr nehmen will; aber bei allem, bleibt man in den Grenzen des Taktes und weiß wohl Maß zu halten.

So vergehen die Stunden wie im Flug, und man vergißt dabei das Essen und Trinken nicht, eingedenk der Einsicht, daß es auch der Narren Leib und Seele zusammenhält.

Um die Mittagstunde aber müssen auch die Latschari wieder an den Aufbruch denken; denn am Nachmittag nehmen sie, die meisten als Schuddig, am großen Umzug der Narrenzunft teil. In derselben Zugordnung, wie man ihn einholte, wird der neue Latschari-Vorstand, jetzt die berühmteste Persönlichkeit im alten Narrenstädtchen, wieder heimgeleitet. Nochmals kommt er ans Narrenseil und auf den Karren, um daheim in

Latscharivorstand 1926 Xaver Bayer mit Gefolgschaft





Der neue Latscharivorstand

Zeichnung von Erwin Krumm, Elzach

feierlicher Rede seiner Eheliebsten übergeben zu werden.

Am Nachmittag, im großen Umzug, da fährt der Latschari-Vorstand aber nicht mehr auf seinem Armstünderkarren, sondern mit seinem Anhang in einer schön geschmückten Chaise und wird in seiner neuen Würde überall fröhlich begrüßt.

Altem Herkommen gemäß bleibt er dann mit seinen Amtsgenossen für die ganzen restlichen Stunden der Fasnet fröhlich vereint. Sie unternehmen zusammen eine lustige, „Gott Bacchus“ wegen, mitunter nicht ungefährliche Latschari-Reise durch alle Wirts- und Gasthäuser der Stadt und man sagt, daß diese nicht selten erst in den frühen Morgenstunden des Aschermittwochs ihren feuchtfröhlichen Abschluß findet.

Im darauffolgenden Jahr aber gibt die Stimme dieses Latschari-Vorstandes den Ausschlag bei der Wahl des Nachfolgers und nächsten „LATSCHARI am Narreseil“.

Latscharivorstände von 1947—1980

- 1947 Viktor Merkle, Buchbindermeister
- 1948 Hugo Hasenfratz, Omnibusunternehmer
- 1949 Otto Hänle, Steinmetz
- 1950 Fritz Hug, Malermeister
- 1951 Willi Ruh, Stadtrechner
- 1952 Franz Isele, Friseurmeister
- 1953 Alois Störr, Leinenweber
- 1954 Artur Schneider, Zahnarzt
- 1955 Rudolf Völker, Diplom-Kaufmann
- 1956 Fritz Winterhalter, Kaufmann
- 1957 Alex Hauser, Kfz-Mechanikermeister
- 1958 Hans Zimmermann, Revierförster
- 1959 Pius Gass, Kaufmann
- 1960 Fritz Oswald, Sattlermeister
- 1961 Josef Burger, Fotograf
- 1962 Rudolf Ulrych, Braumeister
- 1963 Bernhard Wemmer, Staatsanwalt
- 1964 Josef Wöfle, Justizangestellter
- 1965 Hans-Peter Kehl, Kfz-Werkstättenbesitzer

- 1966 Konrad Dufner, Rechtsanwalt
- 1967 Oskar Bolanz, Oberlehrer i. R.
- 1968 Reinhard Haiss, Architekt
- 1969 Franz Bayer, Möbelfabrikant
- 1970 Hans Schwer, Polier
- 1971 Ewald Schätzle, Schreiner
- 1972 Jürgen Schätzle, Vertreter
- 1973 Walter Gantert, Kaufmann
- 1974 Franz Joos, Drechslermeister
- 1975 Dieter Sauter, Gärtnermeister
- 1976 Joachim Nopper, Reallehrer
- 1977 Oskar Ketterer, techn. Angestellter
- 1978 Siegfried John, Bauing. grad.
- 1979 Klaus Volk, Kaminfegermeister
- 1980 Arnold Bartholomä, Facharbeiter

Präsidenten

- 1948—1955 Viktor Merkle
- 1959—1961 Hans Zimmermann
- 1962—1981 Karl Gysler

Ehrenpräsidentin

Frau Lina Fischer

Neu erschienen:

Heinrich Hansjakob: Der steinerne Mann von Hasle

Eine Erzählung. Illustriert von Curt Liebich. 7. Auflage 1981, 288 Seiten, Leinen, DM 22,80.

Selbstverlag der Stadt Haslach im Kinzigtal, Rathaus, 7612 Haslach i. K.

Im Mittelpunkt dieser Erzählung steht das abenteuerliche Leben des Grafen Götz von Fürstenberg, dessen steinernes Grabmal noch heute in der Haslacher Pfarrkirche zu sehen ist.

Weiterhin lieferbar:

Heinrich Hansjakob: Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Krieg. Illustriert von Curt Liebich. 15. Auflage 1978, 344 Seiten, Leinen, DM 19,60

Im Juli 1981 erscheint:

Heinrich Hansjakob: Im Paradies. Tagebuchblätter. 3. Auflage 1981, ca. 340 Seiten, Leinen, ca. DM 26,—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt bei der Stadtverwaltung Haslach, 7612 Haslach i. K.

Ein Bauer und nicht mehr

*Ich bin kein Mann von Ruhm und Ehr!
Ich bin ein Bauer und nicht mehr,
so einer mich befrage!
Und meines Lebens steter Preis
ist Sorge und ist Schweiß und Fleiß
und Arbeit alle Tage.*

*Und doch bin ich so hoch gestellt,
denn mir gehört ein Stück der Welt
voll rauschendem Getreide.
Sie, die Natur mit Gras und Kraut,
ist meiner Liebe anvertraut
zur Freude und zum Leide.*

*Die Erde, weit und hügelan,
ist meinem Willen untertan
nach höherem Gebote.
Und jedes neue Jahr gedeiht
das Korn, das ich als Saat gestrent,
zu einem neuen Brote.*

*Ja, das belohnt mich im Gemüt,
daß ich das Leben heg und hüt —
und wenn ich es vergleiche,
bin ich bei aller Arbeitslast
doch wie ein kleiner König fast
in meinem kleinen Reiche.*

*Und immer bleib ich, der ich war,
der Saaten Säer jedes Jahr,
der Pflüger hinterm Pferde.
Mich lockt kein Ruhm und keine Ehr:
Ich bin ein Bauer und nicht mehr,
ein Hüter meiner Erde!*

Wilhelm Trunk

Einst „Capitale d'été de l'Europe“: Brenners Park-Hotel gestern und heute

Klaus W. Jonas, Pittsburgh

Nicht selten sind die großen Hotels Schauplätze der Weltgeschichte. Hier treffen sich nicht nur Prominente, sondern auch Entscheidungen von politischer und wirtschaftlicher Bedeutung fallen an ihren Konferenztischen. In die Kategorie dieser großen Häuser gehört auch Brenners Park-Hotel in Baden-Baden im nördlichen Schwarzwald, seit über hundert Jahren kosmopolitischer Treffpunkt mit französischem Einschlag. Zwölf Jahre ist es her, seit Alfred Brenner, der ein halbes Jahrhundert dem Familienunternehmen gedient hat, als letzter Vertreter seiner Familie aus der Geschäftsführung der Brenner-Hotel K. G. ausschied.

1872 erwarb sein Großvater, der aus der Gegend von Pforzheim stammende Hofkleidermacher Anton Alois Brenner, für 171 200 Gulden das 1830 begründete, stark verfallene zwangsversteigerte Hotel *Stéphanie-les-Bains* in Baden-Baden. Mit Hilfe seiner resoluten Frau, der nicht unvermögenden Tochter eines elsässischen Bierbrauers, gelang es ihm innerhalb weniger Jahre, daraus einen Hotelbetrieb zu machen, der schnell zu Ansehen in der Welt gelangen sollte. Sein Sohn Camille Brenner, der eigentlich zum Importkaufmann in Tuchen bestimmt war, jedoch in England und Frankreich das Hotelwesen erlernte, wird in der Familienchronik als Mann von hoher Begabung und großem élan vital beschrieben. Nachdem seine Mutter das Hotel, das nun wieder seinen ursprünglichen Namen *Stephanienbad* trug, elf Jahre geleitet hatte, erwarb Camille Brenner 1883 den Besitz für eine halbe Million Mark. So gut gelang ihm in wenigen Jahren der Ausbau des Hauses, daß J. Löser es in seiner Geschichte der Stadt Baden bereits 1891 wie folgt cha-

rakterisieren konnte: „Der prächtige Bau mit seinem davorliegenden Garten ist in seinem Innern mit allem Komfort der Neuzeit, den anspruchsvollsten Forderungen entsprechend, eingerichtet. Architektur und Kunstgewerbe haben zusammengewirkt, ein Werk zu schaffen, das in jeder Hinsicht mustergültig genannt werden darf.“ Es dauerte nicht lange, bis das Hotel durch Ankauf nahegelegener Villen so sehr erweitert und modernisiert war, daß es tatsächlich den höchsten Ansprüchen internationaler Gäste zu genügen vermochte. Zu den ersten Prominenten, die das *Stephanie* an der *Lichtentaler Allee* anzog, gehörten Kaiser Don Pedro von Brasilien, Großfürstin Olga von Rußland und Großfürst Michael Nikolajewitsch, der Sultan von Johore sowie der Maharadscha von Kapurthala. Mit besonders großem Gefolge kam — wie eine Gruppenaufnahme zeigt — König Chulalongkom von Siam an die Oos. Um Angehörigen regierender Häuser die Möglichkeit zu geben, separat von bürgerlichen Gästen zu wohnen, schuf Camille Brenner zwei exklusive Häuser, die *Villa Stephanie* sowie die *Villa Imperiale*, die er durch Brücken mit dem Hotel verbinden ließ. 1898 konnte Camille Brenner auch noch das angrenzende Besitztum des rumänischen Fürsten *Stourdzda* mit *Villa*, Stallgebäude und Reitbahn sowie 8000 m² Gelände dazuerwerben. Bald erstand ein neuer, fünfstöckiger Hotelflügel, der im August 1900 seine Türen öffnen konnte. Nunmehr war die erste Glanzperiode angebrochen, die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, und das *Stephanie* gehörte endgültig in die Spitzenklasse internationaler Hotels, ja es wurde, neben dem Englischen Hof, dem Europäischen Hof, dem Russi-



Brenners Park-Hotel in Baden-Baden

schen Hof und dem Badischen Hof das führende Haus in Baden-Baden, dem Schwarzwaldstädtchen, das seit mehr als zweihundert Jahren als Kur- und Badeort Weltruhm genoß.

Im Ersten Weltkrieg geschlossen

Seit der Jahrhundertwende nahm die Zahl ausländischer Gäste, vor allem aus Nordamerika, in wachsendem Maße zu, ja in den Vorkriegsjahren machte sie in den Sommermonaten sogar etwa die Hälfte der Gesamtbesucherzahl aus. Bereits bei der ersten Modernisierung des Hotels Stephanie — das übrigens, wie eine Gedenktafel noch heute zeigt, seinen Namen der Großherzogin Stephanie von Baden, der Adoptivtochter Napoleons I. verdankt — ließ Camille Brenner alle Hotelappartements an der Allee-Seite mit Bad ausstatten. Für das mitgebrachte Personal der Gäste dienten die auf der Straßenseite liegenden sogenannten „Courierzimmer.“

1912 erweiterte Camille Brenner seinen Besitz noch einmal durch Erwerb des benachbarten Hotels Minerva, das sein Schweizer Freund und Kollege César Ritz bis dahin gepachtet hatte. Das Minerva wurde sogleich abgerissen und an seiner Stelle das Sanatorium Stephanie erbaut, denn Camille Brenner wollte seinen Gästen auch das Letzte an modernen Kurmitteln bieten in Verbindung mit den Bequemlichkeiten eines Luxushotels ersten Ranges. 1913 öffnete das Sanatorium seine Tore, doch ein Jahr später starb sein Erbauer während eines Aufenthaltes in Nizza. Da nahezu 90 Prozent der Gäste sowie der größte Teil des Personals Ausländer waren, mußte das Hotel im September 1914 für die Dauer des Krieges geschlossen werden. In seinem Rückblick „Entstehung und Wandlung der Brenner-Hotel-Anlage“ schreibt Alfred Brenner 1956: „Die von meinem Vater hinterlassene Hotelanlage umfaßte ein Areal von 2,5 Hektar im schönsten Teil der Lichtentaler Allee und fügte sich in glücklicher Weise in die Landschaft ein. Sie

hatte einen Erstellungswert einschließlich der im Laufe der Jahrzehnte erworbenen Nachbargrundstücke von neun Millionen Goldmark, was bei vierhundert Gästebetten einen Betrag von 22000 Goldmark pro Gastbett ausmacht.“

Alfred und Kurt Brenner, die Söhne des 1914 verstorbenen Camille Brenner, gaben 1919 die Idee des Sanatoriums auf und verwandelten den Familienbesitz damals in „Brenners Park-Hotel“, ein Name, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Trotz aller durch den Ersten Weltkrieg entstandenen Verluste blieb das Hotelunternehmen einschließlich des dazugehörigen Hofgutes Tiefenau, das die Versorgung des umfangreichen Betriebes gewährleistete, der Familie erhalten. 1922 wurde die zwischen den fünf

Geschwistern und der Mutter Josefine Brenner bestehende Gütergemeinschaft in eine Familien-Aktiengesellschaft umgewandelt. Auch während der Inflationsjahre waren beide Hotels so gut besetzt, daß die in den Kriegsjahren versäumte Instandhaltung und Erneuerung nachgeholt werden konnte. Damals wurden sogar zwei angrenzende Grundstücke hinzuerworben: 1922 das Haus Ludwig-Wilhelm-Platz 4 und zwei Jahre später die frühere Villa Plessen, die mit ihrem großen Park zwischen den beiden Hotels lag. Dieses heute als Parkvilla bekannte Gebäude wurde 1924 zum Kasino Stephanie umgebaut und in japanischem Stil ausgeschmückt. In ihr fanden in den zwanziger Jahren die berühmten Tanztees statt, die sich bei den internationalen Gästen großer Beliebtheit erfreuten.

Von links: Frau Margarete Hauptmann, Gerhart Hauptmann, Generaloberst Hans von Seeckt

Archiv: Klaus W. Jonas





Ehemaliger Kronprinz Wilhelm

Archiv: Klaus W. Jonas

Zweite Krise nach 1933

Zwischen 1926 und 1929 erlebte das Hotel eine zweite Blütezeit, doch mit dem New Yorker Börsenkrach und der nunmehr einsetzenden Wirtschaftskrise erfolgte ein schwerer Rückschlag. Mehr und mehr ging der internationale Reiseverkehr zurück, und die Zeit nach 1933 war vollends ungeeignet, Ausländer, vor allem Amerikaner, anzuziehen, so daß die Gästezahlen vorübergehend rapide abnahmen und das Hotel zeitweise in ernste Schwierigkeiten geriet. Erst 1937 erreichten Brenners Park-Hotel und Stephanie wieder die Besucherzahlen von 1929.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurden beide Hotels, wie übrigens alle Familienbetriebe in Baden-Baden, geschlossen. Erst 1941, nach Beendigung des Westfeldzugs, konnten sie wiedereröffnet werden. Damals

entschlossen sich die Brüder Kurt und Alfred Brenner, ihre Aktienmehrheit an die Familie des Industriellen Dr. Oetker in Bielefeld zu verkaufen. Nur dem finanziellen Rückhalt durch Rudolf August Oetker war es zu verdanken, daß die in ihrer Art einzigartige, harmonisch gewachsene Hotelanlage in ihrem Bestand erhalten geblieben ist.

1942 wurden die Mitglieder der Berliner Botschaft der Vereinigten Staaten hier interniert, und gegen Kriegsende, 1944/45, fanden die nach Deutschland geflohenen Vichy-Politiker hier Asyl. Nachdem im April 1945 Baden-Baden von der marokkanischen Vorhut der Ersten Französischen Armee besetzt worden war, verfielen automatisch alle Hotelbauten der Beschlagnahme. Vier Jahre lang, bis Oktober 1949, diente das Park-Hotel der französischen Besatzungsmacht als

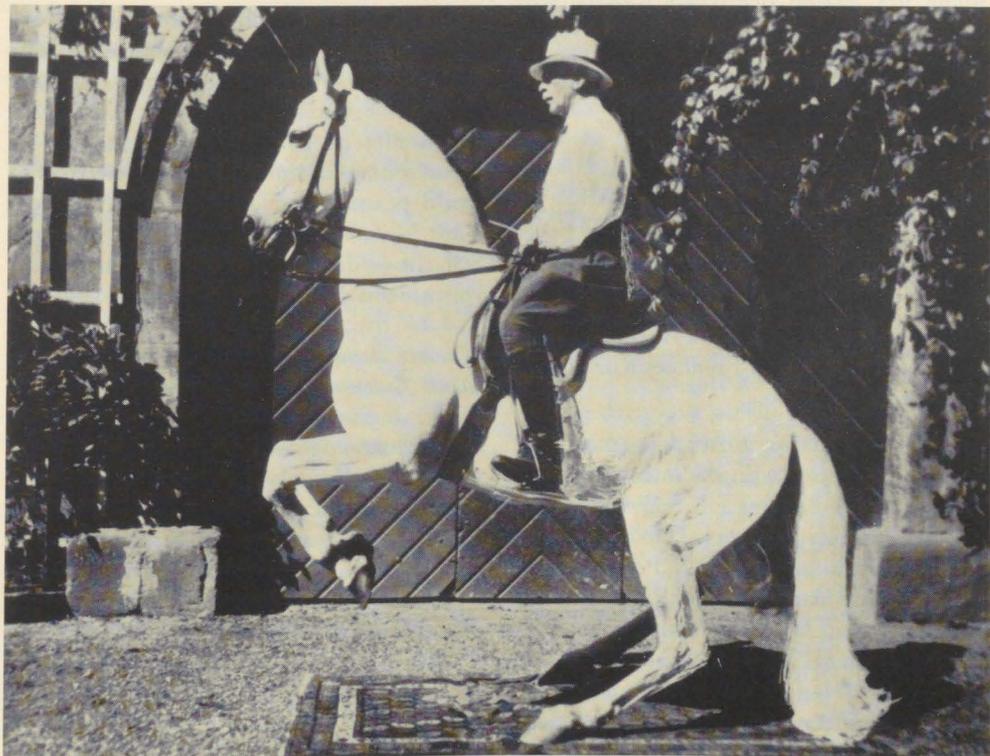
Hauptquartier des Oberbefehlshabers, General Pierre Koenig, und als Sitz des „Gouvernement militaire“, während das Stephanie elf Jahre lang als Bürohaus benutzt wurde. Als dieses einstige Absteigequartier gekrönter Häupter Ende Dezember 1956 freigegeben wurde, war es natürlich — ohne aufwendige Renovierung — als Hotel nicht mehr zu benutzen. So wurde das Hauptgebäude an die Baden-Badener Bäder- und Kurverwaltung verkauft, die den früheren Alleeflügel des Stephanie in das Haus des Kurgastes umwandelte. Dagegen wurde der Haupttrakt des Hotels damals abgerissen und an seiner Stelle das neue Kongreßhaus errichtet.

Nachdem das Park-Hotel im Oktober 1949 von der französischen Besatzungsmacht freigegeben worden war, konnte am 1. April 1950 der Kurbetrieb in Baden-Baden

wieder aufgenommen werden. Auch das ebenfalls lange Jahre hindurch geschlossene Casino mit Spielbank wurde jetzt wieder eröffnet, und als einziges Hotel an der Lichtentaler Allee stand Brenners Park-Hotel Besuchern aus dem In- und Ausland zur Verfügung. Nunmehr begann die dritte Glanzzeit in der mehr als hundertjährigen Geschichte dieses von den beiden Brüdern und später, nach dem Tode von Kurt Brenner, von dem heute 87jährigen Alfred Brenner geleiteten Hauses. Ähnlich wie in den dreißiger Jahren betrug der Anteil der ausländischen Gäste etwa 60 Prozent und in den drei Sommermonaten fast 90 Prozent. Im Januar 1969 ging die Ära Brenner endgültig zu Ende, als Rudolf Oetker, seit 1959 alleiniger Kommanditist der Brenner A. G., Alfred Brenner nach fünfzigjähriger Tätigkeit verabschiedete.

General Max Freiherr von Holzling-Berstett auf „Prinz Eugen“

Archiv: Klaus W. Jonas



Blick in Alfred Brenners Gästebuch

Nur das Gästebuch, das Alfred Brenner etwa drei Jahrzehnte geführt hat, nicht dasjenige der neuen Verwaltung unter Dr. Oetker, durften wir einsehen. Viele Namen finden sich darin, die manchem Leser heute nur noch wenig bedeuten mögen. Einstmals jedoch gehörten sie zur internationalen Prominenz, die sich hier in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg und noch ein letztes Mal zu Beginn der fünfziger Jahre traf. Diese stattliche Reihe wird 1927 eröffnet mit der aus Karlsruhe stammenden Königin Victoria von Schweden, die 1881 den späteren König Gustav V., den Urgroßvater des heutigen Monarchen heiratete. Oft und gern spielte der König, wenn er bei Brenners zu Gast war, in Baden-Baden Tennis und genoß dann die Atmosphäre des Hotels mit seinen gepflegten Parkanlagen. Viel Hochadel aus Europa traf sich bei Brenners, so die Söhne des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II., der einstige König Friedrich August von Sachsen, aber auch gekrönte Häupter aus dem Orient wie der einstige Schah Reza Pahlewi und Kaiserin Soraya sowie König Hussein von Jordanien. Meist trugen sie nichts anderes als ihren Namen, Titel und Daten ihres Besuchs ein. Nur selten schreibt einer — wie Freiherr von Plettenberg am 1. September 1929 — ein paar Worte ins Gästebuch: „Es recht zu machen jedermann, ist eine Kunst, die keiner kann. Allein, was niemandem gelingt, doch Brenners Kurhof fertig bringt.“

Auch Politiker, Diplomaten, hohe Militärs und Männer aus Industrie und Wirtschaft geben sich bei Brenner ein Stelldichein. So trug sich der einstige Reichskanzler Dr. Gustav Stresemann im Juni 1927 „in dankbarem Gedenken an hier verlebte Pfingsttage“ ins Gästebuch ein. Auch der Industrielle Fritz Thyssen — später bekannt durch sein Buch „I Paid Hitler“ — liebte das Hotel ebenso wie zwei befreundete Ehepaare, die sich gern hier trafen: der Dichter Gerhart Hauptmann

und seine Frau Margarete sowie der Schöpfer der Reichswehr, des Hunderttausend-Mann-Heeres, Generaloberst Hans von Seeckt und seine Frau Dorothee. Am 3. Mai 1929 dankt Hauptmann in seiner winzigen Handschrift mit den Worten: „Wie immer verwöhnt in Brenners Kurhof.“ Und wenn es tatsächlich einmal nicht klappte mit dem traditionellen Frühjahrs- oder Herbstbesuch, der dem Dichter und seiner Lebensgefährtin eine liebe Gewohnheit geworden war, dann schrieb er höchst persönlich an Alfred Brenner einen Brief wie diesen vom 20. Oktober 1938: „Es war meine Absicht, den herrlichen Baden-Badener Herbst in Ihrem so überaus freundlichen Hause zu genießen. Ihr Telegramm verstärkte den Wunsch. Aber der Plan zerging für dieses Jahr. Unaufschiebbar drängten sich dazwischen. Nehmen Sie unseren Dank und unsere Grüße, dazu alle Wünsche für Familie Brenner und Ihr Haus. Ihr Gerhart Hauptmann.“ Bisweilen waren es auch internationale Konferenzen, zu denen Prominente aus vieler Herren Länder ins Hotel kamen, das der Chef der britischen Delegation einer Weltbankkonferenz bezeichnete als „an appropriate setting for another step on the road to world peace.“ Und der Vertreter Deutschlands — kein Geringerer als Dr. Hjalmar Schacht — dankte sogar mit einem humorvollen deutsch-englischen Gedicht:

*„Private discussions“ am frühen Morgen.
Dann „Subcommittee“ und andere Sorgen.
Dann „drafting Committee“
Und „Plenary Session“.
Glaubt mir, Ihr Tannen,
Kastanien und Eschen,
Ein Opfer wär' ich schon längst des Geredes,
Brächte der 100 PS-Mercedes
Mich nicht hin und wieder zu Euch,
In des Schwarzwalds herbst-herrliches Reich.
In seiner Täler farbigen Kränzen
Vergesse ich alle Konferenzen.*

(28. Oktober 1929)



De Gaulle, Adenauer sowie die Außenminister Schröder und Couve de Murville. Der Besuch in Brenners Park-Hotel fand nach der Reise de Gaulles 1962 durch die Bundesrepublik statt.

Auch ein anderer im Nürnberger Prozeß 1945 Angeklagter, der ebenfalls später freigesprochene Franz von Papen, Gardeoffizier, Politiker und Diplomat, trägt sich am 31. Juli 1950 ins Gästebuch ein mit den Worten: „Eine wunderbare Atempause hier — in diesem trübsten Augenblick der europäischen Geschichte.“ Niemand weiß bis heute, wer darunter mit Bleistift gekritzelt hat: „Ohne Franz von Papen wäre sie nicht so trübe.“

„Brenner for ever“

Aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Deutschland in der Zeit zwischen den beiden Kriegen kommen Berühmtheiten ins Park-Hotel, aus Kunst und Wissenschaft, Literatur und Musik, Medizin und Technik, und ebenso kommen Prominente aus der angelsächsischen Welt wie Henry Ford und W. L. Mellon, Daniel Guggenheim und William H. Vanderbilt, Mary Pickford und Lilian Gish. Unter den Prominenten aus Deutschland, die in den zwanziger und dreißiger Jahren zu Besuch kamen, waren Kasimir Edschmid und Carl Sternheim, Pamela Wedekind und Klaus Mann, Rudolf G. Binding und Curt Götz, Alexander Moissi und Wilhelm Furtwängler, Hans Pfitzner (dessen

Namenszug über eine ganze Seite läuft) und Paul Hörbiger. Sie alle genießen die einzigartige Atmosphäre dieses Hauses, in der sich auch die Großen aus der Welt des Sportes wohl fühlen wie Irmgard von Opel, die international berühmte Turnierreiterin, und der Reitergeneral Baron von Holzling-Berstett, der Rennfahrer Rudolf Caracciola sowie der deutsche Tennismeister Gottfried von Cramm. Der Schriftsteller Erich Ebermayer versichert seinem Hausherrn im Oktober 1938: „Gewonnen als Stammgast.“ Und selbst ein so anspruchsvoller „Rivale“ wie der Berliner Hotelier Louis Adlon lobt seinen Kollegen: „Brenner for ever! 28. April 1938.“ Doch nicht nur aus dem Inland kommen zahllose Prominente zu Brenner, auch Männer wie der große italienische Sänger Enrico Caruso sowie der armenische Ölmagnat Nubar Gulbenkian lassen sich gern im Parkhotel verwöhnen.

Doch wie sieht es in den Jahren nach 1933 aus? Warum nur erfreut sich das so international gerühmte Hotel während der Nazizeit so wenig Beliebtheit bei der damaligen Führungsschicht? War es vielleicht gerade das Kosmopolitische an Brenners Park-Hotel, das ihnen so wenig zusagte? Nur drei Namen einstiger Nazigrößen finden sich in Al-

fred Brenners Gästebuch: Joseph Goebbels, Wilhelm Bürckner, „Adjutant des Führers“, und „Darré. Reichsbauernführer,“ wie er sich kurz und bündig eintrug. Und nur er scheint wenigstens etwas Sinn für Humor gehabt zu haben, als er im März 1938 die Worte niederschrieb: „Auf Weltreise um Großdeutschland.“

Ehe der endgültige Abstieg einsetzte und das Hotel an Glanz und Stil verlor, gab es noch einmal eine kurze Blütezeit unter Alfred Brenner, der das Hotel 1950 wieder eröffnete. Noch einmal kommen Prominente aus aller Welt ins Parkhotel: Mathias Wiemann und Robert Bosch, Hugo Eckener und O. E. Hasse, Herbert von Karajan und Elisabeth Bergner, Pandit Nehru und Leopold Stokowski, Allen Welsh Dulles und Carl J. Burckhardt, Olga Tschechowa und Paul Niehans, Paul Hindemith und Hildegard Knef, Prinz Bernhard der Niederlande und J. Paul Getty, Françoise Sagan und Peter Sellers, und — nicht zu vergessen — Pferdeliebhaber wie der Aga Khan und die Begum sowie der Herzog und die Herzogin von Windsor, begeisterte Besucher der Iffezheimer Renntage.

Und natürlich — ebenso wie nach dem Ersten Weltkrieg — auch diesmal wieder Politiker wie Georges Bidault, Georges Papan-dreou, Reichskanzler a.D. Heinrich Brüning,

Wirtschaftsminister Ludwig Erhardt und Konrad Adenauer, der sich oft und gern dort ausruhte. („Behaglich wie immer“, schrieb er am 3. Februar 1956 ins Gästebuch). Eine Gedenktafel im Foyer von Brenners Park-Hotel erinnert den Besucher an ein denkwürdiges Treffen zwischen Adenauer und Charles de Gaulle in der Parkvilla Stephanie am 15. Februar 1962, zu dem sie mit ihren Außenministern Couve du Murville bzw. Gerhard Schröder nach Baden-Baden gekommen waren, um dort über die erstrebte politische Union Europas zu sprechen.

Ob es in absehbarer Zeit unter dem Oetker-Regime zu einer neuen Blütezeit kommen wird?

Anmerkung:

Als wir Direktor Thomas Axmacher im Sommer 1980 um ein paar Fotos aus seinem Archiv baten, die in den diversen Publikationen des Hotels erschienen waren, z.B. von berühmten Gästen wie Kaiser Don Pedro von Brasilien, dem König von Siam mit Gefolge, Camille Brenner, dem Vater des heute 87jährigen Alfred Brenner, Henry Ford im Gespräch mit Kurt Brenner sowie der Gedenktafel für die Großherzogin Stephanie von Baden, teilte er uns wenige Tage später mit: „Wir bedauern, Ihnen heute mitteilen zu müssen, daß wir Ihnen keins der noch gewünschten Fotos zur Verfügung stellen können. Sollten wir andere Möglichkeiten haben, Sie bei Ihrer Arbeit zu unterstützen, so sind wir dazu selbstverständlich jederzeit gerne bereit.“

Zur Besiedlungsgeschichte von Weingarten (Baden) im Mittelalter

Wolfgang Seidenspinner, Würzburg

Weingarten (Baden) liegt etwa 10 km nord-östlich von Karlsruhe in dem schmalen Randstreifen, den die Rheinebene mit dem Kraichgauer Hügelland bildet. Wahrscheinlich im 9. Jahrhundert erscheint „Wingarten ultra Rhenum“ erstmals in den Quellen; die im und beim Ort angetroffenen Reihengräber jedoch weisen den Ort als eine Gründung der frühen Merowingerzeit aus. Wie dies die Regel ist, klafft somit auch in unserem Fall eine recht beträchtliche Zeitlücke zwischen der urkundlichen Ersterwähnung eines Ortes und seiner tatsächlichen Entstehung bzw. Gründung. Man nimmt an, daß der Name Weingarten erst nachträglich mit der Ausdehnung des Weinbaus der bereits seit geraumer Zeit bestehenden Siedlung zugewiesen wurde.

Für die Weingartener Gemarkung ist eine fast beispielhafte Kontinuität der Besiedlung nachweisbar. Zwei Grabhügelgruppen westlich des Ortes, eine von ihnen mit ca. 45 Hügeln im „Dörnigwald“ gelegen, lassen eine für lange Zeit nicht unterbrochene Siedlungstätigkeit in diesem Raum erkennen: die gegen Ende des letzten Jahrhunderts vorgenommenen Ausgrabungen haben die Belegung der Gräber im „Dörnigwald“ zumindest von der Bronze- bis in die Latènezeit (1600–400 v. Chr.) erwiesen. Des Weiteren bestand eine Siedlung der älteren Latènezeit auf der Geländestufe nördlich des Ortes. Die Besiedlung im frühen Mittelalter zeigen die oben bereits erwähnten merowingerzeitlichen Reihengräber, für den Zwischenzeitraum läßt sich eine Siedlungstätigkeit bisher nicht nachweisen.

Das heutige Siedlungsbild läßt eine haufendorfartige Verdichtung am Ausgang des

Walzbachtals in die Rheinebene als Siedlungskern erkennen, mit dem Rathaus, den beiden Kirchen und der dazwischen liegenden Walzbachbrücke als Zentrum. Dieser in seiner Bausubstanz älteste Bereich des Ortes scheint die Ausgangsbasis für die weitere Entwicklung und Ausdehnung der Siedlung im Mittelalter gewesen zu sein. Die schriftlichen Quellen geben keine näheren Auskünfte über Siedlungsstand bzw. -entwicklung im Mittelalter, können also die aus dem äußeren Erscheinungsbild sich anbietende These weder stützen noch zurückweisen. Die archäologischen Befunde jedoch geben weitere Hinweise, zeichnen ein differenzierteres Bild, setzen andere Akzente. Sie zeigen wieder einmal, wenn auch nur an einem kleinen Beispiel, welcher Stellenwert der Archäologie innerhalb der Mittelalterforschung zu kommen sollte, verdeutlichen ihre Unentbehrlichkeit in vielen Bereichen historischer Forschung und heimatkundlichen Bemühens, können aber keineswegs alle Fragen beantworten.

Bei den beiden Kirchen und oberhalb im Bereich der Kirchgasse wird ein merowingerzeitliches Reihengräberfeld von nicht unbedeutendem Ausmaß angenommen, über dessen weitere Ausdehnung vor allem in südlicher Richtung noch keine Klarheit gewonnen werden konnte. Beim Neubau der evangelischen Kirche — die Kirchenteilung von 1706 hatte das Schiff der alten Remigiuskirche den Reformierten und den Chor den Katholiken zugewiesen; aus dieser Teilung entwickelten sich letztlich zwei selbständige Kirchen an alter Stelle, die katholische wurde 1898, die protestantische um 1903 errichtet — fand ein Arbeiter außer einem gol-



Blick vom Wachturm auf den alten Ortskern; im Zentrum des Bildes die Schule (ehem. pfälzische Amtskellerei), davor sind Giebel u. Türmchen des Rathauses zu sehen.

denen Ohring auch einen goldenen Anhänger, eine fränkische Arbeit unter Verwendung einer byzantinischen Münze der Zeit um 600. Eine daraufhin vorgenommene Untersuchung erbrachte an Funden nur noch Bruchstücke eines Sax und eine Spatha. Weitere Teile dieses Gräberfeldes wurden in späterer Zeit bei Ausschachtungsarbeiten in der Kirchgasse festgestellt.

Die Existenz dieser Reihengräber erhärtet somit die oben aufgestellte Hypothese einer Entwicklung oder Ausdehnung des Ortes von diesem Bereich, vor allem von dem Gebiet westlich und wohl auch nordwestlich der Kirchen aus, wobei der Walzbach durchaus als verbindender Faktor gesehen werden muß. Der Sachverhalt könnte somit als völlig klar angesehen werden, es könnte eine kontinuierliche Entwicklung angenommen wer-

den, gäbe es nicht ca. 1 km östlich ein zweites Gräberfeld.

Ebenfalls seit dem frühen 20. Jahrhundert wurden talaufwärts in den Flurstücken „Heidengäß“ und „Große Hohl“ wiederholt Skelettfunde beobachtet, genaue Untersuchungen wurden aber nicht vorgenommen. Im Jahre 1951 dann schnitt ein Landwirt bei der Anlage einer Rübengrube ein fränkisches Grab an. An Funden konnte nur ein schwarzer, doppelkonischer Topf verzeichnet werden. Eine planmäßige Untersuchung wurde vor der Bebauung des Grundstücks im Jahre 1954 vorgenommen, wobei aber nur noch Spuren der weitgehend zerstörten Gräber festgestellt wurden, mit Sicherheit konnten nur noch drei Gräber als solche nachgewiesen werden. Die Funde und Befunde reichen jedoch aus, ein zweites Gräberfeld im heuti-

gen Siedlungsbereich zu konstatieren. Es stellt sich hier nun aber die Frage, ob diese Reihengräber in einem Verhältnis zur alten Weingartener Siedlung bei der Walzbachbrücke stehen, und wenn ja in welchem, oder ob sie sich auf eine andere, bald abgegangene Ansiedlung beziehen, wie auch bereits vermutet wurde, von der wir keinerlei Nachricht haben.

Ein zufälliger Fund trägt zur Erhellung dieses Problems nicht unwesentlich bei. 1956 wurden im Hof des Anwesens Jöhlinger Str. 80 beim Ausheben einer Dunggrube unregelmäßige, mit dunkler Kulturschicht gefüllte Gruben angetroffen, in welchen sich früh- bis hochmittelalterliche Keramik fand. Die wissenschaftliche Befundaufnahme blieb leider unvollständig, sie beschränkte sich auf die Säuberung und Aufnahme der Wandprofile, man kann aber davon ausgehen, daß hier allem Anschein nach die Reste eines



In beherrschender Lage nördlich über dem alten Ortskern von Weingarten der Aussichtsturm, in der Mitte des 16. Jahrhunderts als Wachturm für die pfälzische Geleitmannschaft errichtet.

Das Weingartener Rathaus



frühmittelalterlichen Grubengehöfts angeschnitten worden waren.

Von diesem frühmittelalterlichen Siedlungsrest läßt sich nun sehr leicht eine Verbindung zu dem zweiten merowingerzeitlichen Gräberfeld der Weingartener Gemarkung, das nur eine geringe Entfernung ostwärts angetroffen wurde, ziehen. Es handelt sich wahrscheinlich um Siedlung und zugehörigen Begräbnisplatz, denn daß die beiden somit festgestellten Siedlungsschwerpunkte nicht als eine einzige Siedlung anzusehen sind, scheint durch die räumliche Distanz von immerhin ca. 1 km ohne größere Zweifel festzustehen. Daß jedoch andererseits ein gewisser wie auch immer gearteter „innerer“ Zusammenhang zwischen den beiden Siedlungskernen bestand, dürfte ebenso außer Zweifel stehen. Über die Größe der östlichen Siedlungsstelle



Rückansicht des ehem. Walschen Hauses. Die Hintergebäude fielen der Spitzhacke zum Opfer.

Das ehem. Walsche Haus neben der Walzbachbrücke während der Renovierungsarbeiten 1980.



können, da bisher nur dieses eine Gehöft festgestellt wurde, keine näheren Angaben gemacht werden; auch schriftliche Quellen geben hier keine weiteren Aufschlüsse, solche könnten erst durch archäologische Untersuchungen in diesem Bereich gewonnen werden. Die Vermutung scheint aber nicht völlig unbegründet, daß die später wüst gewordene Ansiedlung nicht nur aus dem einen in seinen Resten vorgefundenen Gehöft bestanden hatte. Dafür spricht meines Erachtens auch die Tatsache, daß für die unmittelbar nordöstlich sich erhebende Anhöhe die Bezeichnung „Mäuerlesberg“ überliefert ist. Dieser Flurname dürfte möglicherweise auf ehemals hier zutage gestandene Fundamentreste zurückzuführen sein, die die Existenz von weiteren Baulichkeiten wahrscheinlich machen.

Einen interessanten Aspekt stellt die Frage dar, ob die beiden Siedlungskerne vielleicht in Verbindung zu sehen sind mit den beiden Burgen auf Weingartener Gemarkung, der

östliche mit der Burg Schmalenstein, der westliche mit der nur durch Flurnamen nachgewiesenen Burg bei den „Heuburgwiesen“. So bedeutungsvoll diese Annahme sein kann, führt sie doch nicht weiter, da sie durch kein aussagestarkes Indiz bekräftigt werden kann. Eine Rekonstruktion der Siedlungsentwicklung des mittelalterlichen Weingarten aus den vorhandenen archäologischen Befunden könnte trotz aller weiterhin bestehenden Unsicherheitsfaktoren folgendermaßen versucht werden: Auf altem Kultur- und Siedelland entstanden — möglicherweise zeitlich und „siedlungspolitisch“ unabhängig voneinander? — zwei frühmittelalterliche Ansiedlungen am Ufer des Walzbachs, etwa 1 km voneinander entfernt. Diese beiden Kristallisationspunkte des späteren Weingarten bestanden und entwickelten sich eine nicht näher bestimmbare Zeit lang mehr oder weniger selbständig nebeneinander. Dabei erscheint es aber durchaus im Rahmen des Möglichen, daß beide einen Siedlungsverband bildeten. Im Zuge der hochmittelalterlichen Siedlungskonzentration, oder vielleicht doch erst im Spätmittelalter — der Territorialisierungsprozeß mit seinen oft blutigen und zahlreichen Fehden könnte hier durchaus den Ausschlag

gegeben haben — wurde die östliche Siedlungsstelle aufgegeben, ihre Bewohner siedelten zur anderen Niederlassung über. Die zusammengefaßte Siedlung wurde nun bald, falls nicht schon vorher vorhanden, durch eine in Stein ausgeführte Umwehrung mit mindestens zwei Toren gesichert.

Quellen und Literatur:

- Badische Fundberichte* 14 (1938). S. 31; *ebd.* 19 (1951). S. 227; *ebd.* 21 (1958). S. 279 u. 285.
Festschrift zur Feier des 30jährigen Bestehens des Handwerkervereins Weingarten i.B., Weingarten 1927.
Kaller, Gerhard. „Die Herren von Schmalenstein — Herkunft und Wirkungskreis“. *ZGO* 112 (1964). S. 469—496.
Krieger, Albert. *Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden*. Band II. Heidelberg 1905. Sp. 1391—1393.
Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Band V. Stuttgart 1976. S. 132—133.
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, Archäologie des Mittelalters, *Ortsakte Weingarten*.
Miller, Max (Hg.). *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands*. Band VI: Baden-Württemberg. Stuttgart 1965. S. 733.
Wagner, Ernst. *Fundstätten und Funde*. Teil II. Tübingen 1911. S. 98.

Abenddämmerung im Vorfrühling

*Noch hängt ein eis'ger Hauch in dürrn, kablen Zweigen
und läßt Geäst und welkes Laub erschauern.
Die schweren Nebel wall'n um moosverbräunte Mauern.
Sie tanzen, träge schleichend, ihren stummen Reigen.*

*Und frierend, nackt, entblößt vom saft'gen Laub und Leben
starr'n Strauch und Baum ins trübe Dämmerlicht,
gleich einem Galgen dort am Hochgericht,
derweil in schmutz'ge Pfützen schläfrig rinnt der Regen.*

*Am Waldrand drüben duckt das halbzerfallne Haus
sich fröstelnd unter regenschwere Lärchenschwingen.
Noch hört man keinen Vogellaut frohlockend klingen.
Am blinden Fenster drüben geht das fable Licht jetzt aus.*

*Wie trostlos einsam sich die Felder breiten.
Da reißt der Wind das flücht'ge Wolkentuch entzwei,
zum Himmel schweift der erdgefang'ne Blick jetzt frei!
Und tröstlich flimmernd steht ein Stern in dunkeln, fernen Weiten.*

Theodor Meny

Zur Geschichte des Geläutes der Kath. Stadtkirche St. Stephan in Karlsruhe

Hans Rolli, Heidelberg

Die Forschung über die ursprüngliche Gestalt des Geläutes von St. Stephan in Karlsruhe und seine verschiedenen Wandlungen ist dadurch sehr erschwert, daß bei der Zerstörung des Pfarrhauses im Zweiten Weltkrieg die Glockenakten mit verbrannt sind. Die Sekundärliteratur aber gibt über die Anfänge nur sehr lückenhafte, vielfach widersprüchliche und ungereimte Auskünfte besonders über die musikalische Seite. Wie fast überall in solchen Fällen interessieren sich die Autoren durchweg nur für formale Erscheinung, Ikonographie, Inschriften, Gießernamen und allenfalls die Gewichte der Glocken, sagen aber nichts oder nur Unge- naues aus über das Klangliche. So ist es selbst für den versiertesten Glockensachverständigen nicht möglich, ein zuverlässiges Bild ihrer Klanggestalt zu rekonstruieren; er bleibt für die ersten hundert Jahre weithin auf Vermutungen angewiesen.

Sicher wissen wir zunächst nur, daß die Kirche im Jahr ihrer Grundsteinlegung 1808 fünf große Glocken aus dem Geläute der säkularisierten Benediktinerkirche St. Blasien erhalten hat. Die größte Glocke dieses Geläutes war gleichzeitig in die Evangelische Stadtkirche gekommen. Nach einigen Autoren sollen es die 5 nächstgroßen gewesen sein, die St. Stephan zugeteilt wurden.

Das 1781/82 von Josef Benjamin Grüninger in Villingen für die Stiftskirche gegossene Geläute sollte nach dem 2. Vertrag¹⁾ die Schlagtöne $h^0-d'-e'-f'-g'-a'-h'-cis''-d''$ usw. bekommen. K. Walter nennt in seiner Glockenkunde²⁾ dieselbe Tonreihe, setzt aber darunter noch ein a^0 . Nach Sutter war ein a^0 wohl im 1. Akkord aufgeführt, im

zweiten, ausgeführten Projekt aber nicht mehr enthalten.

Nun habe ich selber noch oft und oft in meiner Jugend die im Zweiten Weltkrieg zerstörte große Glocke der Evangelischen Stadtkirche gehört und kann mich dafür verbürgen, daß sie ein b^0 war. Diese Differenz zu den alten aktenmäßigen Angaben erklärt sich ganz einfach daraus, daß um 1781 (Gußjahr der großen Glocke) der Stimmtton a' fast einen Halbton tiefer lag als unser heutiges a' mit 435 Hz. Erhärtet wird diese Tatsache durch die Mitteilung von Pater Albert Hohn, Stift Neuburg bei Heidelberg, wonach die zur selben Zeit erbaute Silbermannorgel von St. Blasien — die auch nach St. Stephan gekommen war — in der Stimmung ebenfalls einen Halbton unter der heutigen Norm stand. Demnach hätte das Geläute von St. Blasien nach unserer heutigen Messung die Tonfolge $b^0-des'-es'-fes'-ges'-as'-b'-c''-des''$ usw. gehabt. Wenn trotzdem Walter und einige andere Autoren den Schlagton der großen Glocke hartnäckig mit a^0 angeben, so kann das auch auf einer Verwechslung mit ihrer tatsächlich zu tief stehenden Prime liegen. Ich vermute also, daß St. Stephan die Glocken $des'-es'-fes'-ges'-as'$ bekommen hat³⁾.

Doch bereits 1827 wurden von Stückgießer M. Engel im Großherzoglichen Gießhaus in Karlsruhe „einige“ (nach Pfarrer K. Göbel, der eine Bilddokumentation über St. Stephan zusammengestellt hat, drei) Glocken des Geläutes umgegossen, weil sie angeblich gesprungen waren. Ich vermute den wahren Grund darin, daß die diatonische Tonfolge dem Geschmack der Zeit, die akkordische



Die Stadtkirche St. Stephan in Karlsruhe

Geläute liebte, nicht mehr zusagte. Für das Geläute in der neuen Form liegen keine verlässlichen Angaben über Gewichte und Durchmesser der 5 Glocken vor, aus denen man auf die neue Tonfolge Schlüsse ziehen könnte⁴⁾.

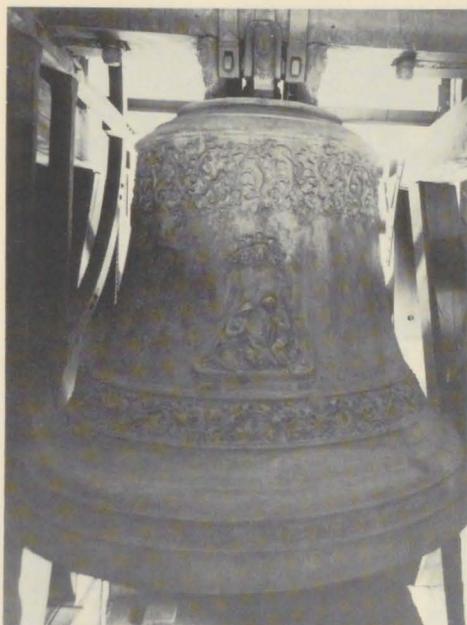
Nur 39 Jahre bestand das Geläute in dieser Form, denn 1866 goß Carl Rosenlächer in Konstanz, der damals der Firma Grüninger den Rang abgelaufen hatte, die kleinste Glocke auf den Ton b' und die größte auf den Ton b⁰ neu. Und endlich wurde auch

noch im Jahr 1912 die zweitkleinste Glocke von der Glockengießerei Gebr. Bachert, die sich erst 1904 in Karlsruhe niedergelassen hatte, umgegossen. Im Planarchiv des Erzbischöflichen Bauamts Heidelberg befinden sich 5 — leider undatierte — Fotos von diesem so zum zweiten und dritten Mal veränderten Geläute mit Angaben der Patronate und Inschriften sowie der unteren Durchmesser aber ohne Gewichte und Tonhöhen. In der nachfolgenden Tabelle sind diese Daten zusammengefaßt:

Name	Ø	Gießer + Gußjahr	Schlagton
Gl. 1 Ludovicus	179 cm	C. Rosenlächer 1866	b ⁰
Gl. 2 Carolus Fridericus	135 cm	M. Engel 1827	d' oder es' ? ⁴⁾
Gl. 3 Stephanus	120 cm	M. Engel 1827	f' ?
Gl. 4 Ave Maria	105 cm	Gebr. Bachert 1912	g' (565 kg)
Gl. 5 (Meßglocke)	87 cm	C. Rosenlächer 1866	b'

Bei Glocke 1, 4 und 5 sind die angegebenen Schlagtöne gesichert (siehe weiter unten), bei Glocke 2 und 3 aus den Durchmessern erschlossen, wobei mangels Gewichtsangabe eine gewisse Unsicherheit bleibt. Ein Gießvermerk auf Glocke 4 besagte: „Gegossen 1782 von Benjamin Grieninger. Umgegossen auf Kosten von Frau Hauptlehrer Diebold, Witwe, Bertha geb. Nassall von Gebrüder Bachert Karlsruhe i.B. 1912“. Damit war also die letzte der St. Blasierer Glocken (das ges³) aus dem Geläute, in das es wohl klanglich nicht mehr recht hineinpaßte, verschwunden.

Von diesen 5 Glocken mußten im Ersten Weltkrieg 1917 die Glocken 2 und 3 von 1827 abgeliefert werden. Das so verbliebene Restgeläute b⁰–g³–b³ klingt mir heute noch in den Ohren, während ich mich trotz meines schon damals erwachten Interesses an der Glockenmusik begrifflicherweise nicht mehr an das volle Geläute vor 1917 erinnern kann: 1917 war ich erst 10 Jahre alt und wohnte zudem im Bereich der Pfarrei St. Bonifatius. Von diesem Zeitpunkt an sind aber alle folgenden Angaben durchaus verlässlich. Im Jahr 1926 konnte das Geläute von der Firma Grüninger Söhne, Villingen, durch 4 neue Glocken wieder vervollständigt werden. Grüninger übernahm aber nur die beiden Rosenlächerglocken in sein neues Geläute, die g³ von Bachert goß er um. Das überraschend gute Ergebnis eines „Glockenbazars“, der vom 12.–14. Juni 1926 in der städtischen Festhalle stattgefunden hatte, die damals sehr günstigen Metallpreise und die Stiftung der zweitkleinsten Glocke durch den Mini-

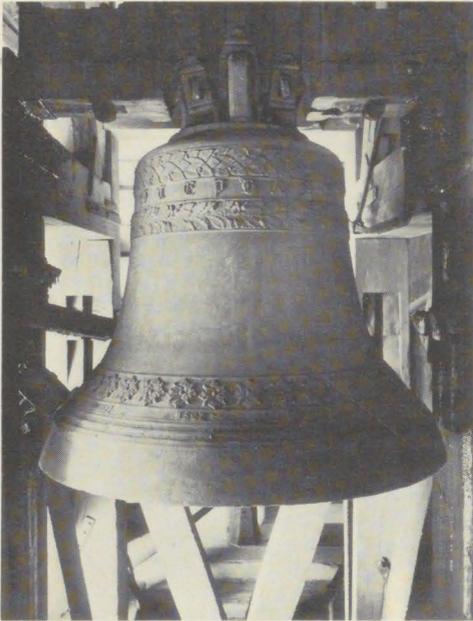


Glocke 1 b⁰
 Unterer Durchmesser 1,80 m
 Höhe mit Krone 1,70 m
 Schrift: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden die eines guten Willens sind.
 Luc. 2,14

ster Heinrich Köhler erlaubten es, das neue Geläute durch eine große g⁰-Glocke auf 6 Stimmen zu erweitern.

Während im 19. Jahrhundert Fürstlichkeiten ihren Namen für Glocken hergaben, bestimmte jetzt der bürgerliche Spender die Patronatswahl für die von ihm bezahlte Glocke 5. Das Geläute sah danach wie folgt aus:

Name	Ø	Gewicht	Schlagton
Gl. 1 Stephanus	206 cm	6000 kg	g ⁰
Gl. 2 Ludwig	179 cm	3250 kg ⁵) ca.	b ⁰ Rosenlächler
Gl. 3 Maria	140 cm	1680 kg	d ³
Gl. 4 Joseph	118 cm	1040 kg	f ³
Gl. 5 Heinrich	103 cm	704 kg	g ³
Gl. 6 Meßglocke	87 cm	400 kg ca.	b ³ Rosenlächler



Glocke 3 f
 Unterer Durchm. 1,20 m
 Höhe mit Krone 1,06 m
 Schrift: Im oberen Ring: Stephanus
 Im unteren Ring: Gegossen im Großberz. Gieshaus
 in Carlsruhe durch Stuckgieser M. Engel 1827.

Gewichte und Durchmesser sind dem Prüfungsgutachten von Domkapellmeister Schweitzer und Pater Suitbert Kraemer entnommen. Den ornamentalen Schmuck der Glocken hatte Bildhauer Kubanek, Freiburg, geschaffen. Die neuen Glocken wurden am Stephanstag 1926 in der Kirche durch Prälat Stumpf geweiht, wobei der spätere Erzbischof Dr. Konrad Gröber die Predigt hielt. Sie erklangen erstmals schon 5 Tage später in der Neujahrsnacht 1926/27; man hatte an der Montage, wie ich mich noch gut erinnere, Tag und Nacht gearbeitet.

Leider hatte dieses prachtvolle Geläute nur eine kurze Lebensdauer. Bei der Metallerfassung zu Rüstungszwecken waren 1940 alle 6 Glocken, da sie keinen besonderen formalen oder historischen Wert besaßen, in die Gruppe A, d. h. unter die Glocken eingestuft worden, die zuerst verhüttet werden sollten.

Bei der Abgabe 1942 durfte nur die kleinste Glocke b' als Läuteglocke auf dem Turm bleiben, wo sie dann beim Brand der Kirche am 27./28. September 1944 zerschmolz. Die große Stephansglocke wurde vor der Abnahme vom Turm zerschlagen. Glockengießer F. W. Schilling entdeckte später als Kustos auf dem Glockenlager in Hamburg Stücke von ihr. Sie waren an den Widderköpfen der Krone und anderen Schmuckelementen eindeutig zu identifizieren. Die b⁰ von Rosenlacher war aufgrund eines Gutachtens, das ich aus eigener Initiative unter dem 1. 8. 1942 an den Reichsdenkmalpfleger gerichtet und in welchem ich ihre besonderen Klangwerte herausgestellt hatte, in eine neugebildete Sondergruppe „Vorerst von der Verhüttung zurückzustellen“ umgruppiert worden. Nur die Tatsache, daß auch sie nach Hamburg verbracht werden mußte, bewahrte sie vor dem Schicksal ihrer kleinen Schwester b'. In Hamburg überstand sie heil alle Bombenangriffe des Zweiten Weltkrieges und kehrte nach dessen Ende im Juli 1947 mit 95 anderen Glocken auf dem Rhein zurück nach Mannheim bzw. Karlsruhe.

Den Bemühungen des „Auschuß für die Rückführung der Glocken (ARG)“ und insbesondere seines Vorsitzenden, Oberlandeskirchenrat Prof. Dr. Mahrenholz, sowie des Kustos F. W. Schilling gelang es schließlich, auch die Rückgabe des noch auf dem „Glockenfriedhof“ in Hamburg lagernden Glockenschrotts an die Diözesen und Landeskirchen durch die Besatzungsmächte zu erreichen. Von den der Erzdiözese Freiburg zugewiesenen 13,4 t erhielt St. Stephan als besonders schwer durch den Krieg geschädigter Bau 3654 kg Glockenbruchstücke. So konnte bereits 1951 an einen Teilausbau des geplanten Geläutes ges⁰—b⁰—des'—es'—f'—ges'—as'—b' gegangen werden.

Die neue Disposition des Geläutes wurde vom Verfasser dieses Aufsatzes schon bei seiner Planung für den Wiederaufbau der Kirche entworfen. Sie bezog das erhalten gebliebene b⁰ ein und ließ auch die Möglichkeit of-

fen, daß sich einmal das Geläute der benachbarten Evangelischen Stadtkirche tonal in den gegebenen Rahmen einordnen ließ.

Gegossen wurden von Friedrich Wilhelm Schilling in Heidelberg, der dort 1949 als fünfunddreißigjähriger Glockengießersohn aus Apolda seine eigene Gießerei aufgemacht hatte, zunächst 1951 als 1. Ausbaustufe zu der heimgekehrten b^0 die 4 Glocken des f^2 — a^2 — b^2 . Sie wurden am 17. 2. 1952 von Prälat Dr. A. Rüde geweiht, wobei Pfarrer Clemens Weis, damals noch Religionslehrer bei St. Stephan, die Predigt hielt. Da jedoch die des' in ihrer Klangentfaltung nicht voll befriedigte, wurde sie bereits 1953 wieder vom Turm genommen und durch einen Zweitguß ersetzt, wobei gleichzeitig noch das ges' mitgeliefert wurde.

Schließlich gelang es 13 Jahre später auf Initiative von Stadtdekan Prof. J. Fluck und mit der sehr ansehnlichen Metallspende Schillings von 4000 kg Glockenbronze — sie wurde auf Wunsch des 1971 verstorbenen Spenders nie bekannt gegeben! — das Geläute durch den Guß der großen Grundglocke ges^0 und des noch fehlenden es' zu vervollständigen. Um das Risiko einer starken Schlagtonquarte, die sich tonal nicht in die Disposition eingefügt hätte, möglichst gering zu halten, mußte die ges^0 , nach inzwischen gewonnenen Erkenntnissen in viel schwererer Rippe als ursprünglich geplant, gegossen werden. Das warf in Hinsicht auf die Statik des bereits für das ganze Geläute erstellten Holzglockenstuhls einige Fragen auf, die sich aber doch überraschend gut lösen ließen, da Turm und Stuhl sehr stabil gebaut sind.

Diese 8510 kg wiegende, schwerste Glocke Baden-Württembergs ist gleichzeitig eine der größten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland gegossen wurden. Ihr Guß erfolgte in aller Stille am 22. Dezember 1966 in der Zeit von 23.04—23.09 Uhr⁶⁾. Die Weihe beider Glocken ges^0 und es' nahm in engstem Teilnehmerkreis am 5. März 1967 Dekan Fluck im Hof der Glockengießerei in Heidel-

berg vor; die Verbringung auf den Turm mit Spezialkran geschah noch im gleichen Monat.

Das so vollendete Plenum erklang zum erstenmal beim Gloria des Osternachtgottesdienstes am Karsamstag, den 25. 3. 1967. Zuvor hatte die große Glocke allein mit ihrer machtvollen Stimme unter atemloser Stille der Gemeinde, die den dunklen Kuppelraum bis auf den letzten Platz füllte, die feierliche Liturgie eingeläutet. Das 8-stimmige Geläute stellt sich nun folgendermaßen dar:

1. *St. Stephanus* (Festglocke)

ges^0 229 cm, 8510 kg (1966)

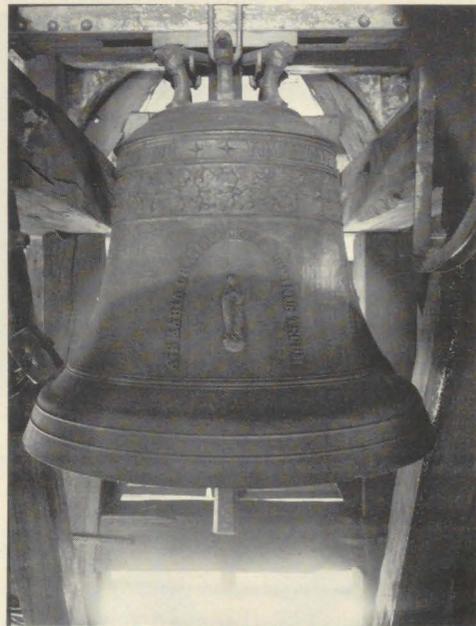
Inschrift: Großes tat an mir der Mächtige/
Heilig ist sein Name, und unten am Bord die ersten Verse des Te Deum: Te Deum laudamus/te Dominum confitemur/te aeternum Patrem omnis terra veneratur/tibi omnes an-

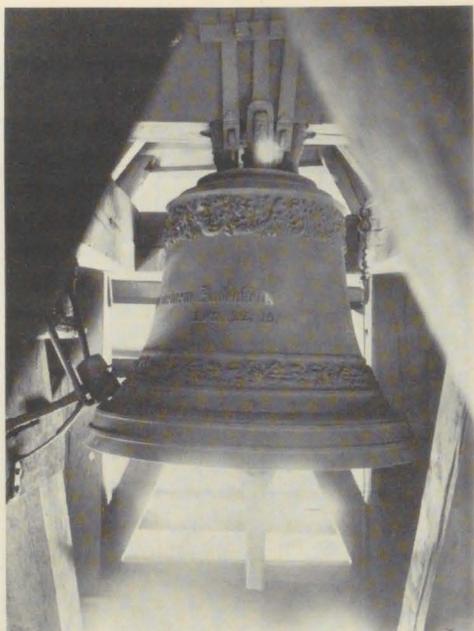
Glocke 4 g'

Unterer Durchm. 1,05 m

Höhe mit Krone 0,98 m

Schrift: Ave Maria Glocke heiße ich, vom Kloster St. Blasien komme ich. Gegossen 1782 von Benjamin Grieningner. Umguß 1912





Glocke 5 b'

Unterer Durchm. 0,87 m

Höhe mit Krone 0,84 m

In der Mitte: Christusrelief m. Schrift: *Dieses thut zu meinem Andenken. Luc. 22,19*

Gegossen von C. Rosenbächer in Constanz 1866

geli/tibi caeli et universae potestates/tibi Cherubim et Seraphim incessabili voce proclamant/sanctus/sanctus/sanctus Dominus Deus Sabaoth/pleni sunt caeli et terra majestatis gloriae tuae.

2. *St. Ludwig* (Sonntagsglocke)

b⁰ 179 cm, ca. 3250 kg (1866).

Auf der Flanke Reliefdarstellung der Geburt Christi und die Inschrift: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Es sollte ursprünglich noch eingraviert werden der Vers des Magnificat: Macht übt er mit seinem Arm/zerstreut die stolzen Herzens sind.

3. *St. Maria*

des' 141 cm, 1675 kg (1951/53)

Inschrift: In Gnaden sah er auf seine geringe Magd/Selig werden mich preisen alle Geschlechter, und unten am Bord der lateinische Gußvermerk, der auf deutsch lautet: Im Jahr des Heils 1951 (Erstguß!) goß diese der

seligen, in den Himmel aufgenommenen Jungfrau Maria geweihte Glocke zusammen mit drei anderen, welche der hl. Elisabeth, dem hl. Erzengel Michael und dem hl. Johannes d. T. geweiht sind, für die wiederaufgebaute und am Pfingstsonntag neugeweihte Hauptkirche St. Stephan in Karlsruhe Friedrich Wilhelm Schilling in Heidelberg.

4. *St. Josef* (Glocke der Männer)

es' 125,5 cm, 1150 kg (1966).

Sein Erbarmen währt von Geschlecht zu Geschlecht/über allen/die Ihn fürchten.

5. *St. Elisabeth* (Glocke der Frauen)

f' 110,5 cm, 780 kg (1951)

Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern/Reiche läßt er leer ausgehen.

6. *St. Bernhard v. Baden* und *St. Agnes*

(Glocke der Jugend)

ges' 103 cm, 603 kg (1953)

Hoch erhebt meine Seele den Herrn/mein Geist frohlockt in Gott meinem Heiland.

7. *St. Michael* (Totenglocke)

as' 98,4 cm, 572 kg (1951)

Gewalthaber stürzt er vom Throne/Er erhöht die Demütigen.

8. *St. Johannes d. T.* (Taufglocke)

b' 87 cm, 405 kg (1951)

Daß er seines Erbarmens-gedenke/wie er unseren Vätern verheißten. ⁷⁾

Der figurale Schmuck auf der Flanke von Glocke 1 (der bei der Steinigung in die Knie gesunkene hl. Stephanus) ist nach Entwurf von H. MacLean, Heidelberg, die Begegnung Marias mit Elisabeth auf Glocke 3 von Hilde Bröer, Kressbronn, entworfen und in den Glockenmantel eingeschnitten worden.

Alle 8 Glocken hängen auf einer Ebene an Holzjochen in dem Glockenstuhl, der aus dem Holz der beiden ehemaligen Längsträger des Kirchenschiffs von St. Cäcilia in Mosbach konstruiert ist (sie waren ausgebaut und durch Stahlfachwerkträger ersetzt worden). Der Stuhl selber steht auf einem Stahlbetonbock, der die großen Lasten des rd. 17 t schweren Geläutes und des Stuhles auf die ca. 2,10 m starken Schmalwände des Chorturmes überträgt.

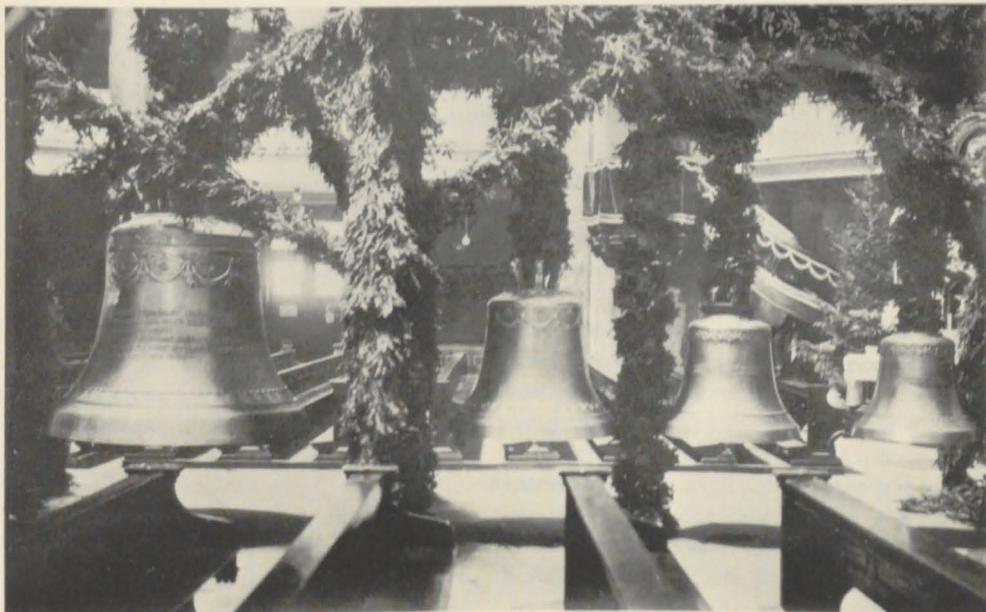
Es wurde bei diesem Geläute versucht, zwischen Patronat, Amt und Inschrift jeder Glocke einerseits und der musikalischen Grundstruktur des Ganzen andererseits eine innere Beziehung herzustellen und deutlich zu machen. Musikalisch ist in dieser Tonfolge zweimal das Salve Regina-Motiv ges⁰—b⁰—des'—es'—ges' und des'—f'—as'—b' kanonartig ineinander verflochten (Kanon in der Quint). Die Glocke, in der sich beide Tonfolgen ineinander verknoten, das des', ist die Marienglocke und alle 8 Glocken tragen als Inschrift Verse aus dem Magnificat, dem Lobgesang Mariens, der bei ihrer Begegnung mit Elisabeth gesprochen wurde, welche auf dieser Glocke bildlich dargestellt ist. Das ganze Klanggebäude wiederum ruht auf der Glocke des Kirchenpatrons, die ihr mächtiges Tedeum — pleni sunt caeli et terra majestatis gloriae tuae — über die Stadt hinaus-singt.

Da die Ludwigs-glocke etwas unter b⁰ steht, mußte das ganze Geläute 4/16 Halbton tiefer als normal gestellt werden. Das von der Karlsruher Glockengießerei 1968 gegossene Geläute as⁰—c'—es'—f'—as' der benachbarten Evangelischen Stadtkirche fügt sich in der Stimmungslage exakt ein. Schon wenn es zusammen mit b⁰—des'—es'—f'—as'—b' von St. Stephan die gewöhnlichen Sonntage einläutet, ist die Wirkung großartig. Noch einmal gewaltig gesteigert wird sie aber, wenn zu Hochfesten beide Vollgeläute zusammen ihre 10-stimmige Melodie ges⁰—as⁰—b⁰—c'—des'—es'—f'—ges'—as'—b' ⁸⁾ über das Stadtzentrum erklingen lassen. Man muß schon weit reisen, um eine vergleichbare Glockenmusik zu hören!

So bleibt nur zu hoffen, daß diese beiden Geläute, Zeugnisse hoher Gießerkunst und ökumenischer Gesinnung, länger erhalten bleiben als ihre Vorgänger.

Die vier von der Fa. Grüninger, Villingen gegossenen Ergänzungsglocken am Stephanstag 1926 in der Kirche.

Foto: W. Kraut



Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. hierzu: K. Sutter: Aus der Klostergeschichte von St. Blasien — Die Glocken und ihre Schicksale, Badische Heimat Heft 2 Juni 1978

²⁾ Karl Walter, Glockenkunde 1913, Seite 748

³⁾ Vgl. Fritz Hirsch: 100 Jahre Bauen und Schauen Seite 521—525

⁴⁾ Göbels Ton- und Gewichtsangaben sind völlig unmöglich; sie stimmen auch nicht mit den Angaben von K. Walter überein. Hirsch a.a.O. Seite 524/25 gibt Gewicht von Gl. 2 mit 2929 Pfund, von Gl. 3 mit 2170 Pfund an.

⁵⁾ Das genaue Gewicht ist merkwürdigerweise nirgends festgehalten, die Angaben schwanken zwischen 3000 und 3450 kg.

⁶⁾ Die Auftraggeber waren nur durch den Pfarrer und den Kaplan sowie 3 Laien dabei vertreten

⁷⁾ Alle näheren musikalischen Daten sind festgehalten in meinen Abnahmegutachten von 1952, 1953 und 1967

⁸⁾ Tonverdopplungen (Doubletten) ließen sich natürlich bei einem so großen Klangkomplex nicht vermeiden

Benutzte Quellen:

Glockenakten Rolli und jüngere Akten (nach 1945) von St. Stephan

Hirsch, Fritz: „100 Jahre Bauen und Schauen“, Badenia A. G., Karlsruhe 1928

Sandfuchs, Wilhelm: „Die katholische Kirche von Karlsruhe in Vergangenheit und Gegenwart“, Verlag Badenia A. G., Karlsruhe

Sutter, Konrad in „Badische Heimat“ Heft 2 Juni 1958

Walter, Karl: Glockenkunde, 1913 Pustet, Regensburg

Schöner Märzttag

*Blaue Schatten immerdar —
Mittag sendet goldnes Licht.
Wilder Tauben lockre Schar
spürt den kühlen Lufthauch nicht.*

*Anemonen, scheues Lila,
halb noch unterm Laub versteckt,
Stimmen sind getragen da,
Ferne ihren Laut bedeckt.*

*Mittag, der vorübergleitet —
Birken nie so weiß und rein.
Wo der Wald sich mählich weitet,
läßt er ganz ein Leuchten ein! —*

Karl Seemann

In memoriam Max Rieple

Ernst Roskothen, Bad Dürrenheim

Am 17. September 1978 wurde der Donauschinger Dichter und Schriftsteller Max Rieple, der der „Badischen Heimat“ zeitlebens eng verbunden gewesen ist (vgl. u. a. „Bad. Heimat“, „Ekkhart“ 1968 u. 1973 sowie 1977, Heft 1) im Alter von 77 Jahren mitten in seinen gegenwartsnahen Aufzeichnungen „Am seidenen Faden der Erinnerungen“ durch eine Gehirnblutung der Sprache beraubt. Obwohl Geist und Gemüt heil blieben, wurde ihm durch eine manuelle Störung auch die Möglichkeit genommen, in nennenswertem Umfang zu schreiben. Nun hat ihn am 16. Januar 1981, kurz vor seinem 79. Geburtstag, der Tod, mit dem er über zwei Jahre lang tapfer gekämpft hat, hinweggerafft. Ein rastloses, erfülltes und erfolgreiches Leben ist damit zu Ende gegangen.

Max Rieple hat uns ein reiches literarisches Erbe hinterlassen. Es ist die Frucht seiner hervorragenden dichterischen, sprachlichen und musikalischen Begabung und seines nimmermüden Fleißes. Diese beiden Eigenschaften haben auch seinen Lebensstil bestimmt, nämlich den eines feinsinnigen, liebenswürdigen Ästheten, eines lebensnahen, tiefen Denkers und bescheidenen Grandseigneurs. Noch heute sprechen uns an erster Stelle unverändert seine Gedichte an (1953: „Ausgewählte Gedichte“; 1962: „Kleine Hausapotheke“; 1964: „Die Räderspür“; 1977: „Der Ton im Flötenrohr“ u. „Purzelbäume“). Er erweist sich hier als der philosophische Kündler und Sänger der Stille und des Unwägbareren, der zarten menschlichen Beziehungen. Er preist und fordert Wärme, Liebe und Frieden. Innere Ausgewogenheit und Heiterkeit der Seele strahlt er ebenso aus wie die Freude an der Natur. Stets sind es bei seinen Zeilen Auswirkungen persönlichen Erlebens, nie-

mals Phrasen. „Horch auf das Leise!“, ruft er uns in einem Gedichte zu. Dem Gewalt samen entgegnet er: „Das Messer zerbricht“. In dem „Gleichnis“, das er zum unhörbaren Ton im Flötenrohr zieht, sagt er: „Das Gute im Menschenherz... braucht nur der Liebe Hauch, und sieh, es verwandelt die Welt“. Ähnliche Betrachtungen finden sich bei Behandlung von Sujets wie „Die Vogelfeder“ oder „Ein Spinnennetz“.

Rieples Verse tragen noch einen zweiten, keineswegs widersprüchlichen Grundzug, nämlich eine kraftvolle, durch nichts zu erschütternde, auf den Herrgott vertrauende Gläubigkeit. Vom einzelnen Menschen verlangt er aber immer wieder dessen eigenen rastlosen und tatkräftigen Einsatz, viel Geduld und klare Einsicht in die wahren Lebenswerte mit dem Ziel der Selbstverwirklichung. In den Versen „Gewißheit“ legt er unmißverständlich sein Bekenntnis nieder: „Einer schreibt für Dich Dein Leben auf hinter den Wolken“... Die Frage etwa nach den Ursachen des Vogelflugs beantwortet er in dem gleichnamigen Gedicht: „Es ist dieselbe ordnende Macht, die unser eigenes Herz un-stete Flüge tun läßt hin zu Gott“. Ähnliche Schlüsse zieht er in „Geborgenheit“ aus der Betrachtung von Knospe und Saatkorn für den Menschen.

Schon in früheren Jahren von gesundheitlichen Beeinträchtigungen heimgesucht, hat uns Max Rieple diese innere Einstellung an der Seite seiner ebenso einfühlsamen wie tatkräftigen Frau stets auch selbst tapfer vorgelebt. Er handelte nach den Worten seines Gedichts „Auftrag des Lebens“, wo er fordert: „Hinter dem Rücken des Todes den Acker bestellen... ein Licht in schwierigen Händen tragen, wenn die Flamme auch



*Max Rieple. Porträtbüste in Bronze von Alice Roskothen-Scherzinger, Bad Dürreheim
steht in Bad Dürreheim, „Monrepos“*

schmerzt . . .!“ Im „Dickicht“ (des Lebens) „bleibt nur noch eines: vorwärts zu schreiten“. Er betont, der Mensch dürfe „nicht Dauer“ seines Glücks fordern; ohne Leid sei der Preis des Lebens nicht zu erringen („Des Herzens Harfe“). „Im Turmverlies“ der Bedrängnisse des Lebens könne man ihren Nöten am geistigen „Lichtseil“ der Erinnerungen entfliehen.

Auch nach Verlust von Sprache und gelenkiger Schreibfähigkeit resigniert Max Rieple nicht. In Aphorismen aus dieser Zeit, die der Villingener „Almanach 1981“ (S. 163 f.) im einzelnen veröffentlicht hat, dringt immer wieder eine erschütternde Art von Optimismus und Zuversicht mit Betonung des rein Geistigen und einer sublimierten Liebe zu Mensch und Welt durch. So schreibt er u. a.: „Früher stand ich auf der Bühne des Lebens. Jetzt bin ich Publikum. Es ist gar nicht so übel, Zuschauer zu sein und ohne großen persönlichen Einsatz das zu beobachten, was sich auf der Welt abspielt.“ — „Es gibt keine Sternstunden mehr für mich, nur noch Sternminuten. Aber viele solche Minuten ergeben auch eine Sternstunde . . .“ — „Die Welt wird kleiner und bedeutungsloser, je höher wir steigen.“ — „Was wären Brücken ohne die Menschen, die über sie zusammenfinden?“ — „Ein Leben ohne Liebe ist wie eine Kerze, die nicht brennt.“ — Schon anderthalb Jahre vor seiner teilweisen Lähmung hatte Max Rieple in dem schwerblütigen Gedicht „Bilanz“, das er auf einer Reise nach Stuttgart dort während einer Wartepause sozusagen aus dem Stegreif niederschrieb, einen Gesamt-Rückblick auf sein Leben geworfen und dabei festgestellt, wie sehr jedes Menschenwerk die Züge des Unvollendeten und auch Unvollkommenen trage. „Ist nicht Torso, was wir angefangen?“ fragt er und fährt fort: „Vieles, was wir einstmals uns erträumt, — Rückschau haltend —, haben wir versäumt.“

Gleichrangig mit diesen Zeilen, bei denen der Dichter ein stets gütiger, verständnisvoller Deuter und Mahner bleibt, ohne lehrhaft

den Finger zu heben, stehen die rein lyrischen Gedichte, in denen er die Schönheit der Natur, die von Baum und Blume, sowie die seiner Heimat, insbesondere auch des Bodenseeraums, feiert. Er fängt die weiheliche Stille der Münster zu Konstanz und Freiburg im Breisgau ein. Nach Wortsetzung und Melodik der Sprache erinnern manche Verse wie z. B. „Regen im Herbst“ an Meister von jenseits des Rheins wie Paul Verlaine. Bei aller Romantik hat Max Rieple aber nie etwa die politischen und sozialen Probleme seiner Zeit vernachlässigt („Über Grenzen hinweg“, „Naturschutz“). Der ihm eigene Humor kommt in seinen „Purzelbäumen“ mit ihren entzückenden Wortspielen zu seinem Recht. Erwähnt sei hierzu nur das Gedicht „Verlegen“.

Bleibende Verdienste um die deutschsprachige Literatur hat sich der Verstorbene, worauf noch kürzlich Walter Karcher im „Almanach 1981“ (S. 161) eingehend hingewiesen hat, als genialer Übertrager (nicht Übersetzer) der Verse von Dichtern anderer Zunge erworben. Hier sind besonders seine beiden Bände zu nennen „Das französische Gedicht vom 15.—18. Jahrhundert“ (erster Titel „Lilie und Lorbeer“) und „vom 19. und 20. Jahrhundert“, jeweils mit den frz. Texten. Hiermit hat er eine fühlbare Lücke gefüllt und sich zugleich in die erste Reihe anderer illustrier deutschsprachiger Nachdichter französischer Poesie, insbesondere von Baudelaire, Verlaine und Rimbaud sowie späterer Symbolisten, eingegliedert.

In Prosa hat uns Rieple u. a. in den Schriften „Damals als Kind“ und „Der Tag war viel zu kurz“ (1977) eine Fülle von Biographie und Heimatgeschichte mit Rück- und Ausblick hinterlassen. Sein Hauptarbeitsfeld lag hier aber seit mehr als 15 Jahren in der literarischen Beschreibung des alemannischen und mitteleuropäischen Landschafts- und Kulturraums zwischen dem Atlantik und den Alpenländern mit feinfühligem Einblendung von Geschichte, Kulturgeschichte und eigenem Erleben, zugleich im Rahmen guter Abbil-

dungen. So hat er — schon rein physisch eine gewaltige Leistung — über 20 bebilderte Bände verfaßt, die sich über die Großräume von Rhein, Donau und Rhone erstrecken und darüber hinaus bis zur Bretagne, zum Tessin und nach Oberitalien reichen. Hier etwa das Wort „Reiselektüre“ fallen zu lassen, ist abwegig. Es sind künstlerisch hochwertige Darstellungen, die in vielem an die berühmten Essais von Wilhelm Hausenstein heranreichen. Dem bewußt Reisenden sind sie natürlich eine hochwillkommene Anregung, Vertiefung und Bereicherung.

Bei einem solchen Lebenswerk sind bei Max Rieple denn auch Zeit seines Lebens hohe Funktionen und Ehrungen nicht ausgeblieben. Er war als Mitbegründer der Donaueschinger Musiktage s.Z. viele Jahre lang Präsident der sie tragenden Gesellschaft, ferner erster Präsident der örtlichen Deutsch-französischen Gesellschaft. Er war Träger des Schongau-Preises, Mitglied der Académie d'Alsace, Träger der „Palmes académiques“, des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse sowie der goldenen baden-württembergischen Verdienstmedaille, der Goldmedaille seiner Vaterstadt und, seit Herbst 1980, des Oberrheinischen Kulturpreises aus Basel.

Blättert man in den Werken des Verstorbenen, dessen Andenken auch als leuchtendes Vorbild von Lebensbejahung unvergessen bleiben wird, scheinen folgende seiner Verse der Erinnerung an sein Ableben besonders angemessen zu sein:

Ikaros

*Endlich abstreifen
die Fessel der Erde!
Mit dem Wachs des Vertrauens,
mit den Federn des Hoffens
wag ich den Flug
zum Glanz der Sonne.
Blendet sie,
wärmt sie,
verbrennt sie?
Wehe, das Wachs schmilzt
und Feder um Feder
flattert wie Herbstlaub nieder.
Die Schwingen greifen nicht mehr.
Aus Licht stürz ich in Nacht.
Aber der Flug
hat sich gelohnt.*

Ein Gleichnis

*Der Ton im Flötenrohr,
er ist da,
unhörbar,
er bedarf nur des Atems,
der ihn belebt,
und horch, er steigt aus der Stille.*

*Das Gute im Menschenherz,
es ist da,
unwägbar,
es braucht nur der Liebe Hauch,
der es belebt,
und sieh, es verwandelt die Welt.*

Max Rieple

Auszug aus dem Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 14. September 1980 in Oberkirch

Rechenschaftsbericht des 1. Landesvorsitzenden

Im Jahre 1978 hatten Vorstand und Beirat beschlossen, die für das Jahr 1979 fällige Mitgliederversammlung in Schwetzingen abzuhalten, weil sich dort die Wiederbegründung einer Ortsgruppe anbahnte. Dank den Bemühungen des 2. Landesvorsitzenden, Herrn Schulamtsdirektor i.R. Ludwig Vögely, Karlsruhe, ist diese Ortsgruppe in Schwetzingen auch tatsächlich wieder entstanden. (Ortsgruppenvorsitzender Herr Schulamtsdirektor Karl Wörn, Stellvertreter und zugleich Schriftführer Herr Rektor Götz, über 60 Mitglieder.) Bei der rückläufigen Mitgliederzahl ist das Wiedererstehen einer Ortsgruppe ein erfreulicher Lichtblick. Angesichts der mit einer Jahresversammlung verbundenen organisatorischen Aufgaben, denen sich die junge Schwetzinger Ortsgruppe noch nicht gewachsen fühlte, haben Vorstand und Beirat beschlossen, die Mitglieder-Jahresversammlung in das folgende Jahr 1980 zu verlegen. Die Mitgliederversammlung hat diesem Beschluß des Vorstandes und Beirats nachträglich ihre Zustimmung erteilt.

Gewissermaßen als Einstand hat der Landesvorsitzende in der Ortsgruppe Schwetzingen einen Vortrag über Vergangenheit und Gegenwart der Stadt Freiburg als dem Vereins-sitz gehalten. Die Schwetzinger Ortsgruppe hat im Frühjahr 1980 eine Exkursion nach Freiburg unternommen. Eine Stadt- und Münsterführung durch den Landesvorsitzenden war Teil dieses Exkursionsprogrammes. Bei dieser Gelegenheit wird angeregt, daß auch andere Ortsgruppen gelegentlich die

Stadt Freiburg in ihr Exkursionsprogramm aufnehmen sollten. Für die allgemeine Betreuung des nordbadischen Raumes wird dem 2. Vorsitzenden, Herrn Vögely, besonders gedankt.

Der Tod von Herrn Dr. Leopold Döbele, langjähriger Vorsitzender der Ortsgruppe Säcking, und der Rücktritt (aus Alters- und Gesundheitsgründen) des Vorsitzenden der Ortsgruppe Heidelberg, Herrn Dr. Tischer erfordern lt. Satzung, neue Vorsitzende in Säcking und Heidelberg zu finden und zu wählen.

Der Laubenberger dankt bei dieser Gelegenheit allen Vorsitzenden der 12 bestehenden Ortsgruppen zwischen Mannheim und Waldshut für ihre Aktivität, die aus den jeweiligen reichhaltigen Programmen mit Vortragsabenden, Führungen und Studienfahrten etc. ersichtlich ist. Er richtet seinen Dank auch an die Vereinssekretärin Fräulein Dörner, die in der Berichtszeit insgesamt 7256 Postein- und -ausgänge zu erledigen hatte. Ebenso gilt der Dank des Vereins dem Schriftleiter unserer Vereinszeitschriften BADISCHE HEIMAT und EKKHART, Herrn Bozenhardt, dessen verdienstvolle Tätigkeit im EKKHART 1979 anlässlich seines 75. Geburtstages gewürdigt wurde. Auch dem Landesrechner, Herrn Claus Günther, der bei der letzten Jahresversammlung in Waldshut als Nachfolger für den Landesrechner Krebs in dieses Amt gewählt wurde, dankt der Vorsitzende für sein erfolgreiches Bemühen, die Vereinsarbeit trotz der sehr schmal gewordenen finanziellen Basis durch drei Jahre hindurch gesichert zu haben und verweist auf

den vom Landesrechner noch eigens zu erstattenden Geschäftsbericht.

Unter mehrerlei Rücksichten, ganz besonders aber im Hinblick auf die finanzielle Situation, wurde von einer besonderen Feier zum 70jährigen Bestehen des Vereins im Jahre 1979 Abstand genommen. Dafür wurde in Heft 3/1979 in einem Abriß der 70jährigen Vereinsgeschichte durch den Landesvorsitzenden gedacht, nicht zuletzt deshalb, um allen Mitgliedern und allen sonstigen Lesern unserer Vereinszeitschrift das Recht, die Pflicht und die Verdienste des Vereins um die Heimatpflege in unserem badischen Landesteil, vor Augen zu führen.

Am guten Willen und auch an dem notwendigen Idealismus für diese Kulturarbeit besteht kein Zweifel. Besorgniserregend allerdings ist der Rückgang des Mitgliederstandes:

10. 9. 1977 =	4 804 Mitglieder
10. 9. 1980 =	4 588 Mitglieder
Abgänge insgesamt	729 Mitglieder
davon durch Tod	273 Mitglieder
Zugänge	513 neue Mitglieder

Das sind 216 Abgänge mehr als durch Neuzugänge ausgeglichen werden konnten.

Diesen Alarmzahlen kann nur durch eine verstärkte Mitgliederwerbung entgegengetreten werden, wozu der Landesvorsitzende alle Vereinsmitglieder aufruft.

Der Landesvorsitzende berichtete sodann über die Mitarbeit des Landesvereins im Präsidium des Deutschen Heimatbundes und in der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege in Baden-Württemberg, die zugleich Trägerorganisation der „Heimat-tage Baden-Württemberg“ ist. Ferner ist der Verein im Alemannischen Gesprächskreis vertreten, dessen Sitzungen vom Regierungspräsidium in Freiburg einberufen werden. Als Beispiel gutnachbarlicher Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein wurde die Aufstellung der Hinweistafel am sog. Dreifürstenstein auf der Hornisgrinde gewertet. Die textliche Gestaltung hat die Badische Heimat, die technische Ausführung der Tafel

und die Aufstellung haben Mitglieder des Schwarzwaldvereins, vornehmlich von der Ortsgruppe Achern, unter der fachmännischen Anleitung von Oberbaudirektor Hambrecht, vorgenommen. Für die reibungslose und vorbildliche Zusammenarbeit dankte der Vorsitzende dem Schwarzwaldverein und den dabei beteiligten Mitgliedern.

Die Mitgliederversammlung bestätigte die Ernennung des früheren Landesrechners, Herrn Adolf Krebs, und des langjährigen Ortsgruppenvorsitzenden von Heidelberg, Herrn Dr. Tischer, zu Ehrenmitgliedern des Vereins. Mit der Mahnung und Bitte, neue Mitglieder zu werben, als Geburtstags-, Weihnachts-, Hochzeits- und sonstige Geschenke Mitgliedschaften zu stiften, und mit dem Dank an alle Mitglieder für ihre Treue zum Verein schloß der Vorsitzende seinen Bericht.

Der Geschäftsbericht des Landesrechners ergab eine negative Bilanz. Er stellte den Antrag, den Jahresbeitrag für 1981 auf 30,— DM und ab dem Jahr 1982 auf 35,— DM festzusetzen. Als Begründung wurden die gekürzten staatlichen Zuschüsse und die steigenden Kosten für Druck und Versand unserer Vereinszeitschriften BADISCHE HEIMAT und EKKHART angeführt.

In der sehr lebhaften Diskussion wurde u. a. auch die Möglichkeit erörtert, a) Reduzierung der Zeitschriften, b) die Anregung, die Mitgliedsbeiträge als steuerlich abzugsfähige Spende zu deklarieren. Zum Vorschlag a) setzte sich doch allgemein die Ansicht durch, daß angesichts des hohen Niveaus unserer Vereinszeitschriften und ihres Umfangs (jährlich 3 Hefte und 1 Ekkhart-Heft, alle 4 Hefte portofrei) ein Jahresbeitrag von 30,— DM für 1981 und ein Jahresbeitrag von 35,— DM ab 1982 nicht zuviel verlangt wären.

Zu Vorschlag b) wurde auf den Ablehnungsbescheid der OFD Freiburg verwiesen.

Die Abstimmung ergab:

Jahresbeitrag 1980 30,— DM (einstimmig angenommen, ohne Enthaltung),

Jahresbeitrag ab 1982 35,— DM (angenommen, mit 3 Gegenstimmen, ohne Enthaltung).

Schriftleiter Bozenhardt wertete dieses Ergebnis zugleich als Anerkennung seiner Arbeit und versicherte, auch weiterhin um die Erhaltung der Qualität und Ausstattung unserer Vereinszeitschriften bemüht zu sein.

Weitere schriftliche Anträge lagen nicht vor. Die mündlich vorgebrachte Anregung, auch einmal eine Tagung in einer nordbadischen Stadt abzuhalten und so gleichzeitig für die Badische Heimat zu werben, wurde mit dem Hinweis beschieden, daß bereits ein Vorstandsbeschluß vorliege, die Jahresversammlung 1981 in Mannheim abzuhalten.

11.00 Uhr Öffentliche Festversammlung

Musikalisch umrahmt durch hervorragende Darbietungen des Orchestervereins Oberkirch (Collegium musicum) unter Leitung von Dieter Lang

Der Landesvorsitzende Dr. Laubenberger begrüßte die Gäste und Ehrengäste, an erster Stelle Bürgermeister Erwin Braun, MdL, von Oberkirch, Dr. Martin Dorn, MdL, als Vorsitzenden der „Arbeitsgemeinschaft Heimattage Baden-Württemberg“ und Regierungsdirektor Steuerer vom Regierungspräsidium Freiburg in Vertretung des verhinderten Regierungspräsidenten Dr. Nothhelfer. Als Ehrengäste waren u. a. anwesend Frau Heitland, Geschäftsführerin des Schwäbischen Heimatbundes, und OStDir. Wilhelm Mechler, Vorsitzender des Hist. Vereins für Mittelbaden „Ortenau“.

Der Landesvorsitzende dankte für das Interesse an der kulturellen Arbeit des Landesvereins, insbesondere Bürgermeister Braun für die Gastfreundschaft der Stadt und die hervorragende organisatorische Unterstützung, die der Verein bei der Vorbereitung der Tagung vom Städt. Kultur- und Verkehrsamt durch die Herren Müller und Dr. Bock erfahren durfte.

In ihren Grußworten bekräftigten Bürgermeister Braun wie auch Dr. Dorn ihre Verbundenheit zur „Badischen Heimat“.

Bürgermeister Braun erwähnte in seinen Ausführungen über das allgemeine wirtschaftliche und kulturelle Leben der Stadt Oberkirch den wohlgelungenen Grimmelhausen-Abend der „Badischen Heimat“ im Jahr zuvor und betonte, daß er sich als Landtagsabgeordneter dafür einsetzen werde, der „Badischen Heimat“ die Fortsetzung ihrer vielfältigen Aufgaben in der Heimat- und Kulturpflege zu ermöglichen und zu erleichtern.

Dr. Dorn dankte dem Verein und seinem Vorsitzenden ebenfalls für die Pflege des Heimatgedankens im badischen Raum und hob anerkennend die Mitarbeit der „Badischen Heimat“ bei den an diesem Tag zu Ende gehenden „Heimattage Baden-Württemberg“ in Offenburg hervor. Er gab der Bitte und dem Wunsch Ausdruck, Dr. Laubenberger möge sich auch weiterhin für die Mitarbeit im „Arbeitskreis Heimattage Baden-Württemberg“ zur Verfügung stellen.

Regierungsdirektor Steuerer überbrachte die Grüße und guten Wünsche des Freiburger Regierungspräsidenten Dr. Nothhelfer. Er sah vor allem in der Vertiefung des Heimatgedankens, durch die Herausgabe qualifizierter Heimatliteratur, in der Verbreitung des Wissens um die Grundwerte unserer Kultur und der Notwendigkeit ihrer Erhaltung und Pflege eine staatspolitisch wichtige Aufgabe.

Der Festvortrag „Die Badener in der Frankfurter Paulskirche“ von Lt. Staatsarchivdirektor Dr. H. G. Zier (den wir an anderer Stelle zum Abdruck bringen) umriß die bisher wenig bekannten und beachteten Bemühungen badischer Politiker und das Zustandekommen einer gesamtdeutschen Verfassung.

In seinem Schlußwort dankte Dr. Laubenberger dem Festredner dafür, ein Stück Heimatgeschichte mit großem Fachwissen interpretiert und so den Wert der geschichtlichen Landeskunde als Mittel zur Heimatpflege

besonders eindrucksvoll aufgezeigt zu haben. Nochmals dankte er Bürgermeister Braun für die Einladung der Stadt, ihr Interesse am Vereinsgeschehen und für ihre fördernde Mithilfe zum Gelingen dieser Veranstaltung. Er verwies insbesondere auf die beispielhaft tätige Heimatpflege in dieser Stadt, wie sie einmal in den Darbietungen des Collegium musicum vom Oberkircher Orchesterverein unter seinem Vorsitzenden Herrn Karl Schiller zum Ausdruck komme und wie sie zum anderen in dem sehenswerten Oberkircher

Heimatmuseum bestätigt sei, das auf die Initiative von Dr. Bock und seiner nicht minder engagierten Gemahlin, Frau Clärle Bock, zurückgehe. In den historischen, aber auch poesievollen und lebendigen Beziehungen zwischen Oberkirch, als dem Geburtsort des Heimatdichters August Ganther und dem Vereinssitz Freiburg, wo Ganther seine letzte Ruhestätte gefunden hat, sah der 1. Landesvorsitzende noch einen Grund mehr, die Jahresversammlung 1980 in Oberkirch gerne und dankbar in Erinnerung zu behalten.

Vorfrühling

*Verborgen im Geäst
der Märzensonne Ball,
schwelend, hinwegspülend
des Winters Zufluchtinseln.
Die braunen Hügelrücken haben
ihren blauen Ton wiedergefunden.
Gegen Abend atmen die Wälder,
rosafarbig, lichtgetränkt,
unter einer Glocke
von Vogelliedern.*

Karl Seemann

Hermann Albrecht — in Hebels Bann

Helmut Bender, Freiburg

Die Neuherausgabe zweier Albrecht-Titel (in der „Badischen Reihe“ der Waldkircher Verlagsgesellschaft, Herbst 1980) gibt einige Veranlassung, sich wieder einmal mit dem alemannisch-badischen Dichter und Schriftsteller Hermann Albrecht zu beschäftigen. Es handelt sich einmal um den 1881 im „Gottestübli“ bzw. 1882 separat erschienenen „Präzeptorats-Vikari“ und zum andern um „Johann Peter Hebel — sein Lebensgang — Vom Wiesentäler Bauernbub zum Prälaten in der badischen Residenz“; beide Bände wurden von Professor Dr. Karl Friedrich Müller kommentiert (und der Verf. dieses Beitrages hat dazu die Nachworte geschrieben).

Anton Hermann Albrecht (* 1835) war gebürtiger Freiburger, väterlicherseits stammten die Vorfahren aus der Feldbergregion und mütterlicherseits aus der Ehrenstetter Gegend zwischen Freiburg und Staufen. Unseres Dichters Vater wirkte als Schreiner- und Zunftmeister in Freiburg. Früh entschied sich der junge Albrecht für den Beruf eines Geistlichen. So begann er 1854 ein Studium der Theologie und klassischen Philologie an der Universität seiner Heimatstadt. Doch sprach ihn das damals in seinen Augen allzu starre Lehrsystem der katholischen Theologie wenig an, und nach reiflichen Überlegungen und wohl auch Auseinandersetzungen mit seinen Eltern entschied er sich für ein Weiterstudium der evangelischen Theologie in Basel. Daraus rührten seine ersten engen Berührungen mit dem Oberland. Johann Peter Hebel wurde ihm in mehrerer Weise Vorbild. Aber erst 1859 trat er offiziell zur evangelischen Kirche über, um nunmehr seine Studien in Heidelberg zu vollenden. Seine Abgangszeugnisse bestätigen ein einwandfreies Leben und großen Fleiß. Eine erste Vikarsanstellung fand Albrecht dann in Spöck

(nordöstlich von Karlsruhe), jedoch mußte er diese Stelle wegen seiner labilen Gesundheit bald wieder aufgeben. Nach einiger Erholung trat er eine neue Vikarsstelle in Michelbach über Eberbach an. Aus finanziellen Gründen (Sorgen seiner Angehörigen) suchte er um eine eigene Pfarrstelle nach, doch wurde ihm eine solche zunächst noch nicht gewährt. So absolvierte er weitere Vikariate, u. a. in Strümpfelbrunn, Schollbrunn und Fahrenbach, wo er sich ein Halsleiden zuzog, das ihm zeit lebens zusetzte. 1865 hatte Albrecht die Lahrer Flaschnertochter Karoline Schneider geheiratet, und 1873 wurde er in das für ihn günstiger gelegene Eutingen in der Pforzheimer Gegend versetzt. Doch seine Wünsche standen nach dem badischen Oberland. Endlich, im Mai 1878, konnte er in Kleinkems seine Antrittspredigt halten. Dort betreute er die Pfarre bis in die Mitte der 80er Jahre, danach ließ er sich krankheitshalber in den Ruhestand versetzen. Einige Zeit verbrachte er nun in seiner Heimatstadt Freiburg. Doch 1888 reaktivierte er sich nochmals und übernahm die Pfarrei Laufen bei Müllheim, dort blieb er bis zum November 1893, danach schied er endgültig aus dem Dienst und übersiedelte zunächst nach Lahr und später ins benachbarte Dinglingen, wo er am 10. Februar 1906 verstarb.

Albrechts äußerer Lebensgang ist reich an beruflich und gesundheitlich bedingtem Wechsel gewesen. Als Schriftsteller begann er in den 60er Jahren, und zwar in einem nicht zuletzt von Scheffel angeregten Historismus. 1873 erschien die chronikale Dichtung „Der Schwedenjunker“, 1875 folgte das durchaus geistreiche Lustspiel „König Eoban“, „in dem ein Ausschnitt aus dem Leben des Humanisten und Lehrers an der jun-

gen Marburger Universität, Eobanus Hessus, geschildert wird . . . “ (vgl. Ernst Glatt, „Hermann Albrecht, ein alemannischer Dichterpfarrer“, in: „Ekkhart“, Karlsruhe 1936). Doch zum eigentlichen dichterischen Durchbruch kam es erst im Jahr seiner Berufung und Niederlassung im Oberland, davon gibt die in alemannischer Mundart abgefaßte Gedichtsammlung „E Maje us em Oberland vum Anton Hermann“ beredtes Zeugnis. Übrigens hatte Albrecht alle seine bisherigen Veröffentlichungen unter dem Pseudonym Anton Hermann erscheinen lassen. Freilich standen die Albrechtschen Gedichte unter dem Einfluß des Altmeisters Hebel, aber es ist ihm auch gelungen, seinem Idealbild „noch einige feine Züge zuzufügen. Der Amerikaner, der nach langem Fremdsein die Heimat aufsucht, und am Grabe von Vater und Mutter im Abenddämmern sich verträumt, gibt etwas von dem tiefen Heimweh des Markgräfler-Gemütes, das herbe Maidli, das sein zartes Lieben nicht gestehen will, ist echt alemannisch, der halb neckische Hexenglaube ‚d’Acciseri cha ebbis‘ ist so volkstümlich wie die wilde Leidenschaft der Frau, die im Schmerz um den in Frankreich gefallenen Gatten die zarten Trostworte des Pfarrers nicht einmal hört, sondern am liebsten ‚de liebe Herrgott‘ vom ‚Altarchrüz‘ abnehmen möchte . . . “, soweit Karl Hesselbacher aus seinen „Silhouetten neuerer badischer Dichter“ (Heilbronn 1910). Dazu auch Wilh. E. Oeftering („Geschichte der Literatur in Baden, III. Teil“, Karlsruhe 1939): „In seinen dreiunddreißig alemannischen Gedichten . . . ist er der beste und echtste Schüler Hebels . . . voll Liebe zu Land und Volk . . . “

Doch diese Gedichte waren in gewisser Weise nur ein Vorspiel zu den nun rasch folgenden Prosabänden, drei davon im Markgräflerland angesiedelt. Die oft behandelte und schwierig zu interpretierende Liebe Hebels zu Gustave Fecht steht im Mittelpunkt des „Präzeptorats-Vikari“. Mit Takt und Gespür weiß Albrecht die Subtilitäten dieses

Geschehens zu schildern, wobei er es nicht an Randfiguren und lebhaftem volkskundlichen Beileben fehlen ließ, gleich ob es sich um die „Proteuser“ oder um den damaligen Markgrafen und nachmaligen Großherzog Karl Friedrich oder ob es sich um das „Liseli“ als die Verkörperung des Markgräfler „Maidli“ schlechthin handelt. Hübsch machen sich etwa auch die Schilderungen des Lörracher Polizeidieners Kabisnicki, eines der beiden „Wächter für die Stadt“: „Der für die Nacht war der Kabisnicki, der hieß aber früher Zopfnicki und das war so. Er trug nämlich, von wegen weil er eine Respektperson war, einen großen Zopf, am Abend manchmal zwei. Letzteres war in den siebenziger Jahren einmal der Fall. Da hörte der Obervogt in seinem Bett von zwölf an nicht mehr rufen und blasen und dachte: Wo steckt denn der Zopfnicki heut Nacht? Am Morgen — es war just an einem Wochenmarkt — als der gestrenge Herr Obervogt zum Fenster naus lugte, um nach Wind und Wetter zu schauen, stand halb Lörrach lachend vor’m Wachthüsli, Fenster und Thür waren dick mit Kabiskrautköpfen verbaut, aber die Marktweiber schimpften unding und prügelten sich um ihr Kabiskraut. Die Polizei aber schlief noch in dicker Finsternis drinnen. Nun hatte sich gestern dem Dragunerjobbi selig von Hausen [Hebels Vater] sein Hanspeter . . . in Lörrach herumgetrieben in der Vakanz [in den Ferien], und der Deixel [Teufel] weiß, wie’s kam, ganz Lörrach schob den Schelmenstreich mit dem Zopfnicki dem Hanspeter in die Schuh. Es war gut, daß der Obervogt selber das Lachen nicht verbeißen konnte und den Zopfnicki mit ‚Kabisnicki‘ andonnerte . . . “. Das Anekdotische nimmt so einen breiten Platz ein, und was die Diktion angeht, so verleiht gerade das gemütlche und mitunter ans Mundartliche gemahnende Erzählen dem Ganzen viel Charme und Behaglichkeit.

Noch 1882 erschien dann „Des Markgrafen Leibmedikus“, eine munter aufgemachte Liebesgeschichte zwischen dem Eutinger

Dr. Erad und der reichen Baslerin Sälmeli, übrigens ursprünglich als Lustspiel konzipiert und nunmehr von gründlichen historischen und topographischen Studien über die Türkenlouiszeit und die Schlacht am Tüllinger Berg (1702) kulturgeschichtlich untermauert. Auch hier ist wieder viel Volkskundliches mit hineingeflossen.

Zwei Jahre später veröffentlichte Albrecht seine Erzählung „Die Häfnetjunger“: wieder die Geschichte einer Verlobung, die nicht zu beabsichtigter Ehe führt. Held der Geschichte ist der aus Sulzburg stammende badische Gelehrte Johann Daniel Schöpflin, den noch ein Goethe (in „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“) rühmend erwähnt. Seine Gegenspielerin ist die schöne und stolze Markgräflerin Kunigunde.

Dieses und alles weitere veröffentlichte Albrecht unter seinem vollen Namen. Im „Heidelberger Tagblatt“ erschien 1890 in Fortsetzungen der zu Ende des 18. Jahrhunderts spielende Roman „Ins neue Land“: eine frei erfundene Liebesgeschichte des nach Amerika auswandernden J. J. Astor aus Walldorf. Des Autors Unterland-Erfahrungen untermalen den Hintergrund in lebhafter und lebensnaher Weise.

Trotz seiner Krankheit war der Dichter weiterhin voller Pläne. Für eine neue Hebelausgabe schrieb er um 1900 eine persönlich engagierte Hebel-Biographie. Ihm ging es dabei weniger um die Wissenschaftlichkeit der Darlegung als vielmehr um eine letztlich schlichte, aber doch sehr persönliche und einfühlsame Darstellung, in der Simplifikation und Anschaulichkeit regieren. „So reiste

vor hundertfünfzig Jahren, also im Zeitalter der Perücken und Zöpfe, ein munterer Webgesell aus Simmern im pfälzischen Hunsrück der Schweizerstadt zu. Er war nicht mehr in ganz jungen Jahren. In Basel stand ihm nicht nur das Tor offen, sondern auch zweierlei Lebensweg: er konnte dort an dem Webstuhl sitzen und weben, oder Handgeld von den Werbern nehmen . . .“ Der heutigen vielfältigen Hebel-Literatur und all den Hebelbiographien sollte eine solch natürliche und muntere Schilderung fürwahr nicht fehlen.

Eigentlich ist es bedauerlich, daß Albrecht mit seinen Werken in einem Großteil einschlägiger Anthologien keinen Raum erhalten hat, und bis zum Erscheinen der beiden Neuausgaben stimmte es auch vorwurfsvoll, daß keines seiner Werke greifbar und man sich so allenfalls im Antiquariat behelfen konnte.

Der Parallelen mit seinem Vorbild Johann Peter Hebel gibt es für Albrecht und sein Dichten eine stattliche Zahl. Vorab jedoch möchten wir abschließend nochmals auf beider insgeheime Sehnsucht nach dem Markgräflerland und dem Oberland hinweisen. In seinen Eutinger Jahren hat er es einmal dahinaus formuliert:

Ha d'Summwaid jetz z'nächst am Schwobeland,

Un lauft vu mine Schäfli eis vum Rai
Numme zwe Schritt in Wald, im Schwarzwald grast's.

Ha menggmal 's Heimweh no min Oberland
. . .

Ostern ist nah

*Wie ein Spuk
Ist verschwunden
Der bläuliche
Schnee,
Der gestern noch
Schmückte
Im Nachtlicht
Des Himmels
Die Hügel
Ringsum.
Fröhlich
Fuhr daher
Die Sonne
Am Morgen
Und schleckte
Den Schnee.
Plötzlich
Grünen
Die Hänge,
Blühen
Die Gärten,
Jubeln
Die Menschen:
Ostern
Ist nah!*

Hans Bahrs

Nachschub aus den verstorbenen Zeiten

Über Johann Peter Hebels „Vaterländische Geschichte“

Klaus Oettinger, Konstanz

Im „Rheinländischen Hausfreund“ auf das Jahr 1813 hat Hebel eine offenbar weitreichend geplante Serie zur „Vaterländischen Geschichte“ begonnen. Sie wurde 1814 fortgesetzt, dann aber abgebrochen, weil im Jahrgang 1815 die historische Sparte durch die einläßliche Berichterstattung über die „Weltbegebenheiten“, über die letzten blutigen Kriege Napoleons, schon überreich besetzt war. Darauf bezieht sich Hebel, wenn er in der Vorrede zum Kalender 1819, in dem er die Serie noch einmal aufgreift, die Unterbrechung halb ernst und halb scherzhaft erklärend, schreibt:

„Es sind seit mehreren Jahren so viele lebendige Kriege und andere sonderbare Ereignisse in die Welt gekommen, daß zu besorgen war, der rheinländische Leser habe genug daran und verlange keinen Nachschub aus den verstorbenen Zeiten . . .“

Bedrückende Zeitverhältnisse, meint Hebel, versperren das Interesse an der *historia temporis acti*, Kriegszeiten sind kaum geeignet, den Sinn für eine Geschichtsschreibung zu wecken, die ihrerseits von nichts anderem als von „unaufhörlichen Kriegszeiten“ zu berichten weiß.

Historisches Bewußtsein, darüber ist sich der Kalendermacher Hebel im klaren, kann bei seinem Publikum nicht vorausgesetzt werden, es bedarf der allmählichen Bildung im Prozeß des historischen Erzählens. Da ist zunächst zu entwickeln, was man ein „historisches Zeitbewußtsein“ nennen könnte, es gilt die Einsicht zu vermitteln, daß historische Ereignisse nicht auf einer synchron gedachten Ebene eines „Irgendwann — einst“ spielen, sondern jeweils an einem bestimmten

Datum geschehen sind, z.B. die berühmte Schlacht der Markomannen „58 Jahre vor Christi Geburt“, oder die Kaiserkrönung Karls des Großen „in der Christnacht des Jahrs 800“. Damit solche Daten aber nicht abstrakt bleiben, wird der Leser aufgerufen, sich den Abstand zu vergegenwärtigen, die Daten werden dimensioniert: nicht mehr und nicht weniger als „eintausendachthundertundachtzig Jahre“ hat der Leser zurückzurechnen, bis er an den Anfang seiner „Vaterländischen Geschichte“ gelangt.

Diesem Ziel einer Historisierung der Vergangenheit dient auch, daß das mythische Zeitsystem der traditionellen Weltchronistik ersetzt wird: „die neue Zeittafel“ bringt „statt der Sündflut und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an“. Mit dieser Änderung wird ein Wechsel des historischen Bezugsrahmens vollzogen, es wird demonstrativ ein neues historiographisches Paradigma eingeführt, „es ist in keinem andern Kalender . . . zu finden“, sagt der Hausfreund ausdrücklich, die Geschichte des Volkes Israel wird vom historischen Kontinuum, in dem wir selber stehen, abgeklammert. Unsere Geschichte, die Geschichte des rheinländischen Lesers beginnt nicht bei Adam und Eva, sondern beim Eintritt der Alemanen in die Geschichte der Rheinlande. Und die Vorgeschichte ist nicht im Alten Testament, sondern bei Tacitus und Caesar nachzulesen, und da wird nicht über das Volk Gottes, sondern über Völkerschaften wie die Vangionen, die Nemeter, die Tribocker, die Markomannen etc. berichtet.

Die Alemannen nun sind die „wahren Stammväter“ des geneigten Lesers, „von deren Blut er abstammt“, „große grobgliedrige Menschen mit blauen Augen, krausen roten Haaren, voll Kraft und Mut und Trutz . . .“. — Wie ernst wird man diese rassenideologisch verdächtige Stelle lesen müssen? Wie seriös ist diese Blutsverwandtschaft gemeint? Gleich anschließend heißt es: Es seien „fröhliche Trinker und Spieler“ gewesen, die alten Alemannen, und „ohne Kenntnisse“, „es geht noch manchem ein wenig nach“. — Das Blut der alemannischen Altvordern, das in des geneigten Lesers Adern rollt, ist jedenfalls ein leichtes Blut.

„Vaterländische Geschichte“, das ist zumal die Geschichte der alemannischen Region. Hebel ist da genau, er ruft die einzelnen Örtlichkeiten beim Namen ab: Es ist das Land zwischen Rhein und Neckar, Bodensee und Alb, es sind die Landschaften in den Tälern der Kinzig und Murg, der Schutter und Dreisam, rund um den Schliengener Berg und den Isteiner Klotz, das ist die Ortenau und der Breisgau, der Ufgau und Albgau, das sind die Städte Straßburg, Basel und Konstanz, Schaffhausen und Säckingen, Rheinfeldern und Laufenburg, Pfullendorf und Badenweiler, Rastatt und Bühl, Pforzheim und Durlach und Baden-Baden und die Dörfer Oos und Thumeringen und das Kloster Ettenheimmünster und das Käferhölzlein irgendwo zwischen Freiburg und Rhein. — „Vaterländische Geschichte“, das ist die Geschichte der „Heimat“. Nicht umsonst bringt sie der Hausfreund, medienbewußt, wie er immer ist, in einer so konkreten Vielfalt in den Text: die je eigene kleine Welt des Lesers wird an die große Weltgeschichte angeschlossen, und diese wiederum ist nur von Interesse, sofern sie Bezug hat zur Heimat. Hebel treibt Heimatgeschichtsschreibung in aufklärerischer Absicht: das scheinbar so selbstverständlich Gegebene — der Raum, die Zeitumstände, die Lebensverhältnisse, in die einer hineingeboren wird, die „Sitten und Gebräuche“, die „Sprachweise“ — wird als

etwas Gewordenes zu Bewußtsein gebracht. Seßhaftigkeit und häusliches Eigentum, Ackerbau und Handwerk, staatliche Gesetze und christlicher Glaube — all das ist durch die Jahrhunderte hindurch allmählich geworden. Das will der Hausfreund den geneigten Leser lehren, daß er in historischer Besinnung wahrhaft Besitz ergreife von seiner Heimat:

„Bereits aber wird er (der Leser) seine lustigen Täler, voll Kirchtürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat . . .“

Da scheint sich dann jenes „Lust- und Zufriedenheitsgefühl“ auszubreiten, das Nietzsche in der zweiten seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ als Frucht einer antiquarisch betrachtenden Historie in Aussicht stellt, Hebel zieht alle Register seiner idyllischen Darstellungskunst, um eine solche Lust zu vermitteln:

„Ei, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen untereinander schöne lutherische und katholische Ortschaften, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern darin. Die stattlichen Kirchtürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sei, und grüßen sich mit paritätischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache. Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein, und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verlorengegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.“

Dem Leser werden die Augen geöffnet, daß das Glück, das eine solche sonntägliche Kultur gewährt, ein momentanes Glück ist, das den Vorfahren versagt war. Denn am Anfang war das Land eine Wildnis, von „wilden

Waldströmen“ durchzogen, „wildes Getier . . . hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen“, die Menschen, die da lebten, waren ein „ungeschlachtet rauhes Geschlecht“. Das heute scheinbar so glücklich Bestehende wird rückblickend im Status des „Noch-Nicht“, des Abwesenden, vergegenwärtigt:

„Noch ging kein Pflug ins Feld. In Utzenfeld stand noch keine Mühle, Kein Hausfreund fuhr mit der Dodtnauer Diligence über den Kastel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade.“

Die Kultivierung des Landes, die „fleißige Hand“ der Feld- und Gartenbauern, der Zimmerleute und Maurer, der Erbauer von Städten, Türmen, Wällen, Straßen, Wohnplätzen und Bädern, die Mühen der Mönche und Lehrer — das ist die eine Motivkette der Hebelschen Heimathistoriographie.

Die Gemütlichkeit, die sich da einstellen will, ist jedoch trügerisch. Dominant in Hebels Geschichtsschreibung ist durchaus eine andere Motivkette, eine Kette furchtbarer Gewalttätigkeiten. Da werden „unversöhnliche Kriege“ geführt, „mörderische Schlachten“ geschlagen, „schreckliche Niederlagen“ erlitten, „grausame Landesverwüstungen“ verfügt, da kämpfen „Mann an Mann und Schild an Schild“, „mit Feuer und Schwert“, „mit List und schändlichem Verrat“ „siegelustig“ und „racheschnaubend“, da „fließt Blut in alle Bäche“, da fallen die Städte in „Trümmer“, da wird „angegriffen“, „eingebrochen“, „erobert“, „geplündert“, „geraubt“, „gesengt“, „verbrannt“, „verwüstet“, „verödet“, „verheert“, „zerstört“, „verdorben“, „gefangen genommen“, „zusammengenhauen“, „getötet“, „ermordet“, man „kommt um“, man „geht zugrunde“ . . . Der Aufwand

an sprachlichen Mitteln zur Darstellung des Kriegselends ist schier unerschöpflich.

„Vaterländische Geschichte“ ist also primär eine Geschichte von Kriegen, die Friedenszeiten sind nur kurze Pausen dazwischen. „Alles schien sich zu erheben, bis ein neues Kriegsschauspiel begann“: dieser Satz — er könnte auf jeder Seite dieser Geschichte stehen — formuliert sinnfällig das Strukturprinzip dieses historischen Erzählens. Die Idyllen sind nur Einblendungen in einen Film der Gewalt, dem der Hausfreund mit vereinzelt Anstrengungen seines Galgenhumors vergeblich den Schrecken zu nehmen versucht. — Es ist evident, daß Hebels Geschichtsbild durch die eigenen Erfahrungen eines 25 Jahre währenden und immer nur kurzfristig von Phasen des Waffenstillstands unterbrochenen Krieges geprägt ist. Was in der Vergangenheit geschehen ist, geschieht in der Gegenwart noch immer, die „Weltbegebenheiten“ berichten darüber.

Wenn der Hausfreund dennoch 1814 mitten in einem Krieg, in dem „eine Hälfte des Weltteils gegen die andere“ stand und „kein Sternlein der Hoffnung . . . durch die Wolken der Gewitter“ schaute, ausruft: „Gottlob es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten“, als dazumal nämlich, so gilt dieser Zuruf speziell dem rheinländischen Leser. Baden und die angrenzenden Länder, der unmittelbare Einzugsbereich des Kalenders also, hatten die Kriege der Revolutionszeit und der napoleonischen Ära bis dato vergleichsweise glimpflich überstanden.

Aber Hebel weiß, daß dieses beschränkte Friedensglück, diese rheinländische Idylle, keineswegs dauerhaft garantiert war. An seinem generellen Geschichtsbild vermochte diese als zufällig, allenfalls als Gnade der gütigen Vorsehung empfundene Verschonung nichts zu ändern.

Ein kleines Stäubchen

*Ein kleines Stäubchen Leben fiel
und bettete sich keusch und kühl.
Und als es lang verborgen lag,
wuchs es empor in seinen Tag.*

*Ein kleines Stäubchen Leben trieb
und wurde Blume rein und lieb
und hob sein Haupt ins Sonnenlicht
und blühte und verblühte nicht.*

*Ein Stäubchen war das erste Maß.
Das wuchs heran als Kraut und Gras,
und schuf den Baum und auch den Wald
und jedem Leibe die Gestalt.*

*Ein kleines Stäubchen Leben fiel
und bettete sich keusch und kühl,
und als die dunkle Hülle wich,
wuchs es empor und formte dich.*

Wilhelm Trunk

Gott sorgt auch für diese Tiere

Zur Kalenderzoologie Johann Peter Hebels

Klaus Oettinger, Konstanz

Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bringen die Volkskalender vielfach vom finstersten Aberglauben erfundene Nachrichten aus dem Reich der Natur. In einem beliebig herausgegriffenen Konstanzer Kalender aus dem Jahr 1757, zum Beispiel, wird über die Spinnen folgendes erzählt:

„Die Spinne ist ein giftiges Tier. Sie soll 8 Augen haben. Sie vermehrt sich durch ihre eigenen Eierlein, welche das Weiblein in ein klein Bündlein zusammen gewunden eine Zeit lang bei sich traget, endlich aber in die Ecken und Winkel verstecket, bis sie in Sommer-Tägen von der äußerlichen Wärme vollends ausgebrütet werden. Die Spinne hat ein stärkeres Gift als ein Krott. Das kann man leichtlich probieren. Die Spinnen und Krott seynd Ertz-Feind gegeneinander. Nun nehme man eine Spinne und hencke sie an einer Stangen über ein Grüblein, wo eine Krott ist, so wird die Spinne alsobald hinunter spinnen und der Krott einen Stich versetzen, darob die Krott das Leben lassen muß...“

Von diesen Kröten wiederum wird berichtet, daß man sie tunlichst im August fangen, aufspießen, dörren und sodann als Prophylaxe an die Fensterkreuze im Haus hängen möge, um Seuchen abzuwehren, in Zeiten der Pest sind die derart präparierten Amphibien jedoch auf der bloßen Brust zu tragen. Als medizinisch höchst hilfreich gelten auch die Schafsläuse, die in großer Menge zusammen mit einem geschlagenen Eidotter roh verzehrt als treffliches Mittel wider Gelbsucht und Fieber wirken und im Falle von Harnverhaltung, an die peinlichsten Stellen des Körpers lebendig angesetzt, wahre Wunder tun sollen.

Wir haben die Beispiele dieser abstrusen Volkskalenderwissenschaft deshalb zitiert, weil Hebel diese Gattung in den „Rheinländischen Hausfreund“ übernommen, im Sinne seines Aufklärungsprogramms jedoch grundlegend verändert hat. Hebel hat anders als die jüngere Romantik keinerlei sentimentalische Gefühle für die naiven Naturdeutungen des einfachen Volkes, ihm gelten sie nicht wie etwa den Brüdern Grimm als Volksweisheit mit einem legitimen Wahrheitsanspruch, für ihn handelt es sich um „wunderliche Vorstellungen“, um „Einbildung“, „Übertreibung“, „Betrug“: das sind gängige Vokabeln aus dem rhetorischen Denunziationsrepertoire der Aufklärung gegen Aberglauben, Vorurteil und Irrtum.

„Aufklärung“ heißt für Hebel vorweg Korrektur falscher Annahmen. Falsch ist, was sich naturwissenschaftlich als unhaltbar erweist. Der Hausfreund hält es darum erklärtermaßen mit den „Naturkundigen“, mit jenen „gelehrten Beobachtern“ also, die den Phänomenen der Natur auf den Grund gehen, um am Ende unwiderleglich feststellen zu können, was wahr und was falsch ist. Am eindrucksvollsten wird dieses didaktische Verfahren in dem Artikel über den Maulwurf vorgeführt, ein im Volksglauben, wie der Hausfreund gleich einleitend bemerkt, wenig geschätztes Tier. „In dunklen Gängen unter der Erde“ hausend, den Blicken des Menschen entzogen seine Werke treibend, gilt er als „heimtückisch“. Aus dem Umstand, daß überall dort, wo er auftritt, Schäden an den Pflanzenwurzeln zu beobachten sind, zieht der gemeine Mann den Schluß, daß der Maulwurf es ist, der diese Schäden verur-

sacht. Also ist er zu verfolgen und „mit Stumpf und Stiel“ auszuroten, — ein fataler Kurzschluß, Musterfall einer falschen Kausalverknüpfung:

„Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quacken, so schlägt auch das Laub beizeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!“

Der „erfahrene Landwirt und Naturbeobachter“ weiß freilich, daß die Wurzeln nicht vom Maulwurf, sondern von den Insekten abgefressen werden; wo Insekten unter der Erde sind, ist auch der Maulwurf, denn er ist ein Insektenfresser. Das ist, wie der Hausfreund betont, nicht Stubenweisheit noch Büchergelehrsamkeit, sondern ein empirischer Befund. Die Kieferanatomie weist den Maulwurf nicht als Pflanzennager, sondern als Raubtier aus, und die Analyse des Inhalts eines seziierten Maulwurfmagens erweist dies erst recht. Als Insektenvertilger ist der Maulwurf dem Menschen also von großem Nutzen. — „So siehts aus!“

Nun fällt auf, daß es Hebel keineswegs darum zu tun ist, wahllos zoologische Irrtümer aus der Welt zu schaffen. Ihm geht es primär um eine Rehabilitation diskriminierter Tiere. Ansatz seines Umwertungsverfahrens ist jeweils der Aspekt der Nützlichkeit:

„Die Spinne ist ein verachtetes Tier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen.“

„Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Tieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren?“

Den Schlangen „geht man ... aus dem Wege oder schlägt sie tot. Allein so wird doch auch

manches unschädliche und sogar nützliche Tier getötet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer und helfen uns also vor der schädlichen Menge desselben bewahren.“

Dieser Utilitätsaspekt ist in der Hebelschen Tierkunde jedoch nicht zentral. Vorrangiges Motiv seiner zoologischen Rehabilitations-„Prozesse“ — der Hausfreund versteht sich ausdrücklich einmal als „Advokat“ — ist die Erinnerung an das allen Lebewesen als Kreaturen Gottes zustehende Daseinsrecht, und eingedenk seiner eigenen Kreatürlichkeit übernimmt Hebel die Anwaltschaft für die verachteten, verfluchten, verfolgten Tierarten. Generell gilt das Verbot, „ohne Not und Zweck“ zu zerstören, es gilt die Devise: „lieber leben lassen als töten“.

Wie ernsthaft Hebel den Auftrag versteht, für ein humanes Verhalten gegenüber den Tieren zu werben, zeigt der Umstand, daß er, der Theologe, den Versuch macht, jenes Tier zu retten, das wie kein anderes unter dem Diskriminierungsdruck des Christenmenschen steht: die Schlange, — jenes Tier, das sich nach dem Bericht des Alten Testaments der Satan als Gestalt gewählt hat, um Eva zu verführen und darum von Gott selbst für alle Ewigkeit verflucht worden ist:

„Da sprach Gott der Herr zu der Schlange: Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang.

Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ (1. Mose 3, 14–15).

Kein Zweifel, der sonntägliche Gottesdienstbesucher hatte dieses wie andere der zahlreichen biblischen Schlangenverdikte im Kopf und dürfte bewußt oder unbewußt allemal den Teufel leibhaftig assoziiert haben, wenn er einer Schlange begegnet ist. Es ist darum eine erhebliche Provokation des zeitgenössi-

schen Kalenderlesers, wenn der Hausfreund nicht etwa nur die ökologische Funktion der Schlange herausstellt, sondern dazu auffordert, ihren ästhetischen Reiz wahrzunehmen: ihren „schlanken“ und „zarten“ Körperbau, den Schmuck ihres Schuppenkleides, die „Mannigfaltigkeit ihrer Farben“, die Eleganz ihrer Bewegungen: „Die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist ein wirklich schönes Tier“ und „verdient unsere Bewunderung.“ Schön findet man sie, „wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann“. Hebel bemüht sich darum offenkundig, die Schlange mit allen Mitteln einer feiernden Beschreibung ihrer Gestalt von der Aura des Schreckens zu befreien. Unausgesprochen wird damit das Buch der Bücher, die Bibel, durch das Buch der Natur dementiert.

Fast als Blasphemie mochte zumindest vom wortgläubigen Bibelleser der Zeit empfunden worden sein, daß der Hausfreund die Schlange ausgerechnet als Zeugnis für die Existenz jenes liebenden Schöpfergottes zitiert, der sie ehemals strafend verdammt haben soll. Mit der einläßlichen Betrachtung der Schönheit dieses Tiers wird der Leser angehalten, sich die staunende Frage zu stellen, wer dieses Tier wohl geschaffen hat. — Eben dies ist der fundamentale Sinn der Hebel-schen Zoologie, den Glauben an den Urheber aller Dinge und das Bedürfnis zu seiner Verehrung zu wecken:

„Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen“, heißt es über die Spinnen, „wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?“

Geistesgeschichtlich steht Hebel damit im Horizont jener im 18. Jahrhundert weit verbreiteten Naturphilosophie, die durch das Studium der Natur die Einsicht zu vermitteln trachtete, wie sinnreich die Schöpfung einge-

richtet sei und wie weise der Schöpfer alles geordnet habe. Unter diesem Aspekt sind Informationen aus naturwissenschaftlichen Büchern aller Jahrhunderte zusammengetragen und in dickleibigen Abhandlungen angeboten worden. Als Beispiel sei hier ein Werk erwähnt, das in der Sprache wie in der Denkform Hebel so nahe verwandt zu sein scheint, daß er es gelesen haben könnte: „Über die Triebe der Thiere“ von Samuel Hermann Reimarus, ein Buch, das schon im Titel die theologische Intention ankündigt und im Text selbst immer wieder das religionspädagogische Motiv formuliert: „Es ist nichts, das uns einen näheren Weg zur Selbsterkenntnis bahnet, das die Absicht der ganzen Schöpfung und den Zusammenhang der sichtbaren Welt so augenscheinlich entdeckt, und so offenbare Spuren der Weisheit, Güte und Vorsorge des Schöpfers enthält, als die Betrachtung der Thiere und ihrer angeborenen Kunsttriebe.“ In der Darstellung der Natur die Arbeit des unendlichen „Werkmeisters“ zur Erkenntnis zu bringen, sei „eine wahre heilige Rede und ein Lobgesang Gottes“, wodurch er „mehr als durch hundert tausend Opfer“ gewürdigt werde. — In diesem Geist hat Hebel in der Tat seine kleinen tierkundlichen Kalenderartikel geschrieben.

Ein systemfremdes Element ist dem Hausfreund dennoch unterlaufen. In dem physico-teleologischen Denken der Zeit gilt der Mensch als Krone der Schöpfung aufgrund der nur ihm eigenen Reflexionsfähigkeit, nur der Mensch hat ein Bewußtsein von Raum und Zeit, nur er kann Geschichte erfahren. In dem Kapitel über die Eidechse erzählt Hebel von einigen im Wasser lebenden Artverwandten derselben, die hin und wieder auf dem Grund klarer Brunnenquellen zu finden sind:

„Solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist und

daß die englischen Waren auf dem festen Lande verboten sind, weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.“

Diese Stelle kann nur biographisch verstanden werden: der von den Sorgen der politi-

schen Zeitläufte bedrängte Hebel — die historisch-politischen Kapitel in seinem Kalender zeugen von dieser Bedrängnis Seite für Seite — preist hier das Glück der Bewußtlosigkeit. Der Molch in der Brunnenstube, das der Welt total entrückte Lebewesen — das ist eine Metapher der asylbedürftigen Seele. Einen Gedanken lang hat der Hausfreund sein Aufklärungsprogramm vergessen.

Bernd Thum: Aufbruch und Verweigerung

**Literatur und Geschichte am Oberrhein im hohen Mittelalter
Aspekte eines geschichtlichen Kulturraums**

520 Seiten mit Abbildungen und 1 Karte. Paperback DM 56.—

Der Verfasser, Dozent an der Universität Karlsruhe, beschreibt das gesellschaftliche und kulturelle Gefüge des Oberrheinraums im 12. und 13. Jahrhundert — »von Basel bis Mainz« (zeitgen. Quelle) und von der Saar bis zum mittleren Neckar. Diese weitgespannte Region war damals Kernlandschaft und Krisenzone eines in tiefgreifendem Kultur-Wandel befindlichen Deutschland. Das Buch zeigt, wie in der Vergangenheit ein kultureller Lebensraum entstand. — Mit umfangreichem Anmerkungsenteil, ausführlicher Bibliographie und verschiedenen Registern.

Walkircher Verlagsgesellschaft mbH · Marktplatz 8 · 7808 Waldkirch · Telefon 07681 / 6074

„Hecker hoch! Dein Name schallet . . .“

Friedrich Hecker zum 100. Todestag am 24. März 1981

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Am 24. März 1981 ist ein Jahrhundert vergangen, seit Friedrich Hecker in St. Louis in den USA verstorben ist. 100 Jahre liegen zwischen seinem Tode und dem Heute, und 133 Jahre sind es her seit jenen Revolutions-tagen im April 1848, deren Mittelpunkt Friedrich Hecker gewesen war. Ist das eine lange Zeit? Ja, wenn man die Bilanz der poli-tischen Ereignisse seit 1848 zieht. Nein, wenn man feststellt, wie Friedrich Hecker diese Zeit im Bewußtsein des badischen Vol-kes überstanden hat. Kein anderer Revolu-tionär oder Politiker des Landes konnte sich mit ihm in der Popularität messen. Er genoß sie in weit höherem Maße als jeder andere, in einem so hohen Maße, daß sie zumindest in seiner Geburtsheimat im Kraichgau heute noch lebendig ist. Kein anderer jener libera-len Führer oder Republikaner wurzelte so im Bewußtsein der Menschen, und für keinen anderen wurden so viele Lieder geschaffen oder so oft der Stift des Lithographen, Karri-katuristen oder Satirikers in Tätigkeit ge-setzt. Friedrich Hecker wurde zum Typ des Revolutionärs schlechthin. Woher kam das? Was machte Friedrich Hecker zu einem wahren Volksmann, zur Hoffnung der Ar-men, Unterdrückten und demokratisch Ge-sinnten im Land? Und warum hielt die He-ckerbegeisterung auch noch lange nach dem Scheitern der Revolution an und hing sein Bild in den Stuben der Bürger? Darüber su-chen diese Zeilen Auskunft zu geben, und deshalb soll dem Phänomen Hecker ein we-nig nachgespürt werden. Dabei ist es klar, daß auf dem zur Verfügung stehenden Raum nicht alle Komponenten dieser Persönlich-keit erfaßt werden können. Seine Tätigkeit

als Abgeordneter der II. badischen Kammer wäre einer gründlichen Erforschung, Zusam-menfassung und Analyse wert. Dem Volks-mann Hecker gelten also diese Zeilen des Gedenkens. Zunächst aber ist ein Abriß sei-nes Lebens notwendig.

1. Der Beginn

Friedrich Hecker wurde in Eichtersheim, dem von barocken Reminiszenzen durch-wehten Dorf, das auch baulich von der Grundherrschaft, den Freiherren von Ven-ningen, unverkennbar geprägt wurde, im frü-heren Landkreis Sinsheim a. d. Elsenz gebo-ren. Im Geburts- und Taufbuch der katholi-schen Pfarrei ist zu lesen: „Im Jahre 1811, den 28. September, nachts $\frac{1}{2}$ auf 11 Uhr wurde in Eichtersheim geboren Friedrich Karl Franz Hecker, Sohn des Fürstlich Pri-matischen Herrn Hofrat, Grundherrlich von Venningschen Konsulates Josef Hecker und seiner Gattin Wilhelmina geb. von Lüders, und wurde am 20. Oktober in der katholi-schen Pfarrkirche dahier feierlich von mir getauft. (Nach vorgegangener Nottaufe.) Die Taufpatenstelle dabei hat übernommen Herr Baron Fritz von Venningen, ältester Sohn der Reichsfrau von Venningen. Zeugen dieser Geburt und dieser Beurkundung sind der hiesige Grundherrliche Herr Amtmann Christ und der hiesige Assistenzarzt Herr Doktor Schwarz, 25 Jahre alt, keiner ver-wandt. Beurkundet Eichtersheim, den 20. Oktober 1811. Kath. Pfarr- und bürgerli-ches Standesamt. gez. Prior.“
Interessant, daß der später so vollaftige Mann die Nottaufe erhalten mußte und der



Geburtshaus Heckers mit Erinnerungstafel in Eichtersheim

Foto: L. Vögely

spätere Revolutionär so erlauchte Taufpaten hatte. Man weiß wenig über Heckers Kindheit und Jugend, aber es kann durchaus so gewesen sein, wie es Gustav Schleckmann schildert: „Es mag in dem gebildeten Hause, das vom gesunden Humor des Vaters durchweht war, an einer guten Erziehung und Freiheit nicht gefehlt haben. Hier lockte der schöne Schloßgarten mit seinen herrlichen Bäumen und grünen Wiesen, drunten am Klettenberg der Weinberg des Vaters, Hekerruhe genannt, mit seiner in die Felswand gegrabenen Weinberghütte.“ Kein Zweifel, daß Hecker in Eichtersheim eine schöne Kindheit hatte. Es ist auch nicht bekannt, wo Hecker später Jura studiert hat oder ob er vielleicht, was naheliegend ist, Burschenschafter geworden ist. Auf jeden Fall muß er fleißig gearbeitet haben, denn schon im Jahre 1838 finden wir Hecker in Mannheim, wo er sich als Mann von 27 Jahren als Ober-

gerichtsadvokat niedergelassen hatte. Mannheim wurde nun für 10 Jahre seine Heimat, und hier gründete er seine Familie. Bald wurde der junge temperamentvolle, redegewandte Jurist weiteren Kreisen bekannt, so daß er im Jahre 1842 im Wahlbezirk Weinheim-Ladenburg als Abgeordneter in die Zweite badische Kammer gewählt wurde. Die liberale Opposition erhielt mit ihm eine ihrer interessantesten Persönlichkeiten, erfahren im Umgang mit einer Bürgerschaft, welche durch ihre Gesinnung die Stadt zu einer „Vorreiterin“ revolutionärer Bemühungen machte.

2. Die Jahre 1842—1848

Wenige Jahre genügen oft im Leben eines Menschen, um ihn Aufstieg und Fall erleben zu lassen. Bei Friedrich Hecker waren es sechs Jahre; in dieser Zeit entschied sich sein

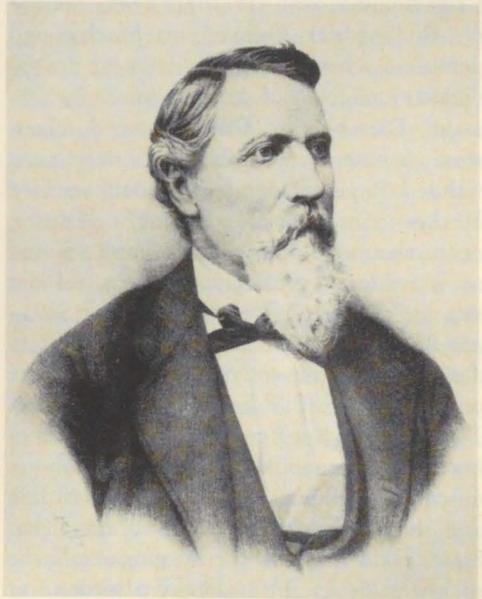
persönliches und politisches Schicksal. Aus diesen sechs Jahren, das ist beinahe unglaublich, denn diese Zeitspanne ist nur ein Wimpernschlag in der Geschichte des Landes, erwuchs seine große Volkstümlichkeit, sie machten aus ihm „den Hecker“. Der Eintritt in die berühmte Kammer brachte ihn sehr bald ins Licht des öffentlichen Interesses. Seine leidenschaftliche Argumentation und Rednergabe, sein Geschick, dankbare Themen zu finden, ließen aufhorchen, so z.B. seine Rede vom 6. 1. 1845 gegen die beabsichtigte Verschmelzung Schleswig-Holsteins mit Dänemark. Schon Mitte der 40er Jahre also galt Hecker neben Sandner, Bassermann, Welcker, v. Itzstein als einer der Hauptvertreter des badischen Liberalismus. Ein wenig Märtyrerruhm kam ihm zu, seine Beliebtheit erhöhend, als er auf einer Reise nach Tilsit, zusammen mit dem großen liberalen Oppositionsführer v. Itzstein unternommen, am 23. Mai 1845 in Berlin des Landes verwiesen wurde. Dieser junge „Linke“ war den preußischen Behörden ein zu gefährlicher Mann, als daß man ihn im Lande wissen wollte. War sich die Opposition von Hecker bis Welcker einig in der Bekämpfung des Ministeriums von Blittersdorff, so änderte sich dies in der Haltung dem Ministerium Bekk-Dusch gegenüber. Diese spaltete die Opposition, die nach den Neuwahlen gestärkt und kampfeslustiger zurückkam, die so lange gemeinsam gekämpft hatte, endgültig. An der Frage, ob konstitutionelle Monarchie oder Republik, schieden sich die Geister. Die konst. Liberalen versagten sich der Regierung nicht und unterstützten deren Reformprogramm, die Linken aber (Hecker, Struve, Brentano usw.) fanden keinen Weg mehr zu einer Regierungsform, die in ihren Augen total versagt hatte.

Dies ist nun die Stelle, wo auf den Einfluß Gustav von Struves auf Hecker wenigstens mit einem Wort eingegangen werden muß, denn ohne Zweifel war Struve Gehilfe des Heckerschen Schicksals und trug zu dessen fortschreitender Radikalisierung wesentlich

bei. Er machte, wenn man so will, aus dem Radikalen einen Revolutionär. Struve und Hecker bildeten ein Tandem der Gegensätze: körperlich, geistig, in der Wirkung auf andere. Während Struve trocken, grüblerisch, Theoretiker und ein schlechter Redner war, lag Hecker Kampf mehr als Reflexion, die Nutzung des Augenblicks mehr als die Vorbereitung. Schon in der äußeren Erscheinung waren die Männer grundverschieden. Hier der kraftvolle Hecker, dort Struve mit dem „gelbgalligen Kalmückengesicht“, wie Hans Blum, der Sohn des in Wien erschossenen Robert Blum, übertrieben und böse sagte. Hier der Systematiker Struve, der den unbekümmerten Hecker mit seiner Wirkung auf das Volk als Umsetzer der sozialistischen, revolutionären Ideen in die politische Praxis brauchte. Denker, Ideologe hier, ausführender Arm da, das wäre zu viel gesagt, damit würde man der geistigen Potenz Heckers sicher Unrecht tun. Aber ebenso sicher

Friedrich Hecker

Reproduktion mit freundl. Genehmigung des Bad. Generallandesarchivs Karlsruhe.



ist, daß nach dem Tode Sands, der Hecker persönlich und politisch hart traf, kaum jemand mehr da war, außer vielleicht Itzstein, der den Feuerkopf bremsen und in geordneten Bahnen halten konnte. Struve tat nichts dergleichen, er war die im Hintergrund stets gegenwärtige, treibende Kraft und Hecker, das muß der Ehrlichkeit wegen gesagt werden, in Freundschaft zugetan. Fanatiker waren beide, jeder auf seine Weise.

Die Ereignisse schritten nun schnell voran, sie spitzten sich in beinahe lawinenartiger Geschwindigkeit zu. Die Offenburger Versammlung vom September 1847, mit von Hecker einberufen, verlangte die Wiederherstellung und Weiterentwicklung der Verfassung, ein zentrales Problem der Opposition. Die Märzstürme 1848 brausten über das Land und verursachten die ersten politischen Erfolge. Heckers große Stunde schlug am 1. März 1848, als der Petitionssturm der badischen Städte an die Türen der II. Kammer brandete. Im vollen politischen Temperament formulierte er die alten liberalen Forderungen und verlangte deren sofortige Annahme durch die Kammer, so die Gunst der Stunde nutzend. Es folgte die Offenburger Versammlung vom 19. März 1848, welche die Bildung der Volksvereine brachte und damit ein schlagkräftiges Instrument der radikalen Linken schuf. Hecker wurde ihr Obmann. Dies war im Grunde eine durchaus revolutionäre Versammlung, an der Spitze standen Republikaner. Aber noch erschien Hecker eine „Schilderhebung“ verfrüht, noch schien ihm die Zeit nicht ganz reif und noch setzte er große Hoffnungen auf das sich auf Einladung des Heidelberger Siebener-Ausschusses bildende Vorparlament, in das er und Struve einzogen. Aber welches politisch bunte Bild boten die 511 Männer! Tiefe Enttäuschung gerade unter den Demokraten und Republikanern, wenn sie mit gemischten Gefühlen auf die vielen Professoren und auf die vielen Stützen vormärzlicher Staatsmacht blickten. Struve ging die Sache rücksichtslos an. In 15 Punkten forderte er

nicht weniger als die Errichtung einer deutschen Republik. Die radikale „Bombe“ ging hoch und versetzte die würdige Versammlung in Angst und Schrecken. Der Antrag Struves wurde natürlich abgelehnt, ebenso der von Hecker, welcher die Permanenz des Vorparlamentes beinhaltete. Hecker wollte haben, daß das Vorparlament beisammen bleiben sollte, um bis zum Zusammentritt einer Nationalversammlung die Leitung der deutschen Bewegung in der Hand zu behalten. Es ist hier nicht der Ort, die Arbeit des Vorparlamentes zu qualifizieren, aber was sich da an Phrasendrescherei und Phantastereien bezüglich des „Deutschen Vaterland“ tat, war schon enorm. „Gegen all diese rosafarbene Träumerei konnten Heckers schneidende Beredsamkeit, Struves kalte Logik, Blums warnende Stimme nicht mehr aufkommen.“ (Blos, a. a. O. S. 180.) Mit 79 Gesinnungsgenossen traten Struve und Hecker maßlos enttäuscht aus dem Vorparlament aus. Ob das klug war, mag dahingestellt bleiben, denn später durften die Ausgetretenen nicht wieder eintreten.

Nach der Rückkehr aus Frankfurt häuften sich bei Hecker Briefe, Aufmunterungen, Deputationen, die zum Losschlagen aufforderten. Hinzu kam, daß sich Hecker persönlich nicht mehr sicher fühlte. Schon nach der Volksversammlung im September 1847 in Offenburg waren gegen die Anführer Verfahren angestrengt worden. Die Unsicherheit vermehrte sich, als Joseph Fickler, der radikale Führer des Seekreises, von wo der Aufstand losbrechen sollte, der große Agitator in seinen „Seenblättern“, von Karl Mathy auf dem Bahnhof zu Karlsruhe verhaftet wurde. Diese Verhaftung Ficklers war ein schwerer Schlag für Hecker, und er schloß weiter daraus, daß er selbst nun das nächste Opfer sein würde. Er fuhr am 9. April von Mannheim ab und erreichte — vorsichtigerweise auf der elsässischen und Schweizer Seite reisend — Konstanz, wo alle anderen führenden Revolutionäre schon versammelt waren. Was nun folgte, ist bekannt: die „Schilderhebung der



Hecker auf der Scheideck

Reproduktion mit freundl. Genehmigung des Bad. Generallandesarchivs Karlsruhe

deutschen Republik“, der Heckerputsch. Dieses Unternehmen zeigt eine Seite Heckers ganz deutlich, nämlich, daß er immer glaubte, was er wünschte. Häusser bemerkte dazu ganz richtig: „Wenn Hecker das Volk aufforderte, ihm zu folgen, wenn er es zur Hilfe rufe, so gehört eben wieder die ganze Illusion der Hecker’schen Individualität dazu, um aus dem Beifallruf vieler Tausende die bewaffnete und tätige Hilfe vieler Tausende von bereitwilligen Kämpfern zu schließen. Die unermeßliche Mehrzahl dachte nicht daran, daß ein solcher Ruf zum Streite einem republikanischen Putsch gelte ...“ (Häusser, a. a. O. S. 121.) Und er fügt hinzu, daß die Frage, welche Form Deutschland in Zukunft haben solle, nicht in einem südwestlichen Winkel Deutschlands entschieden werden könne. Bewundernswert bleibt aber der Mut Heckers und sein unerschütterlicher

Optimismus. Und so führte ihn sein Weg im zwangsläufigen und unentrinnbaren Ablauf auf die Scheideck, wo die hessischen und badischen Soldaten am 20. April 1848 den Traum von der Republik wie eine Seifenblase platzen ließen und Hecker zwangen, seine Heimat für immer zu verlassen und in der Schweiz, in Muttenz bei Basel, Zuflucht zu suchen. Damit verschwindet Hecker von der badischen politischen Bühne, er hat sie nie mehr betreten. Merkwürdigerweise hat das Gefecht bei Kandern die magische Kraft von Heckers Namen nicht zerstört. Im Gegenteil, der Heckernimbus nahm immer mehr zu, und der geschlagene Revolutionär wurde zum „Abgott des Volkes: er sei der aus dem Kyffhäuser gekommene Kaiser Rotbart, eines Tages werde er wieder erscheinen, wie ein Messias, sagten die Bauern ...“ (Valentin, a. a. O. II. S. 170.)

3. In der Schweiz und in den USA

Die Schweiz wurde zum Asyl der geschlagenen Revolutionäre aus dem badischen Aufstand. Diese wurden trotz des Einspruchs der bad. Regierung und der Nationalversammlung von den Schweizer Behörden an der Grenze geduldet und bildeten so eine permanente Gefahr. Hecker blieb nicht untätig und versuchte durch Drohungen gegen die Nationalversammlung, die Aufregung wach zu halten. Er war — und das ist erstaunlich — für Tiengen in die Nationalversammlung gewählt worden und wollte trotz seines Aufstandes seinen Sitz einnehmen. Auch dieser Wunsch ging mit den Realitäten nicht zusammen. Heckers Aufnahme wurde abgelehnt, die Nationalversammlung konnte und wollte ihn nicht amnestieren. Auch in einer Ersatzwahl wählten ihn die Tiengener noch einmal vergeblich. Das machte Hecker vollends zum Märtyrer im Auge des Volkes.

Auch Heckers Zeitung, der „Volksfreund“ kam massenhaft nach Baden, und man griff gern nach „der gepfefferten Speise.“ Er persönlich litt in Muttenz keine Not, seine Popularität bewahrte ihn davor. Immer wieder erhielt er erhebliche Geldsendungen, im Gegensatz zu vielen seiner Freunde, denen es nicht so gut ging. Zu Hunderten pilgerten Gesinnungsfreunde aus Baden und dem übrigen Deutschland nach Muttenz, das zum Mekka der Republikaner wurde. Aber die Einigkeit der Flüchtlinge selbst bekam Risse. Der Gegensatz Hecker—Struve, vom gemeinsamen Wollen der Erzwingung der Republik überdeckt, brach nun auf. Auch mit dem radikalen Heinzen, ebenfalls ein führender Kopf, brach Hecker. Er war ein schlechter Verlierer, auch das war eine seiner Charaktereigenschaften, verlegte sich aufs Verdächtigen und Schimpfen und wurde bitter. Eine eigene Schuld sah Hecker nicht. Viele seiner einstigen Freunde, auch Struve, schwenkten ab, und er wurde von den Gesinnungsgenossen als Leiter neuer Unternehmungen nicht mehr vorgesehen. Die Zeit

überholte ihn. Als Hecker in Straßburg die dortigen Freischaren inspizieren wollte, mußte er die Stadt binnen 24 Stunden verlassen. Die Schwierigkeiten und Enttäuschungen häuften sich, und da faßte er den raschen Entschluß, allem aus dem Wege zu gehen und in die USA auszuwandern. Auch das ist Hecker!

Niemand konnte ihn abhalten, selbst der alte Itzstein nicht. Nachdem er seine Rechtfertigungsschrift „Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848“ verfaßt hatte, verließ er Straßburg und schiffte sich am 20. September in Southampton nach den USA ein. In seinem Aufruf vor seinem Abschied vom deutschen Volke hieß es: „Wir standen auf, und wir unterlagen, weil bei dem Volke der Mut zur Tat nicht dem Mut des Wortes gleich kam . . . helfen kann nur die gewaltige Tat, die revolutionäre Volkstat, nicht das Hoffen und Harren, nicht papierene Adressen und Petitionen, nicht Festschmäuse und Toaste, nicht das Singen von Heckerliedern und anderen Gesängen . . . Ja, ich will diese Reise unternehmen zu jenem gewaltigen Bürgervolke, welches den Völkern der alten Welt zuerst das Licht der Freiheit angezündet und der republikanischen Freiheit die Weltherrschaft sichern wird, ich will nicht in verzehrender Untätigkeit oder eitler Projektmacherei an den Grenzen Deutschlands müßig liegen und zerrütten an Geist und Leib, kein verkommener und verkommener Flüchtling sein oder werden. Ich will mit eigenen Augen sehen und erforschen die Einrichtung jenes größten und freiesten aller Völker, ich will und hoffe dorten tätig sein und wirken zu können für das Land, aus welchem wir republikanischen Flüchtlinge ausgestoßen liegen im Exil . . . Sie werde, die deutsche Republik!“ (Blum, a. a. O., vor S. 241.)

Friedrich Hecker kaufte sich in der Gegend von St. Louis in der Nähe von Belleville im Staate Illinois eine Präriefarm, die er fleißig bewirtschaftete. Er und alle die Auswanderer, die sich dort dem Ackerbau widmeten,

betrachteten St. Louis als ihre Metropole und bildeten einen starken und einflußreichen Bevölkerungsteil. Sie entfalteten eine unermüdliche Tätigkeit, um Geld zusammenzubringen. Hecker selbst hielt viele Versammlungen ab. Konzerte und Basare wurden veranstaltet, republikanische Arbeitsausschüsse gebildet, um der deutschen Volksbewegung zu helfen. Mit nie erlahmendem Interesse verfolgte Hecker die Vorgänge in der Heimat. Als es 1849 tatsächlich ernst wurde in Baden und man wirklich von Revolution sprechen konnte, rief die provisorische badische Regierung Hecker zurück. Aber als er mit einer Anzahl amerikanischer Offiziere in Straßburg ankam, war auch dieser Traum von der Republik zerronnen. Mit welchen Gefühlen muß Hecker in die neue Heimat zurückgekehrt sein! Aber auch dort gab es für den alten Revolutionär noch einmal eine große Zeit, der amerikanische Bürgerkrieg brachte ihn erneut in Erinnerung. Keine Frage, daß die deutschen Republikaner sofort Partei waren. Im Kampf gegen die Südstaaten und die Sklaverei führte Hecker dem General Fremont ein Regiment zu, wie ein Magnet hatte sein Name die Männer angezogen. Wie gewohnt, schlug er sich persönlich tapfer, an Mut hat es ihm nie gefehlt, und er wurde in einem der ersten Gefechte verwundet. Aber Hecker besaß keine Eignung zum Kommandeur. Er, der selbst nie gehorchen gelernt hatte, war nicht in der Lage, die Männer militärisch zu führen. Mit seinem Temperament und oft cholericem, kantigem Wesen war er ein schwieriger Vorgesetzter und ein unangenehmer Untergebener. In seinem Regiment brach eine Meuterei aus, und es mußte 1861 aufgelöst werden. Später stand Hecker noch einmal als Oberst an der Spitze einer Brigade. Auch da bekam er solche Schwierigkeiten, daß er das Kommando niederlegte und sich auf seine Farm zurückzog. Dort besuchte ihn auch Carl Schurz, der in seinen Erinnerungen erzählt, in welcher Verfassung er den kranken und übellaunigen Hecker antraf: „Hecker saß auf

einem niedrigen, mit einem Büffelfell bedeckten Ruhebett. „Hallo“, rief er mit heiserer Stimme, „da sind Sie endlich! Was in aller Welt führt Sie in dies verdammte Land?“ „Finden Sie wirklich dieses Land so schlimm?“ fragte ich. „Nein, nein, es ist kein schlechtes Land“, sagte er, „es ist gut genug, aber der Teufel hole das Wechselfieber! Sehen Sie mich nur an.“ Damit stand er auf und fuhr fort, in den heftigsten Ausdrücken über das Wechselfieber zu schimpfen. Und wirklich, als er so dastand, ein Mann nur wenig über Vierzig, bot er einen kläglichen Anblick. Als junger Advokat in Mannheim und als Abgeordneter . . . hatte er sich durch die Eleganz seiner Kleidung ausgezeichnet. Jetzt trug er ein grauwollenes Hemd, lose, abgetragene Beinkleider und ein Paar alte Filzpantoffeln. Frau Hecker, die meine erstaunten Blicke beobachtete, flüsterte mir mit einem Seufzer zu: „Seit wir hier leben, kann ich ihn nicht mehr dazu bewegen, etwas auf sein Äußeres zu geben.“ Ich hatte immer gehört, daß Hecker ein schöner Mann sei. Er hätte es noch sein können mit seiner Adler Nase, seinen klaren, blauen Augen, den feingeschnittenen Zügen und seinem blonden Haar und Bart. Aber jetzt sah sein Gesicht eingefallen, blaß und müde aus; sein einst so elastischer Körper war wie gebrochen, als ob er sich kaum noch aufrecht halten könne. „Ach“, sagte er, „Sie sehen, was aus einem alten Revolutionär werden kann, wenn er von Chinipillen leben muß.“ Weiter heißt es in dem Bericht: „Ich wurde eingeladen, zum Mittagessen zu bleiben, was ich gern annahm. Es war eine sehr einfache aber gute Farmersmahlzeit. Frau Hecker hatte sie zubereitet und half auch bei der Aufwartung. Zwei ziemlich rauh aussehende Männer in Hemdsärmeln, die Farmarbeiter, saßen mit uns bei Tisch. Das war, wie Hecker mich belehrte, die Regel des Hauses. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, sagte er. Aber diese Brüderlichkeit verhindert ihn nicht daran, nach Tisch, in meiner Gegenwart, einen der Arbeiter, der auf irgendeine Weise

sein Mißfallen erregt hatte, derartig abzukanzeln, mit einer solchen Geläufigkeit und solchem Reichtum an Kraftausdrücken, wie ich es kaum für möglich gehalten, hätte ich es nicht selbst gehört.“ (Schurz, a.a.O. S. 317/318). Das war nun auch wieder Hecker. Die Brüderlichkeit gelang ihm auf seiner Farm scheinbar nicht immer.

Aber Hecker blieb weiterhin ein scharfer Beobachter der Entwicklung in Deutschland. Als nach dem Kriege 1870/71 das Kaiserreich gegründet wurde, hielt er in St. Louis eine begeisterte Festrede. Diese Begeisterung, die von Hecker spontan Besitz ergriffen hatte, sollte bald vergehen. 1873 besuchte er wieder Deutschland, 25 Jahre nach seiner Auswanderung, mit Jubel von den Demokraten empfangen. Hecker, gewohnt scharf zu beobachten, gefiel an dem neuen Reiche manches nicht, und bald machte er in der Manier des früheren Volksredners aus seinem Herzen keine Mördergrube. Seine alte Liberalität und Freisinnigkeit brachen durch. Die oft vorgebrachte Meinung, Hecker sei vor allem deshalb mit dem Reich unzufrieden gewesen und habe nach seiner Rückkehr in die USA deshalb so scharfe Kritik geübt, weil er keinen Anteil an dessen Entstehung hatte, wird sich wohl kaum halten können. Das wäre zu klein von ihm gedacht, und er selbst hatte nicht mehr daran gedacht, aktiv in die deutsche Politik eingreifen zu können. Sicher ist natürlich auch, daß das Kaiserreich seinem Ideal von der „roten“ Republik keinesfalls entsprach, das Werden des Reiches hatte sich nicht auf seinem Wege vollzogen.

Hecker ist in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr besonders hervorgetreten. Er besaß viele Freunde und genoß hohes Ansehen nicht nur bei den Deutschen in Amerika. Er gehörte in Amerika zu den besten Vertretern des Deutschtums und war ein nie erlahmender Verfechter geistiger Freiheit. Seine „Reden und Vorlesungen“ geben ein Bild seiner Bemühungen um Freiheit und Recht. Freiheit und Gleichheit waren für ihn

niemals Schlagworte, sondern Ideale, für die er sich ein Leben lang mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt hat. Am 24. März 1881 setzte der Tod den Schlußpunkt hinter sein von Unruhe, vielen Hoffnungen, vielen Enttäuschungen, Kampf und Arbeit geprägtes Leben. Ein Denkmal hält heute noch in St. Louis sein Andenken wach.

4. Versuch der Zusammenfassung

Charakter und Wesen eines Menschen zu ergründen, ist ein schwieriges Unterfangen. Ihn einfach nach Plus und Minus einzuteilen, kann der Vielschichtigkeit eines Menschen nicht Rechnung tragen. Und doch muß dies in unserem Fall geschehen, um nach all dem Gesagten, die Person Friedrich Heckers einer — wenn auch lückenhaften — Wertung zu unterziehen und die Frage nach seiner ungeheueren Beliebtheit zu beantworten.

Zunächst sollen seine „Schattenseiten“ festgestellt werden. Hecker war ein Mann, der mit wenig Geduld ausgestattet war. Er brachte sie nicht auf zum Vorbereiten und Überlegen, und so ging ihm politisch manches durcheinander. Der Augenblick hatte deshalb sein Vertrauen, jeder Kampf war ihm willkommen. Hecker glaubte an seine Berufung, wenn er auch wohl kaum sich tiefere Gedanken darüber machte, wohin er ging. Das Vorwärtstürmen schloß Reflexionen aus, und es ist wohl sicher, daß im Falle eines Erfolges ihn andere, kühlere Politiker ausgespielt hätten. Er war ein guter Jurist, das ist unbestritten. Ansonsten hatte er viel gelesen, ohne zu ruhiger Besinnung und Klärung der eigenen Ansichten zu kommen. Es fehlte ihm das umfassende Wissen. Auch in dieser Beziehung ist also ein Manko festzustellen, das für eine hohe politische Stellung hinderlich gewesen wäre. Ein Staatsmann wäre Hecker wohl nie geworden. Hecker war weiterhin ein Mann mit Launen und einem gehörigen Eigensinn, den man nicht ungestraft reizen durfte. In seinen Anfangsjahren als Glückskind verwöhnt, ertrug er

schwer Kritik und war überhaupt kein Freund von „Parteidisziplin.“ Er war, wer es verstand, leicht bei seiner Eitelkeit zu fassen. Wenige, außer Sander und v. Itzstein mit seiner überlegenen Ruhe, konnten mit Hecker gut fertig werden, geschweige ihn lenken. So schoß sein politisches Ungestüm oft zügellos dahin und oft weit über das Ziel hinaus. Sein Zorn loderte schnell auf. Dies machte ihn selbst in den Reihen der Opposition zu einem unbequemen Mann. Ob man seine Art, in einem deftigen Kraftdeutsch seine Gedanken zu äußern, Fraktur zu reden und zu schreiben ihm anlasten soll, ist zweifelhaft. Dies kann genau so gut zu seinen Pluspunkten zählen, was noch zu beweisen ist. Die ganze Anlage seiner Persönlichkeit zeigt einen nach außen rauhen Mann mit starker innerer Sensibilität und leicht verletzlich. Ein Mann, der an hohe Ideale glaubte, den Realitäten nicht den gebührenden Stellenwert zumaß und so oft zu einem Illusionisten wurde.

Die vielen guten Eigenschaften Heckers, die ihn zum Volksmann werden ließen, sind leicht anzuführen: Prachtvolle, männliche Schönheit, kraftvolle Erscheinung mit einer faszinierenden Wirkung auf die Menge. Ein Mann mit Selbstgefühl, erfüllt mit Lebenshunger, ein geborener Führer, ein geborener Held. Eine blendende Figur mit unbekümmerter Wucht und mit dem Glauben an das Wunder in außerordentlichen Zeiten. Hecker, ein Mann, der stürmisch, schlagfertig, frisch und gewandt auf seine Gegner losfuhr. Ein Mann, der sich treu und opferfreudig an die Dinge hingab, die ihm teuer waren. Die Tiefe seines Gemütes und seiner Leidenschaft verliehen seinen öffentlichen Reden einen hinreißenden Schwung, der durch die kraftvolle Sprache unterstützt wurde. Hecker, ein Mann ohne Falsch, ein treuer und ehrlicher Freund, ein Mann, in dem sich wohl ein Rest jugendlicher Abenteuerlust erhalten hatte. Heinrich Laube, der Hecker gut gekannt hat und dessen Urteil gültig ist, sagt von ihm: „Ganz anders (als Struve, Anm.



Dr. Friedrich Hecker am 20. April 1848

Reproduktion mit freundl. Genehmigung des Heimatmuseums Kändern.

d. Verf.) ist Hecker, und dem Volke, dem sinnlichen näher. Das ist ein Fleischesser und ein vollsaftiger, gesunder Mensch, wenn er auftritt und sein langes braunes Haar aus dem Gesicht schüttelt und mit einer kräftigen Baritonstimme zu reden beginnt. Man spürt es sofort, daß hier einer redet, der nicht aus der Schreibstube, nicht vom Studium des Contrat social herkommt, sondern aus dem Kreise rüstiger Leute, welche eine tüchtige Veränderung wollen im Staatsleben ... Er begründet viel mehr im Vorübergehen sein Bedürfnis nach Bewegung und Wechsel, als daß er sein System begründen wollte. Sein Angriff ist poetisch und nicht eigentlich sozialistisch; er stammt aus der ganzen menschlichen Regung, nicht aber aus den unabweislichen Bedingungen einer Lehre. Man sieht voraus, daß dieser Mann des ungestümen Kampfes leicht genötigt werden

könnte, nach errungenem Sieg gegen seine systematischen Genossen aufzutreten, weil er Freiheit und nicht System will, weil er oberflächlich im Constituieren und nachsichtig gegen sich und andere im Leben sein würde. Er erscheint gutmütiger, sorgloser, mit einem Worte studentischer. An den Studenten erinnert er ganz und gar, wie lange er auch schon in der badischen Kammer sitzt; und daraus erklärt sich, abgesehen von allem übrigen, seine ermunternde Einwirkung auf die jungen Männer des westlichen Deutschlands.“ (Laube, a. a. o. S. 23/24.) Mit Veit Valentin sollen die Stimmen aus der maßgebenden Literatur abgeschlossen sein: „Hecker war ein Illusionist, aber er war sehr mutig; er war ein sozialrevolutionärer Träumer, er arbeitete nur mit anständigen Mitteln, beinahe mit zu anständigen. Er lehnte jeden Terror ab, tat nichts gegen notorische Spione, verhandelte mit allen Beamten gültlich und friedlich, litt unter Geldmangel und wußte sich nicht zu helfen, befahl, nur gegen Barzahlung von der Bevölkerung etwas zu nehmen, ließ gefangene Soldaten samt ihren Pferden großmütig wieder frei und hoffte durch all das die Herzen zu gewinnen. Es war ja seine Eigentümlichkeit, Anhänger und nun gar begeisterte Frauen und Mädchen, die mehr für seine Sache übrig hatten wie die Männer, schlechter zu behandeln als Gegner. Er war eben doch kein Räuberhauptmann, er war kein blutiger, sondern ein humaner Revolutionär — er war im Grunde nicht viel mehr als ein Rechtsanwalt mit einem goldenen Herzen und einem langen Bart.“ (Valentin, a. a. O. S. 496.)

Ein Gesichtspunkt muß abschließend noch hinzugefügt werden. Eine Natur wie Hecker mußte in einer Welt des Spießertums doppelt wirksam werden. Sich entwickelnd in der Welt des Biedermeier, wo dem Bürger das Denken und Reden abgewöhnt und abgenommen wurde und die ihn im häuslichen Bereich festband, mußte ein Mann wie Hecker weite Beachtung finden. Da war ein Kerl, der in genialischen Reden, zündenden

Einfällen, in beinahe barocker Art der verhaßten Bürokratie an den Hals fuhr. Das Volk spürte Heckers redlichen Willen im Kampf um die Freiheit. Man konnte sich mit ihm identifizieren. Kurzum, er war ein Mann, zu dem man aufsah, von dem man die große Wende erwartete. Als die Reaktion Hecker zu Fall brachte, blieb mit ihm noch Jahrzehnte der Traum von der Republik unauflöslich verknüpft. Freiheit und die alten Forderungen des Volkes bildeten im Bewußtsein der Bürger mit Hecker eine Einheit. Und so lange diese Forderungen nicht erfüllt waren, blieb Hecker das Symbol der Hoffnung und damit lebendig. Realpolitisch aber ging der Stern Heckers mit dem sterbenden Biedermeier unter.

5. Die Heckerlieder

Wenn man die Literatur der Revolutionsjahre 1848/49 überblickt, wird einem rasch bewußt, in welchem hohem Maße die Bürger propagandistisch unter Druck gesetzt wurden. Es gab eine Unmenge Beschlüsse, Forderungen, Aufrufe, politische und satirische Lieder, welche mittels Flugblätter unter das Volk gebracht wurden. Und es sind besonders die Heckerlieder, welche den Gang der Ereignisse begleitet haben und mit Vorliebe gesungen wurden. Sie sind zum einen Gradmesser der Popularität Friedrich Heckers geworden, zum andern freilich auch Beweise für sich wandelnde Gesinnungen, vielleicht unter dem Druck der äußeren Verhältnisse, und der Weg von den Hoffnungen, die man an Hecker knüpfte, bis zum Spott und zur Satire wegen des mißlungenen Putsches war nicht weit. Es besteht also ein gravierender Unterschied zwischen den Liedern vor und während der Revolution und denjenigen, die nach deren Scheitern erschienen sind. Den Liedern, welche vor Heckers Fall gemacht worden sind, eignet das für jene Zeit charakteristische hohe Pathos, sie sind ernst und feierlich, aber auch sie lassen die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit erken-

nen. Viele Lieder jener Zeit sind ausgesprochene Agitationsgedichte. Sie wendeten sich direkt an das Volk und erzielten eine enorme Wirksamkeit. Die Lieder, die man nach dem Scheitern des Putsches verfaßte, nahmen die erfolglosen Revolutionäre aufs Korn, machten sie lächerlich und sind voll des Spottes. Das geht hin bis zu den Kinderversen. Die nun folgende Auswahl an Heckerliedern erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Das Gedicht „An den edlen Volksfreund Hecker“ ist der Schwur, Hecker in den Kampf zu folgen und der bedingungslosen Treue.

An den edlen Volksfreund Hecker (Meld: Der Freiheit eine Gasse)

*Du edler Volksfreund, wackerer Mann,
Du Stolz der deutschen Gauen,
Führ Du uns jetzt zum Kampfe an,
Daß wir die Freiheit schauen.
Wir folgen kühn und mutig Dir,
Geschart um unsre Fahnen:
Tod oder Freiheit! rufen wir,
Ganz würdig unsrer Ahnen.*

*Zum Kampf, ihr Männer, seid gerüst't,
Die Freiheit zu erringen!
Zeigt, wer derselben würdig ist,
Ob ihr das Schwert könnt schwingen.
Die Zeit der Bitten ist vorbei,
Dadurch ward nichts gewonnen,
Mit Lanzen, Schwertern und mit Blei
Werd' ernst der Kampf begonnen.*

*Wir schwören Dir mit Gut und Blut,
Vom Kampf nicht abzulassen,
Bis daß die ganze Herrscherbrut
Die Throne hat verlassen.
Dann rufen wir: es lebe hoch
Die deutsche Republik!
In Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft
Liegt nur des Deutschen Glück.*

Das für Hecker schicksalhafte Treffen bei Kandern am 20. April 1848 wurde in einan-

der ähnlichen, aber doch verschiedenen Versionen besungen. Das von Glock (a.a.O. Nr. 84, aus Riedlingen) mitgeteilte Lied stehe als Beispiel dafür, wie sich das Heckerbild nach dessen Niederlage in der Sicht der beteiligten Soldaten bietet. Hier wird schon genug Hohn und Spott auf ihn gehäuft.

Das Treffen bei Kandern

*Hört' Leute, was ich euch erzähl',
Vom Hecker, dem Räuber, dem meineid'gen
Kerl.*

*Als Hecker ist kommen in Schwarzwald
hinein,
Der Kaiser von Deutschland, das wollt' er
gleich sein.*

*Den Szepter, die Kron, das hätt' er gern g'habt,
Da haben's die Soldaten ihn gleich halt ertappt.*

*Den Zweck zu erreichen schickt' er sein'
Adjutant,
Der gab als Verräter dem General die Hand.*

*Als Hecker ist kommen zu seiner freien Rott,
Da schossen die Lumpen den General tot.*

*Da kamens die Hessen und Nassauer in Wut,
Sie kämpften wie die Löwen, das Blut fließen
tut.*

*Da liefen die Freischärler alsbald in die Flucht,
Und sie warfen die Gewehre hinein in die
Schlucht.*

*Gelt Hecker, gelt Hecker, das Blatt hat sich
g'wendt,
Du hast dir bei Kandern den Schnurren
verbrennt.*

*Den Schnurren verbrennt und die Sensen
verlor'n,
Gelt Hecker, gelt Hecker, dich haben sie
geschor'n.*

*Ihr Fürsten, Herr Kaiser, mit dem Hecker ist's
aus!*

*Was kriegen wir Soldaten, wann wir kommen
nach Haus?*

*Wir haben gestritten fürs deutsche Parlament,
Für des Vaterlands Ehren, von vielen ver-
kennt.*

Nach Heckers Flucht in die Schweiz nach Muttenz bei Basel widmete ihm Georg Herwegh, die „eiserne Lerche“, der ihm mit seiner deutsch-französischen Legion zu Hilfe gekommen und bei Dossenbach entscheidend geschlagen worden war, ein Lied, das Hecker hymnisch verherrlicht, ihm ein Denkmal setzt, aber aus dem auch die Bitterkeit des Verlierens spricht. (Nach Lautenschlager a. a. O.)

Hecker

*Im Frieden deines Muttens
Die große Seele Huttens,
Sie möge mit dir sein!
Wie er des Volkes Wecker,
So stehst du, o Hecker,
Verlassen und allein.*

*Die Stunde war gekommen,
Du hast das Schwert genommen,
Du hast's gewagt, gewagt!
Im Dunkel ihrer Tannen
Die träumenden Alemannen
Zornsprühend aufgejagt.*

*Heiß lag das Rächereisen,
In Frankfurt unsre Weisen,
Sie schmiedeten es nicht;
Sie schwankten, die Verzagten,
Sie tagten, ach! und tagten,
Und nirgends ward es Licht.*

*Da kamen deine Schützen
Und warfen ihre Mützen
Und rüttelten den Thron;
Du Herrlicher, du Treuer,
Wie glühst du vom Feuer
Der Revolution!*

*Die Menge staunt' und hörte,
Sie jubelte und schwörte;
O wunder-wunderbar!
Du führtest mutig weiter
Das Fähnlein deiner Streiter
Entgegen der Gefahr.*

*Doch als dich in den Bergen
die königlichen Schergen
Erdrückt in einer Schlacht;
Da ist der Schwarm zerstoßen,
Um Gott, den Herrn, zu loben,
Der alles wohlgemacht.*

Schließlich kam Heckers Auswanderung nach Amerika. Das war ein Ereignis, das in Deutschland einen ungeheuren Widerhall fand, und viele hegten die Hoffnung, daß Hecker einst, wenn die Zeit reif sei, wiederkommen würde. Das Gedicht H. Sulzers ist ein Stimmungsbild des September 1848. Es ist voll Zuversicht und Hoffnung auf eine bessere Zukunft, welche die Einheit bringen wird.

Abschied an Friedrich Hecker

*bei seiner Überfahrt nach Nordamerika im
September 1848*

*Leb', Hecker, wohl! ach, bitter sind die Worte
Für Deiner wahren Freunde blutend Herz;
Du suchst Ruh' an einem fernen Orte
Und uns nur bleibt der gramgefüllte Schmerz.
Die wahren Freunde werden um Dich trauern,
Denn Volksverrath hat uns allein getrennt;
Doch sind Verräther stets nur zu bedauern,
Denn auf der Seele sie der Treubruch brennt.*

*Was bleibt uns nun, wenn Du Dich uns
entziehst,
Da Du allein der Hoffnung Anker bist,
Wenn Du dem feinen Preußen-Netz
entfliehst,
Das uns umgarnet mit Trug und falscher List?
Doch gilt es noch, die Zeit ist nicht vorüber,
Noch geht die Sonne ihren alten Lauf,*

*Ist sie am Abend manchmal etwas trüber,
Geht sie am Morgen dennoch glänzend auf.*

*Der Irokesen Pfeile sind vergiftet,
Die Mingo's lauern schlau auf ihren Feind,
Doch was die Natternbrut bei uns gestiftet,
Ist selbst der Wilde Dir ein bess'rer Freund.
Dich wollt'n sie an's Marterkreuz schlagen,
Weil Du die Wahrheit frei gestellt an's Licht;
Du sollst für sie die Last des Kreuzes tragen,
Weil Kraft und Mut am rechten Ort gebracht.*

*Doch nur Geduld, schon fängt es an zu gähren,
Die Reaction gräbt selber sich ihr Grab;
Der Preußen-König will es nicht gewähren,
Will Deutschlands Ruhm nun brechen seinen Stab;
Der Däne sieht so lüstern nach dem Lande,
Wofür der Deutsche setzt sein Leben ein;
Hoch lebe Holstein an der Ostsee Strande!
Dies schwören deutsche Völker im Verein.*

*Trotz Russen, die die Grenze stark umliegen,
Die gerne seh'n, wenn Deutschland untergeht,
Doch deutsche Völker sind nicht zu besiegen:
Dein Name golden in dem Banner steht;
Ein jeder kämpft dann mit jenem Muthe,
Den Du dem deutschen Volke trugst voran;
Das Schlachtfeld sei gefärbt mit unserm Blute,
Wir stehen fest, ein Jeder, Mann für Mann.*

*Nun lebe wohl, dies wünschen Deine Freunde,
Sei glücklich auf der Wellen leichtem Tand;
Wir stehen fest trotz jenem preuß'schen Feinde;
Denn jener steht schon an des Abgrunds Rand;
D'rum nimm die süße Hoffnung mit hinüber,
Nimm sie mit hin nach Nordamerika:
Bald sind vereint die treuen deutschen Brüder,
Dann, lieber Hecker, dann sei wieder da!
(Blum, a. a. O.)*

Ganz anders in Form und Ton ist ein Heckerlied, das bald nach der Auswanderung Heckers entstanden sein muß. Das ist reinste Agitation und Demagogie, hier heiligt der Zweck alle Mittel. Die Verse sind Schlagzei-

len, und die eingängigen Refrains erhöhen die Wirkung des Gedichtes. Nach Ästhetik wird hier nicht gefragt.

Das Heckerlied

*Wenn die Roten fragen,
Lebt der Hecker noch,
Sollt ihr ihnen sagen,
Ja, er lebet noch.
Er hängt an keinem Baume,
Er hängt an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Der roten Republik.*

*Gebet nur, ihr Großen,
Euren Purpur her,
Das gibt rote Hosen
Für der Freiheit Heer.
Ja 33 Jahre
Währt die Sauerei.
Wir sind keine Knechte,
Wir sind alle frei.*

*Wenn in Flammen stehen
Kirche, Schul und Staat,
Kasernen untergehen,
Dann blüht unsere Saat.
Ja 33 Jahre
Währt die Knechtschaft schon,
Nieder mit den Hunden
Von der Reaktion!*

*An den Darm der Pfaffen
Hängt den Edelmann,
Laßt ihn dran erschlaffen,
Hängt ihn drauf und dran.
Ja 33 Jahre usw.*

*Schmiert die Guillotine
Mit Tyrannenfett,
Reißt die Konkubine
Aus des Pfaffen Bett.
Ja 33 Jahre usw.*

*Fürstenblut muß fließen,
Fließen stiefeldick,*

*Und daraus ersprießen
Die rote Republik.
Ja 33 Jahre usw.
(Dreßen, a. a. O. S. 56/57)*

Das nun folgende Lied war sehr beliebt und weit bekannt und wurde allenthalben gesungen. Landauf, landab war es ein Dorn im Auge der Polizei, denn sie mußte denen nachjagen, welche dieses „staatsgefährliche“ Lied sangen. Glock hat es aufgezeichnet, wie er es in Sinsheim a. d. E. gehört hat. Aus diesem Gedicht spricht die Gegenwärtigkeit Heckers, lebte er auch gleich in den USA. Sein Geist war noch lebendig da, und sein Beispiel gab Mut und Ansporn.

Hecker hoch!

*Hecker hoch! Dein Name schallet
An dem deutschen ganzen Rhein,
Deine Liebe, deine Treue
Flößt uns all'n Vertrauen ein.
Hecker, großer, deutscher Mann,
Der für Freiheit sterben kann.*

*Ach, so mancher tut's nicht achten,
Was dein Mund von Freiheit spricht.
Erst, wenn sie in Fesseln schmachten,
Dann erkennen sie dein Licht.
Hecker, großer, deutscher Mann,
Der für Freiheit sterben kann!*

*Bist du gleich im fernen Lande,
Ist doch stets bei uns dein Geist.
Brechen müssen bald die Bande,
Wie es uns dein Mund verheißt.
Hecker, großer, deutscher Mann,
Der für Freiheit sterben kann!*

*Wenn dein Odem nicht mehr wehet
Und dein blaues Auge bricht:
Dann liest man auf deinem Grabe:
Hecker starb und wankte nicht!
Hecker, großer, deutscher Mann,
Komm und stoße mit uns an!
(Glock, a. a. O. Nr. 76)*

Das berühmteste Heckerlied ist ohne Zweifel „Das Guckkastenlied vom großen Hecker“ von Karl Gottfried Nadler, dem unvergessenen Pfälzer Dichter. Voller Humor, Witz und Überlegenheit schildert Nadler den Ablauf des Hecker-Putsches in all seinen Einzelheiten. Das ist großartig gemacht, und die pfälzische Satire tut nicht weh und verletzt nicht. Deshalb wurde das Lied in der Revolutionszeit auch unbefangen und ohne bösen Unterton gegen Hecker gesungen. Genau so treffend sind die Karikaturen, welche das Originalblatt zieren. Jenes bekannte, stilisierte Abbild Heckers mit dem Schlapphut und der Feder drauf, dem Bart, der Bluse, den hohen Stiefeln, dem Schleppsäbel und dem Gewehr in der Hand in der ganzen entschlossenen Haltung wurde zum Abbild eines Revolutionärs schlechthin und hat in seinen vielen Formen mindestens ebensoviel zu seiner Popularität beigetragen als alle Lieder und Schriften.

Das Guckkastenlied vom großen Hecker

*Seht, da steht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da steht der Volkerwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut;
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbel trägt er und Pistolen,
Und zum Peter saget er:
„Peter, sei du Statthalter!“*

*„Peter,“ sprach er, „du regiere
Constanz um den Bodensee;
Ich zieh aus und commandiere
Unsre tapf're Armees;
Mit Polacken und Franzosen
Wird der Herwegh zu mir stoßen,
Und der stirbt lebendig eh'r,
Als daß er ein Hundsfoth wär.“*

*Pflästerer und Schieferdecker,
Alles, niederig und hoch,
Alles jauchzte unserm Hecker,
Als er aus zum Kampfe zog.*

Das Guckkasten-Fied vom großen Hecker.

(Nach bekannter Melodei zu fingen.)

1.
Peter, sprach er, zu traurige
Knecht und den Bedenke,
„Ich seh' aus und commandire
Unter tapfer Trüme;
Wie Meladen und Kramen
Wird der Herrsch'g zu mir sagen,
Und der Herr lebendig eh',
„Was sag er ein Hundstott mir!“



2.
Fährker und Schierbeder,
Alles, nichts und doch,
Wies jauchte unterm Hecker,
Als er aus dem Kramel zog.
Santwertschürchen, Citratzen,
Lailbrud, Daren, Mrocolaten,
Alles folgte sich dem aus,
Als er seine Trommel schlug.



3.
Kumbidum, so her' man's schlagen,
Kumbidum Dumbdumbum,
Und bei Straf' lies Weishaar sagen
Kling' im ganzen Kam herum;
„Dah' esch' ichsch' zusammenstellen,
„Doch' mir Mannschaff, Pferd, Waffen,
„Doch' ich bring' Alles um;
„Kumbidum Dumbdumbum.“



4.
Durch die Haar man jetzt wandern,
Hab' bemach' in's Wielenthal,
Und weislich hing' man bei Randern
Auf Solbaten ohne Labl.
Oder Gageren, wadte Heffen,
Wollt' ich' esch' mit Hecker mehen?
Gageren, du samst nicht jurad,
Straf' hoch die Republik!

5.
Gageren wollt' parlamenten,
Doch' das ist nicht Hecker's Art;
„Ich, sprach er, „soll' vertrennen,
„Ich' mit meinem rechen Wort!“
„Ich' nun her' man Schuffe snallen,
General Gageren sah man snallen —
„Hab' der tapfere Hindelber
„Fahnen Wette auch dast!“



6.
Und als Gageren war gefallen,
Sah man letter auf dem Hehn,
Zur Befehlens mit Allen,
„Mitten eben Struwei ein;
„Man thut ihn in Wien legen,
„Nur von des Hecker's wegen
„Des der Oberamman' Echer
„Den Gelangnen wieder frei.“



7.
Kaiser, Weishaar, Struwei, Peter,
Alle trieb man allbereits
Gleichsam als ein Hebelhüter
In die schön, freie Schwey.
Doch' der Peter, der kam weiter,
Vagt die Stadthalterhalt nieder,
„Denn, sprach er, ich werde all,
„Und weiter' kom' mein' Gehalt.“



8.
Hecker, sag, wo bist du, Hecker?
Vaght die Fänge in den Schoos?
Auf man, du Zwannensbeder,
„Jest' geh' es auf Freiburg los
„Wadner, Heffen und Kallauer
„Ziehen derten auf der Kauer
„Doch' mit kommen ichen hinein,
„Denn neutral will Freiburg sein.“



9.
All die schönen Stadlanonen,
Großer Hecker, sie sind dein;
Und man labet' diese Rehen
Doch' Kartätschen schneit hinein.
Vangedori will recognoscieren,
Nicht sich auf den Wänter führen,
Und guck' durch sin' Berseffiv,
Doch' es gut geht über Hehn.



10.
Eben der vom Güntersdiale,
Günter Wald und Heffen vor,
Kam im Sturm mit einem Walle,
Siegel's mildes, tapfere Corp.
Aber un' die Heffenhögen
Vliegen ihre Büchsen dügen,
Und das Corp' sog' sich jurad,
Aus-war's mit der Republik!



11.
Denn hinein zu allen Thoren
Stürzte jest' das Militär,
Und die Aristokrat war verloren
Frag' der tapfere Wagnere;
Alle, die sich bliden ließen,
Zahl' das Militär erlöchen;
Alle Führer gingen durch,
Und strebet war Freiburg.



12.
Doch' nun kamen Herwegh's Schwaren,
Er und seine Frau kam nach,
Kamen in der Stadt geladen
Auf dem Weg nach Dessenbach.
Doch' zu ihrem großen Hecker
Sah man dort die Witterberger;
Witter, die den Herwegh bei,
Kam von einem Berg herab.



13.
Hecker's Geist und Schimmelstennig
Wachten da den Schwaben warm;
Herwegh sah's, er lachte einstänig,
Und es fuhr ihm in den Darm.
Unter seinem Spitzhütlein
Horch' er sich vor'm Donnerwetter;
„Doch' ist es dem Herwegh bei,
„Doch' der Hinweg' bester sei.“

14.
„Ach, Wabamchen, thut er lachen,
„Was ist's mit der Republik!
„Doch' ich' Ware mein' Leben wagen?
„Kein! für jest' nur schneit jurad!
„Los für meinen Kopf und sorgen,
„Komm' ich' heut' nicht, komm' ich' morgen;
„Ach, wie knipst' ich' in den Leib,
„Wente um, mein' liebes Weid!“



15.
Und Wabam hieß ihn vertischen
Sich in ihren treuen Schoos,
Denn er konnt' sein Pulver lieben,
Und es ging erdredlich los;
Schimmelstennig ward erlöchen,
Wander Seele ward graben.
Und erlöchen wander Mann,
Die ich' nicht' all nennen kann.



16.
Wilo ist's in Baden gansen;
Was nicht' ist und nicht' einstich,
Wach vom Militär gelansen,
Kling' zu Bruchsal auf dem Stroh! —
„Ich, ein Spielmann' di den Heffen,
„Der kann Baden nicht' weghen,
„Der den Hehn'g' mit'mach',
„Habe die'se' Vieh' eracht.“

Handwerksburschen, Literaten,
Tailleurs, Bauern, Advokaten,
Alles folgte rasch dem Zug,
Als er seine Trommel schlug.

Rumbidibum, so hört man's schlagen,
Rumbidibum, Dumdumdumbum;
Und bei Straf ließ Weishaar sagen
Rings im ganzen Land herum:
„Tut euch schnell zusammenraffen,
Gebt mir Mannschaft, Pferde, Waffen,
Oder ich bring alles um“;
Rumbidibum, Dumdumdumbum.

Und die reizende Frau Struwel
Warb mit ihrem Flammenblick
Tausend Mann in diesem Trubel
Für die deutsche Republik.
Gelder fand man in den Kassen,
Die man sich tat öffnen lassen;
Wein bracht' man aus jedem Haus
Für die Republik heraus.

Durch die Baar tat man jetzt wandern,
Und hernach ins Wiesental,
Und daselbst stieß man bei Kandern
Auf Soldaten ohne Zahl;
Edler Gagern, wackre Hessen,
Wollt ihr euch mit Hecker messen?
Gagern, du kommst nicht zurück,
Vivat hoch, die Republik!

Gagern wollt' parlamentieren,
Doch das ist nicht Heckers Art;
„Ich“ sprach er, „soll retirieren,
Ich, mit meinem schönen Bart!?“
Ach! Nun hört man Schüsse knallen,
Gen'ral Gagern sah man fallen —
Und der tapf're Hinkeldey
Saß zu Pferde auch dabei.

Hecker wollt' nicht länger bleiben,
„Rechtsumkehrt euch!“ donnert er;
Und zur Eile ließ er treiben,
Denn, er stürmte gar zu sehr.
Die Musik ließ er erklingen,
Und sein Corps fing an zu singen:

„Hecker ist ein großer Mann,
Der für Freiheit sterben kann.“

Und als dieses vorgefallen,
Fing man leider auf dem Rhein,
Zur Bekümmernis von allen,
Unsern edlen Struwel ein,
Man tat ihn in Eisen legen,
Aber von des Heckers wegen
Ließ der Oberamtman Schey
Den Gefang'nen wieder frei.

Kaiser, Weishaar, Struwel, Peter,
Alle trieb man allbereits
Gleichsam als wie Übeltäter
In die schöne, freie Schweiz.
Doch der Peter, der kam wieder,
Legt' die Statthalterschaft nieder,
„Denn“, sprach er, „ich werde alt,
Und verlier' sonst mein Gehalt.“

Hecker, sag', wo bist du Hecker?
Legst die Hände in den Schoß?
Auf nun, du Tyrannenschrecker,
Jetzt geht es auf Freiburg los.
Badner, Hessen und Nassauer
Stehen dorten auf der Lauer;
Doch wir kommen schon hinein,
Denn neutral will Freiburg sein.

All' die schönen Stadtkanonen,
Großer Hecker, die sind dein:
Und man ladet blaue Bohnen
Nebst Kartätschen schnell hinein.
Langsdorf will recognosciren,
Läßt' sich auf den Münster führen,
Und guckt durch den Perspectiv,
Ob es gut geht oder schieß.

Oben her vom Güntherstale,
Hinter Wald und Hecken vor,
Kam im Sturm mit einem Male
Sigels wildes, tapfres Corps.
Aber uns're Hessenschützen
Ließen ihre Büchsen blitzen,
Und das Corps zog sich zurück —
Aus war's mit der Republik.

Denn hinein zu allen Toren
Stürmte jetzt das Militär,
Und die Freischar war verloren
Trotz der tapfren Gegenwehr.
Alle, die sich blicken ließen,
Tat das Militär erschießen;
Alle Führer gingen durch,
Und erobert war Freiburg.

Hecker stampfte auf den Boden,
Da ihn, als dem Commandeur,
Reitende, expresse Boten
Brachten diese Schreckensmär.
„Wo sind“, rief er, „die Reserven?
Laßt sie ihre Sensen schärfen!“
Sprach's, und blies in vollem Zorn
In sein großes Messinghorn.

Und nun kamen Herweghs Scharen,
Er und seine Frau kam nach,
Kamen in der Chais' gefahren
Auf dem Weg nach Dossenbach.
Doch zu ihrem großen Ärger
Sah man dort die Württemberger;
Hauptmann Lipp, der grobe Schwab',
Kam von einem Berg herab.

Heckers Geist und Schimmelpennig
Machten da den Schwaben warm.
Herwegh sah's, er fuhr einspännig,
Und es fuhr ihm in den Darm.
Unter seinem Spritzenleder
Forcht' er sich vor'm Donnerwetter,
Heiß fiel es dem Herwegh bei,
Daß der Hinweg besser sei.

„Ach Madamchen“, tat er sagen,
„Aus ist's mit der Republik!
Soll ich Narr mein Leben wagen?
Nein! Für jetzt nur schnell zurück!
Laß für meinen Kopf uns sorgen,
Komm ich heut' nicht, komm' ich morgen.
Ach wie kneipt's mich in dem Leib,
Wende um, mein liebes Weib!“

Und Madam ließ ihn verkriechen
Sich in ihren treuen Schoß;

Denn er konnt' kein Pulver riechen,
Und es ging erschrecklich los;
Schimmelpennig ward erstochen,
Manche Sense ward zerbrochen,
Und erschossen mancher Mann,
Die ich nicht all' nennen kann.

Hecker ging jetzt in die Fremde
Und empfand den tiefsten Schmerz;
Denn in seinem Blusenhemde
Schlägt ein großes deutsches Herz.
Mußt er diesmal auch entspringen,
Wird man dennoch von ihm singen:
„Hecker ist ein großer Mann,
Der für Freiheit sterben kann.“

Aber so hat's kommen müssen,
Denn Jesaja, der Prophet,
Hat darauf schon hingewiesen
Weil allda geschrieben steht:
„Disteln tragen eure Äcker
Jed' Kamel hat seinen Hecker.“
Folgt mithin aus dieser Red,
Daß es durcheinander geht.

Also ist's in Baden gängen; —
Was nicht fiel und nicht entfloh,
Ward vom Militär gefangen,
Liegt zu Bruchsal auf dem Stroh.
Ich, ein Spielmann bei den Hessen,
Der kann Baden nicht vergessen,
Der den Feldzug mitgemacht,
Habe dieses Lied erdacht.
(Dreßen, a. a. O. S. 70—75)

Als Hecker im Wahlkreis Tiengen in das
Frankfurter Parlament gewählt wurde und
sein Mandat nicht antreten durfte, weil ihn
die Nationalversammlung nicht amnestierte,
entstanden in Mannheim folgende Transpa-
rent-Inschriften anlässlich des allgemeinen
Reichsverweserfestes 1848:

Johann, spann' an!
Gagern voran,
Hecker hinne druff,
Halt euch nit uff!

oder:

*Der Gagern, der sitzt drauße,
Der Schmerling, der sitzt drinn,
Der Beckerat mecht Flause,
Der Beucker hotts im Sinn.
Doch Eener sitzt, 's is schrecklich,
Weeß Gott nit drauß nit drinn,
Des is der Friedrich Hecker,
Derf nit nach Frankfurt hin.*
(Glock, a. a. O. Nr. 89a)

Der Mythos vom Volkshelden Hecker hat sich noch Jahrzehnte nach den Revolutionsjahren 1848/49 erhalten. Noch um die Jahrhundertwende — so berichtet Glock — haben im Breisgau sogar Kinder noch Spottverse auf die unglücklichen Revolutionäre gesungen:

*Der Hecker und der Struwe,
Des sinn zwoe luschtge Buwe,
Di ridde dur de griene Wald
un singe, daß menk Baum umfallt,
Der Struwe fangt a z'bloose,
Der Hecker macht in d'Hose.
Der Hecker nimmt das Chnöpflibrett
Un schleet 'm Struwe der Hindere wägg!*
(Glock, a. a. O. Nr. 32/33)

Noch Jahre nach der Niederschlagung des Aufstandes war es gefährlich, seine Sympathien für Hecker zu zeigen, besonders wenn Amtspersonen oder Angehörige der preußischen Besatzungsmacht um den Weg waren. Aber man wußte sich zu helfen, wie jener Scherenschleifer, der in Sinsheim gesungen haben soll:

*„Hecker, Struwe, Robert Blum,
Kommt und haut die Preußen rum!“*

Als er zur Rede gestellt wurde, meinte er, das habe er nicht gesungen, sondern:

*„Hecker, Struwe, Robert Blum,
Kommt und schiebt mein Schubkarch rum!“*

Und bekannt ist auch jene Karikatur, wo ein Bürger einen Soldaten fragt, wo es hin-

gehe, und dieser antwortet: „Ins Oberland! S'hat wieder ein Handwerksbursche den Hecker hochleben lassen!“ Nicht nur im Oberland, der Schwarzwald wurde ja „Heckerinsel“ genannt, hatten es die Behörden schwer, auch sonst im Ländle hatten sie noch Jahre mit seinem Schatten schwer zu kämpfen.

Auch heute noch ist Friedrich Hecker in seiner Heimat unvergessen. Emil Bader hat im „Rössel“ zu Eichtersheim eine Heckerstube eingerichtet. Mehr aber als diese ist ein Denkmal für ihn, wenn die Leute von einem heftigen, mit einem raschen Temperament begabten Menschen sagen: „Der isch emol heckerisch!“

Literaturnachweis:

- Blos, Wilhelm „Die deutsche Revolution, Geschichte der deutschen Bewegung von 1848 und 1849“, Stuttgart 1893, S. 185—206
Blum, Hans „Die deutsche Revolution 1848—49, Leipzig 1897, S. 88, 89
Dreßen, Wolfgang, zusammengestellt von, 1848—1849, Bürgerkrieg in Baden, Chronik einer verlorenen Revolution, Berlin 1975, S. 39
Generallandesarchiv Karlsruhe, Hrsg. Baden, Land—Staat—Volk 1806—1871, Karlsruhe 1980, S. 127 ff.
Glock, Joh. Philipp, Badischer Liederhort, Bd. 1, Karlsruhe 1910 S. 32 ff. Lieder und Sprüche aus dem Elsenzthal, Bonn 1897
Hagenmeyer, Karl, Die Revolutionsjahre 1848—49, Karlsruhe 1899, S. 28, 29
Häusser, Ludwig, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution, Heidelberg 1851, S. 121
Hecker, Friedrich, Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik, Basel 1848
Landeszentrale f. pol. Bildung, Hrsg. Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979, S. 49 ff.
Laube, Heinrich, Das erste deutsche Parlament, Bd. 1, Neudruck der Ausgabe Leipzig 1849, Aalen 1978, S. 23—25
Lautenschlager, Friedrich, Volksstaat und Ein herrschaft, Dokumente aus der bad. Rev. 1848/49, Konstanz 1921, S. 65 ff.

Markgrafschaft, Die, Beiträge aus Geschichte, Kultur und Wirtschaft des Markgräflerlandes, Monatsschrift des Hebelbundes Müllheim, 19. Jahrg. Heft 11, Nov. 1967, S. 10—13, 18. Jahrg. Heft 3, März 1966, S. 2—10, 18. Jahrg. Heft 1, Januar 1966, S. 13—15

Schleckmann, Gustav, Chronik der Gemeinde Eichtersheim, Eppingen 1948, S. 12—23

Schurz, Carl, Lebenserinnerungen, Berlin 1953, S. 316—318

Stiefel, Karl, Baden 1648—1952, Freiburg 1978, S. 272ff.

Struve, Gustav, Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden 1848/1849, Veränderter Nachdruck der Ausgabe Bern 1849, Freiburg 1980

Valentin, Veit, Geschichte der deutschen Revolution 1848—1849, Köln u. Berlin 1970, Bd. I S. 160, 482—498, Bd. II S. 170, 423, 433, 455, 571

Vögely, Ludwig, Aus Offenburgs großer Zeit, die Offenburger Versammlungen von 1847—1849 in Bad. Heimat 60. Jahrg. 1980, Heft 3 S. 379—397

Weech, Friedrich von, Hrsg., Badische Biographien, 4. Teil, Karlsruhe 1891, S. 166—170

Freiheit

*Ja, Freiheit ist ein edel Stück,
Freiheit ist Mannes Freud' und Glück.
Kein Trost so rein vom Himmel schwebt:
Der lebt erst, der in Freiheit lebt.*

*Kein edel Herz, dem diese Welt
samt all dem, was sie trägt, gefällt,
so Freiheit fehlt, wer Freisein liebt,
drum jedes ander Ding hingibt.*

*Wer je gekost', was Freiheit ist,
der weiß und kennt sie jeder Frist,
der acht' sie mehr als Gut und Geld,
mehr als das Gold der ganzen Welt.*

John Barbour

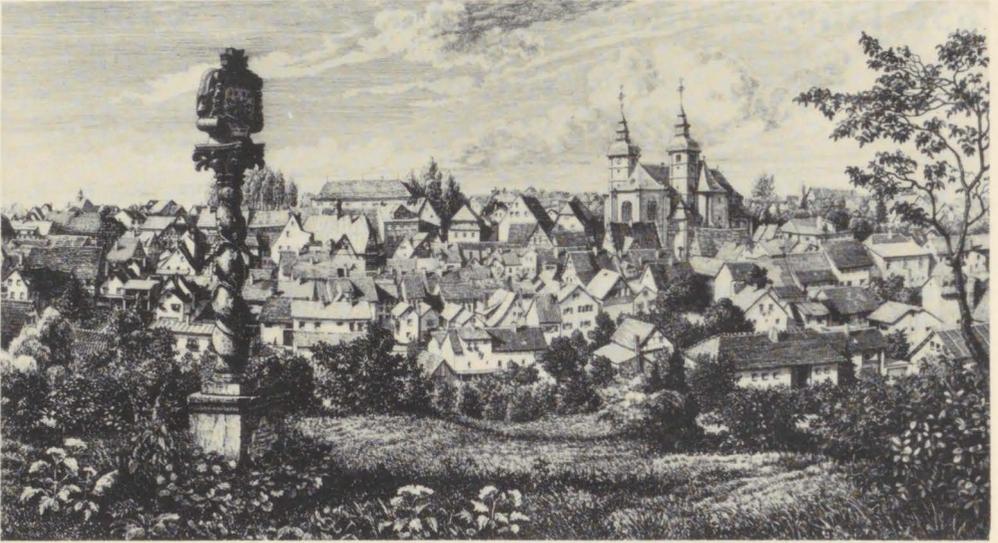
650 Jahre Wallfahrt zum Hl. Blut in Walldürn

Albert Bissinger, Freiburg / Ettlingen

Am 12. Juni 1980 feierte Walldürn im Odenwald bei strahlendem Sonnenschein den „Großen Blutfeiertag“ als Höhepunkt der 650-Jahrfeier der Wallfahrt. Tausende von Wallfahrern nahmen an der Jubiläumswallfahrt teil. Sie kamen aus dem fränkischen „Madonnenländchen“, aus dem badischen Odenwald, aus Würzburg und Seligenstadt, aus Hammelburg und Aschaffenburg, aus Fulda, Mömbris und dem Taunus, aus Tauberbischofsheim und Bad Mergentheim, aus Ellwangen, Neckarsulm und Heidelberg. Die traditionellen Fußwallfahrten aus den Diözesen Mainz und Köln durften natürlich nicht fehlen. Gerne war der Freiburger Oberhirte Erzbischof Dr. Oskar Saier, zu dessen Erzbistum 1827 Walldürn, vormals mainzisch und regensburgisch, gekommen war, der Einladung des Pfarrers und Priors der Augustinereremiten in Walldürn gefolgt. Seit 1938 betreuen diese Augustinerpatres Wallfahrt und Pfarrei. Die Tradition der „Kölner“ Fußwallfahrt wurde wieder deutlich durch die Anwesenheit besonders vieler „Kölner Wallfahrer“. Diese Fußwallfahrt, an der seit Jahren sogar ein Blinder teilnimmt, geht eigentlich von Köln-Urbach (Dekanat Köln-Porz) aus. Sie hieß „Kölner“ Fußwallfahrt schon vor ca. zwei Jahrhunderten als Urbach und Porz am Rhein noch nicht zu Köln eingemeindet waren.

Der Bau der heutigen Wallfahrtsbasilika erfolgte durch den Kurfürsten und Erzbischof von Mainz Lothar Franz von Schönborn, der zugleich geistlicher Oberhirte und weltlicher Herr von Dürn war, wie Walldürn ursprünglich hieß. Das Präfix „Wall“ drückt die enge Verflochtenheit dieser uralten Siedlung des Odenwaldes mit der Heiligblut-Wallfahrt aus. Die Konsekration seiner geliebten zwei-

türmigen Wallfahrtskirche konnte Erzbischof Lothar Franz von Schönborn nicht mehr vornehmen. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm keine Reisen mehr. Er starb drei Monate nach der Konsekration der Wallfahrtskirche am 30. Januar 1729. Ihn vertrat der Mainzer Weihbischof Kaspar Adolf Schernauer. Im Schönborner Familienarchiv zu Wiesentheid wird der Bau der Walldürner Wallfahrtskirche als ein Lebenswerk des großen Erzbischofs bezeichnet. Der zwischen 1698 und 1726 errichtete Bau war notwendig geworden, weil durch den ungeheueren Aufschwung der Wallfahrt die Vorgängerkirche zu klein geworden war. Sie stammte aus dem 17. Jahrhundert und ging auf eine ältere des 15. Jahrhunderts zurück. Bei Arbeiten 1958 in der Kirche fand man Mauersockel aus der Stauferzeit; die unteren Geschosse des Nordturms stammen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Meister des Barockbaus waren der Tiroler Lorenz Gaßner, der sich in Amorbach niedergelassen hatte, und mitten in seiner Arbeit am Zisterzienserkloster Schöntal/Jagst war. Zur Seite stand Peter Walleser aus Aschaffenburg. Zu nennen wäre noch nach dem plötzlichen Tod Gaßners 1703 in der zweiten Bauphase der Wallfahrtskirche der Mainzer „Hofbaudirektor“ Johannes Weydt. Der heute noch erhaltene Blutaltar mit dem Blutkorporale ist ein Werk des Walldürners Zacharias Juncker 1622–1626. Der silberne Schrein des Blutkorporale ist Augsburger Arbeit 1683/84; die hochbarocke Umfassung des Junckerschen Altares schuf Georg Hennicke 1726/30. Erhalten ist auch das Eingangsportal zur alten Blutkapelle von 1626, die in den Barockbau miteinbezogen wurde. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam Walldürn durch Tausch kirchlich von Würzburg zu Mainz.



Gesamtansicht von Walldürn

Federzeichnung von Lisa Pfündel, Buchen

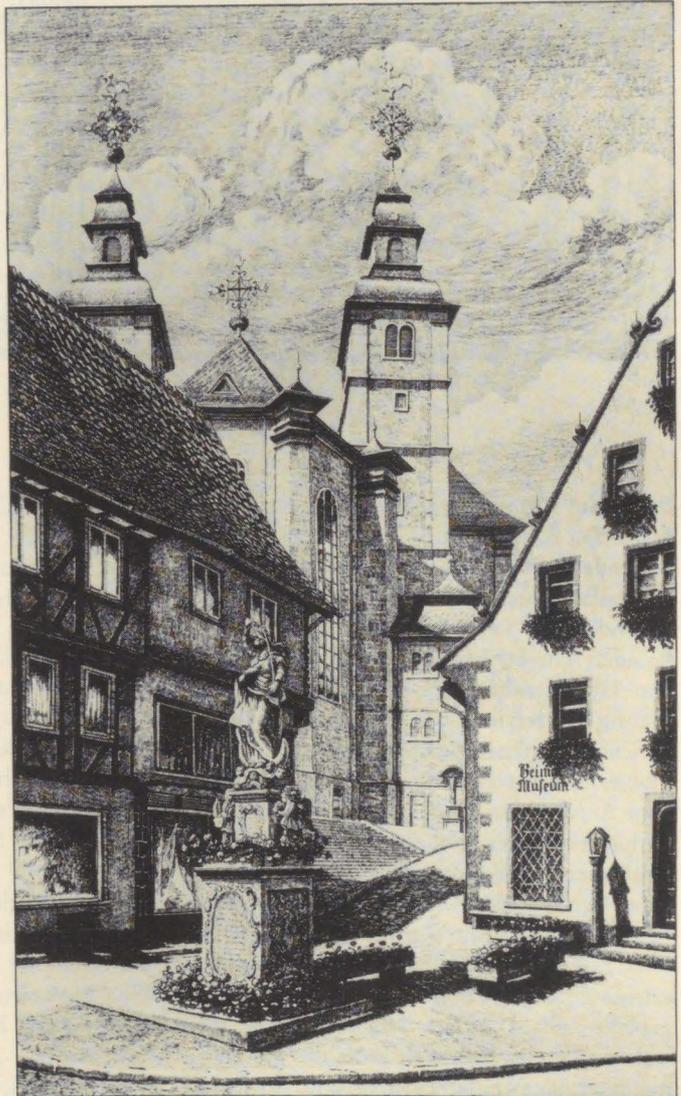
Die Schönbornsche Kirche, die am 16. Februar 1962 von Papst Johannes XXIII. zur „Basilica minor“ erhoben wurde, wurde zu Ehren des Walldürner Blutwunders gebaut. Erzbischof Dr. Saier schreibt in seinem Wort zur 250-Jahrfeier, daß heute wie früher eucharistische Frömmigkeit die Heilig-Blut-Wallfahrt prägte. Auch unsere Zeit könne auf solche Stätten der Anbetung nicht verzichten. Sie können uns helfen, unseren Glauben zu erneuern und zu vertiefen. „De Sacra Waldurensis Peregrinationis Ortu Et Progressu“ — Über Ursprung und Entwicklung der hl. Walldürner Wallfahrt —, so lautet der Titel der ältesten erhaltenen Druckschrift über die Walldürner Wallfahrt, gedruckt 1589 in Würzburg. Auf dem Titelblatt stellt ein Holzschnitt in einfacher Ausführung das älteste bekannte Walldürner Blutbild dar. Zwei Engel halten das Wunderkorporale mit dem Gekreuzigten und den elf sogenannten „Veronikahauptern“. Der umgestoßene Kelch weist auf die Entstehung des Blutbildes hin. Verfasser, sein Name fehlt allerdings auf der Druckschrift, ist der aus Aschaffen-

burg stammende Pfarrer Jost Hoffmann, genannt Magister Jodocus Hoffius. Er war 42 Jahre Pfarrer von Walldürn und schuf zwischen 1586 und 1628 die Grundlagen der heutigen großen Wallfahrt. Hoffius schreibt: „In Franken geschah durch Gottes Eingreifen ungefähr um das Jahr 1330 ein besonders bemerkenswertes Wunder des hl. Blutes. In der Diözese Würzburg liegt ein Städtchen Dürn, auch Walldürn genannt. Dort feierte ein Priester namens Henricus Ottho im Heiligtum des hl. Georg das unblutige Opfer der hl. Messe. Da er aber etwas unaufmerksam die so große Handlung vollzog, stieß er den schon konsekrierten Kelch um. Und siehe! Sofort ergoß sich das Blut des Herrn über das darunterliegende Korporale. Die Weinsgestalt wurde rot wie Blut und wohin es floß, da formte es sich zu einem wunderbaren Bild: In der Mitte das Bild des Gekreuzigten, umgeben von mehreren „Veronicae“ — so heißen im Volksmund solche Abbildungen —, die das dornenumwundene hl. Haupt Christi zeigen.“ Hoffius schildert weiter, wie der Priester voller Schrecken das Tüchlein durch

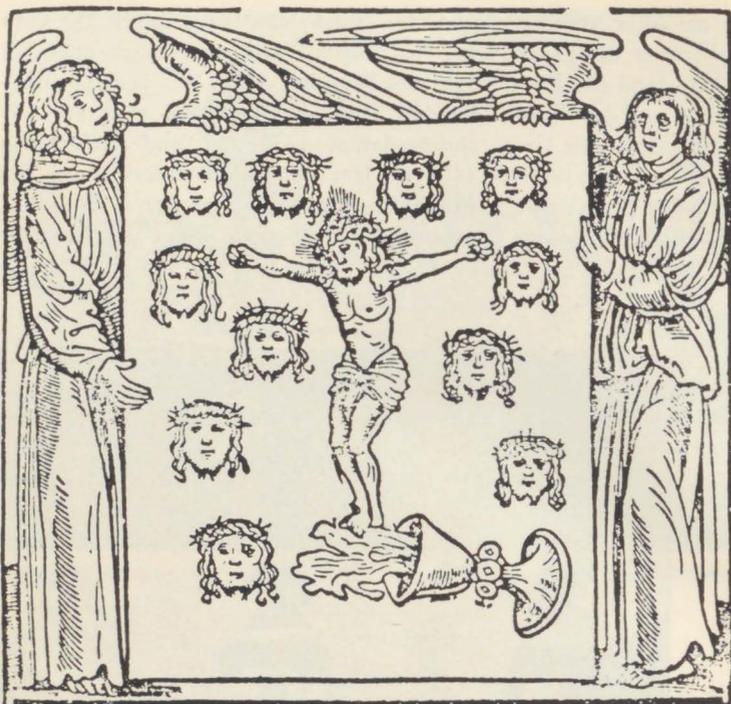
Ausbrechen eines Steins im Altar verbarg. Auf dem Totenbett offenbarte er das ganze wunderbare Geschehen. Man fand das Korporale mit dem Heiligblutbild und das Wunder wurde weit bekannt. Nachdem viele Gebetserhörungen erfolgten, berichteten etwa 70 Jahre danach die Behörden dem Papst. Soweit Hoffius. Eine notarielle Urkunde

über den Ablass, den Papst Eugen IV. 1445 der Walldürner Pfarrkirche verlieh, nennt als Jahr des Wunders 1408. Seit dem 17. Jahrhundert hielt die Tradition aber am Ursprungsdatum 1330 fest und bezeichnete 1408 als Jahr der ersten Untersuchung des Mirakels. 1628 verteidigte der in Walldürn geborene Würzburger Jesuit P. Johannes

*Blick auf die Wallfahrtskirche
Walldürn.
Federzeichnung v. Lisa Pfündel,
Buchen*



Holzchnitt aus der
Druckschrift von 1589
(vom Stadtpfarramt Wall-
dürn überlassen)



Strein das Wunder in seinem 224 Seiten umfassenden Buch. Martin von Cochem gibt die Legende in der gleichen Form wieder. Sicherlich bestehen Zusammenhänge mit der besonders im 13. Jahrhundert sich entwickelnden mittelalterlichen Andacht gegenüber den Hl. Gestalten des Brotes und Weines. Häufig werden in dieser Zeit Hostienwunder berichtet, seltener Korporalewunder. Doch gibt es einige solcher aus dem 13., 14. und vom Anfang des 15. Jahrhunderts. Genannt sei hier eine ganz ähnliche Entstehung durch Umstoßen des Kelches 1380 in Boxel/Brabant. Groß ist die Ähnlichkeit des Walldürner Geschehens mit dem Wunder von Bolsena. Ein deutscher oder böhmischer Priester erlebte dort das Wunder, als er von Zweifeln geplagt, die hl. Messe zelebrierte. Die Erwähnung dieses Kultes ist Ende des 13. Jahrhunderts nachweisbar, das Ereignis wird vor

1264 datiert. Das genannte Korporale wird im Dom von Orvieto aufbewahrt. Noch heute wird zur Capella del Corporale im Dom gewallfahrtet.

1950 wurde das Walldürner Heiligblutkorporale, auf dem mit bloßem Auge eigentlich nichts mehr zu sehen ist, durch Ultraviolett-Quarzfilter ultraviolettem Licht ausgesetzt. Ein menschlicher Körper mit ausgebreiteten Armen zeigte sich, zwar nicht auf dem vom Experten über 500 Jahre alt geschätzten Korporale, wohl aber auf dem angenähten Schutztuch, gleichsam im Negativbild. Das Ergebnis wurde photographisch festgehalten. Wie schon der Bau der großen Wallfahrtsbasilika ausweist, erlebte die Heiligblut-Wallfahrt in der Barockzeit einen ungeheuren Aufschwung. Aus jener Zeit stammt ein Wallfahrtslied, das anhebt:

„Dein heilig Blut, Herr Jesu Christ,
Das an dem Creutz vergossen ist,
Auch zu Walthuern im Ottenwaldt,
Verehret wird in Wundergestalt.“

Die Wallfahrt überlebte auch den großen Rückgang um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die großen Schiffswallfahrten (mit Miltenberg am Main als Hafen) wurden im späten 19. Jahrhundert durch Pilgersonderzüge der Eisenbahn abgelöst. Durch die Verleihung eines neuen Ablasses 1863 wurde eine Neubelebung der Wallfahrt sichtbar. Heute kommen die Pilger meist mit Bussen und Privatwagen, doch gibt es auch heute noch Fußwallfahrten. Der Verfasser selber hat eine solche ziehen sehen, die Wallfahrtsfahne voraus. Höhepunkte der Wallfahrt bleiben wie vor Jahrhunderten die Prozession an Fronleichnam und dem sogenannten Blutsfeiertag (ehemaliger Oktavtag von Fronleichnam), auf welchen Tag auch nach der Ablaßbulle Papst Eugen IV. der Ablaß

verliehen wurde. Als Motiv dieses Pilgerns von Tausenden möge das oben erwähnte Wort des Freiburger Erzbischofs von der eucharistischen Frömmigkeit richtungweisend bleiben.

Literatur:

Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Hl. Blutes in Walldürn, Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrens, Pattloch, Aschaffenburg, 1958
derselbe, Wallfahrt und Kirche Walldürn, Verlag Augustinerkloster Walldürn, 1974

Hinweis:

Zum Wallfahrtsjubiläum 1980 brachte Prof. Dr. Peter Assion die Festschrift „650 Jahre Wallfahrt Walldürn“ (Badenia Verlag Karlsruhe) heraus, auf die besonders hingewiesen sei. Sie enthält Beiträge zur Geschichte der Wallfahrt von Peter Assion, Friedhelm Jürgensmeier, August Gramlich und Theodor Wick und ist reich bebildert (Besprechung folgt).

Blühend stehn nun die Bäume

*Am Rande des Winters,
Der Wärme
Des Frühlings noch nicht gewiß,
Schwankte das Licht
Deines Lebens.
Sturm blies hinein,
Machte es flackern.
Dennoch gewann es
Wie das wachsende Jahr
Stetig an Kraft.
Blühend stehn nun die Bäume
Wieder wie je in den Gärten.
Weich
Wie schimmernde Seide
Ist die Luft
Und erfüllt
Von dem betörenden Duft des Frühlings.
Geh in die Sonne hinaus nun,
O, Mutter!
Genieße
Das Leben
Auf deine besondere Art.*

Hans Bahrs

Carl Eckard (1822—1910)

Zwischen Revolution und Konstitution¹

Gustav A. Ungerer, Heidelberg

Probleme eines liberalen Lebens

„Wie für die Jahre des Vormärz, als das badische Großherzogtum die Schule des deutschen Liberalismus war, so gilt auch für die beiden Jahrzehnte nach 1860, daß die paradigmatische Bedeutung der politischen Entwicklung in Baden das reale Gewicht dieses kleinsten der deutschen Mittelstaaten bei weitem übertraf.“²⁾ Baden war also in manchen Dingen für die spätere Entwicklung des Deutschen Reiches ein vorgezogenes Modell. Dies betrifft speziell den Kulturkampf, aber auch andere Gebiete der Innen- und Wirtschaftspolitik. Carl Eckard, im Vormärz aufgewachsen, bis ins hohe Alter führender Liberaler in Baden, war gleichsam die Verkörperung dieser von Becker abgesteckten Zeitspanne.

Welchen der vielen Liberalismen repräsentierte nun Eckard? War es der mehr national gefärbte, der radikal-demokratische, der soziale oder der aufgeklärt-klassische Liberalismus? Wir können vorweg sagen, daß Eckard zu all diesen Richtungen in verschiedenen Lebensabschnitten gehörte, sie selbst in Baden prägte und propagierte.

Nach 1849 allerdings zieht sich wie ein roter Faden eine Tätigkeit durch sein Leben, die von Historikern so umschrieben wird: „Es war bezeichnend, daß genau in dem Moment, als der bürgerliche Liberalismus politisch zum Schweigen verurteilt war, er auf wirtschaftlichem Gebiet weithin popularisierend zum Sprechen kam.“³⁾ Der Freiraum der gewerblichen Tätigkeit wurde für Eckard nicht nur ein Feld der Worte, sondern auch ein sehr reales Geschäft. Der *Homo Oeconomicus* ist die Lebensweise vieler Liberaler

gewesen, in einer Zeit, in der ihnen der Zugang zu Politik und Verwaltung verwehrt war.

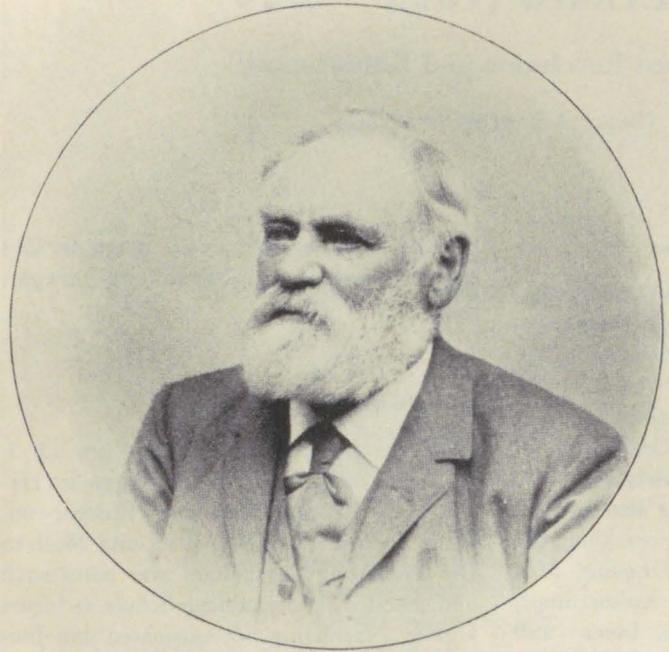
Der Eid und die Folgen

Das Elternhaus, in dem Eckard am 13. 3. 1822 geboren wurde, stand in Engen, im Hegau.⁴⁾ Der Vater arbeitete in fürstenbergischen Diensten, pflegte Musik und Malerei. Die Erziehung des Sohnes war denn auch umfassender als die übliche Schule es bieten konnte. Nachhaltig beeindruckten den Jungen Wanderungen durch den Hegau. Freunde hatte er in allen Bevölkerungsschichten. Der Vater komponierte unter anderem Musikstücke für Spieluhren, die gerne von Fabrikanten aus dem Schwarzwald aufgekauft wurden. Vielleicht ein Aperçu auf die Zukunft des Ökonomen und kunstbegeisterten Sohnes? Der Privatunterricht und die Stellung des Vaters hoben den Sohn schon früh aus dem Kreis der Gleichaltrigen heraus. Er wurde katholisch, im ökumenischen Sinne Wessenbergs erzogen, dem er später in Konstanz persönlich begegnete. Die Studienreife erhielt er 1839 in Konstanz. Sein juristisches Studium begann er in Freiburg bei Rotteck und Welcker.⁵⁾

Mit dem Eintritt in eine Verbindung — Euthymia — begann die lange politische Biografie Eckards. Es wurde ruchbar, daß sich dieser Studentenkreis mit politischen Themen befaßte. Die Göttinger Sieben „gaben den erwünschten Anlaß“⁶⁾ schreibt er rückblickend. Dem Rektor genügte dies, um den jungen Demokraten die Relegation anzudrohen. Nach dem Examen 1845 und kurzem In-

*Carl Eckard in seiner zweiten
Mannheimer Zeit.*

Foto: J. L. Klinger



Carl Eckard.

terim als Referendar in Engen, erhielt Eckard die Aktuarstelle in Donaueschingen zur Verwaltung, der Hauptstadt der Musik im Süden des Landes. Hier, am Hofe, fand er reiche kulturelle Anregungen. Unter anderem hörte er Liszt, die Geschwister Milanollo, und sang selbst. Ein Jahr darauf mußte er eine Stelle in Hüfingen antreten, wo er das gesamte Justizwesen übertragen bekam. In fürstliche Dienste, die ihm Karl Egon antrug, mochte er nicht eintreten, die Schatten-seiten einer Hofadministration hatte er in Donaueschingen erlebt, und sein Vater bestärkte ihn in der Ablehnung.

„In der Landstadt Hüfingen wehte ein schärferer politischer Wind als in der Residenzstadt Donaueschingen.“⁷⁾ Ein Teil seiner Freunde war republikanisch und meist militant, und Eckard geriet immer stärker in Ge-

wissenskonflikte mit seinem Treueeid. Während des Heckerzuges hatte er versucht, beruhigend auf die Bevölkerung einzuwirken, aber der Druck der politischen Freunde — und sicher auch ein Teil eigener Sympathie — wurde größer.

Und nun kam das Jahr 1849. „Ganz unerwartet erhielt ich folgenden Erlaß: Ministerium des Innern, Karlsruhe, den 22. Mai 1849. Dem Rechtspraktikanten und Amtsverweser Eckard zu Hüfingen wird hiermit eröffnet, daß er zum Mitglied der Seekreisregierung in Konstanz provisorisch ernannt ist und diese Dienststelle sogleich anzutreten hat. Die Vollzugsbehörde, gez. L. Brentano.“⁸⁾ Wer ihn vorgeschlagen hatte, wissen wir nicht. Er wird republikanischer gesonnen gewesen sein, als er es in seinen Memoiren zugeben wollte. Dennoch gehörte er nicht zu

den „Sensenmännern“. Nach Rücksprache mit seinem Vater nahm er die Stelle an.

Auf schmalen acht Seiten beschreibt Eckard sein Wirken in Konstanz für die Ziele der Revolution. Allerdings hatte sein Ressort sich mit der Bauverwaltung zu befassen, dem militärischen Bereich nicht untergeordnet. So drängte Eckard schon in den ersten Tagen auf den Ausbau des Münsters.

Mit den Letzten floh Eckard nach der Schweiz, kehrte freiwillig wieder zurück, wurde verhört und angeklagt. Die Haft und die anschließende Wartezeit bezeichnet er als den „Tiefstand“ seines Lebens.⁹⁾ Der Tenor des Urteils¹⁰⁾ sprach ein Berufsverbot aus, das ihn zu folgendem „Gelübde“ zwang: „Es blieb mir dies eine Lehre für mein ganzes Leben, so daß ich selbst dann, als eine ehrenvolle und unanfechtbare Berufung in den Gr(ößherzoglichen) Staatsdienst an mich erging, davor zurückschreckte . . .¹¹⁾“

Neubeginn

Ende 1849 trat Eckard in die Kanzlei von Dr. Bertheau in Mannheim ein, einem Freund seines Veters Friedrich von Engelberg. Sein schlechter Ruf als verurteilter Neunundvierziger besserte sich durch einen glücklichen Umstand: Durch Vermittlung von Julius Bassermann wurde Eckard in den Musikkreis der Familie Röchling gezogen, wo er seine spätere Frau kennenlernte.¹²⁾

Fügen wir zu Röchlings noch die Namen Engelhorn, Clemm, Ladenburg, Reiss, Fries, Giese, Caro, Siegle und Hau Eisen hinzu, die in mehr oder minder näherem Kontakt miteinander standen, oft verwandtschaftlich verbunden und wirtschaftlich verflochten waren, dann haben wir den ‚Gründerkreis‘ der badischen Industrie im Rhein-Neckar-Gebiet in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts vor Augen.¹³⁾

Viele dieser neuen Bekannten, voran Engelberg, verwendeten sich in Karlsruhe für Eckard. Schließlich wurde 1856 das Berufsverbot aufgehoben und ihm Offenburg als Sitz

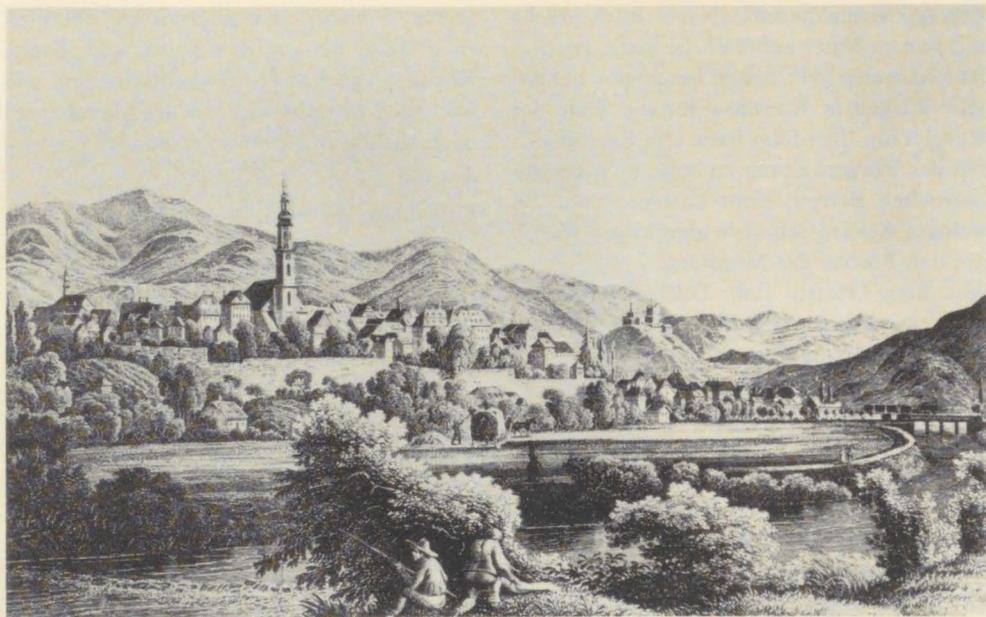
seiner Anwaltspraxis zugewiesen. Im gleichen Jahr heirateten Eckard und Fanny Röchling. So war er verwandtschaftlich und bald auch wirtschaftlich mit der Mannheimer bürgerlichen Aristokratie verbunden.

Offenburg: die Stadt der Liberalen

Sieben Jahre hatte Eckard auf seine Rehabilitation gewartet. 1856 zog die Familie nach Offenburg. Die Anwaltspraxis gedieh zunächst sehr bescheiden, neben zwei weiteren Kollegen. Die öffentliche Anerkennung blieb indessen nicht aus. Als 1859 die Stelle des Bürgermeisters verwaist war, Wiedemer amtierte nicht mehr, wurde Eckard ein Jahr später „nahezu einstimmig“ zum Nachfolger gewählt. Er lehnte jedoch getreu seinem ‚Gelübde‘ ab. Er versicherte dem Gemeinderat in dessen Gremium für die Mitbürger tätig zu werden. Von 1860–1868 war er Stadtrat, was nicht immer einfach war im „einheimischen Familien- und Parteienwesen.“¹⁴⁾ Schon 1861, ein Jahr nach der liberalen Wende in Baden unter Lameys Reformkurs, wählten ihn die Offenburger Wahlmänner als Vertreter in die II. Kammer nach Karlsruhe.

Wenn wir heute von den politischen Versammlungen jener Zeit in Offenburg lesen, kommen uns diese Notizen wie Berichte über Volksfeste vor. Sie sind beinahe ohne Zahl, und auf ihnen wird immer wieder der Katalog liberaler Forderungen vorgetragen. Der Stagnation im Inneren von 1849–1860 folgte eine überbordende Geschäftigkeit vieler Honoratioren in Baden.

Geschäftigkeit aber nicht nur im politischen Sinn: Eckard gründete in Offenburg mit elssässischen Industriellen 1857 eine „Spinnerei und Weberei“. Er selbst war Vorsitzender des Aufsichtsrates. 1869 kam die „Baumwollspinnerei und Weberei Kollnau“ hinzu, deren Grundkapital von Familien in Offenburg und der Familie Jeanmaire aus dem Elsaß aufgebracht wurde. Die Maschinen lieferte André Koechlin & Cie. aus Mühlhausen. In



Offenburg vor 1860

Foto: J. L. Klinger

dieser Fabrik wurde im großen Stil geplant: 14 340 Spindeln und 336 Webstühle liefen.¹⁵⁾ Gleichzeitig baute Eckard mit Lamey, Kiefer, Kirsner, Mathy, Bluntschli, Fauler und vielen anderen die Freisinnige — später Nationalliberale — Partei in Baden auf.

In einer Stadt, die Franz Volk und Karl Heinrich Schäuble verteidigt hatte, war es ganz selbstverständlich, daß sich ein Zentrum liberaler politischer Strömungen bildete. Offenburg als Versammlungsort war auch deshalb günstig, weil es ungefähr in der Mitte des badischen ‚Stiefels‘ und an der Rheintalbahn lag.

Mit Errichtung des Kreisgerichts in Offenburg gewann die Stadt auch an staatlicher Bedeutung. Ebenso erweiterte sich das gesellige Leben der Honoratioren. Eckard nahm an all diesen Aktivitäten lebhaften Anteil, vor allem pflegte er die Musik, wobei seine Frau auf ein strenges Ritual achtete, was nicht immer zur Freude der Zuhörer geriet.¹⁶⁾

In den Großunternehmen Badens

Der Jurist Eckard mit seinen vielen Verbindungen war schon in Offenburg ein gesuchter Organisator neuer Unternehmen.¹⁷⁾ Ihn zog es deshalb zum Brennpunkt der aufstrebenden Wirtschaft — Mannheim —, die Ortenau war ihm zu klein geworden.

Vor allem wandte er sich dem Aufbau von Banken zu. Bis 1870 gab es in Baden nur Privatbanken, einige Kreditkassen und Filialen ausländischer Banken. Größere, rein badische Institute fehlten und wurden dringend für den Ausbau der neuen Industrie in Mannheim und Ludwigshafen benötigt. Auch eine badische Notenbank fehlte. Man kann diese Entwicklung auf die staatliche Politik zurückführen, die bis zur Reichsgründung vor allem Niederlassungen des gewerblichen Mittelstandes gefördert hat. Großunternehmen galten als zu risikoreich — und wegen ihres möglichen Einflusses auch

als gefährlich. In Widerspruch zur offiziellen Politik stand allerdings die rege Beteiligung von Beamten der Genehmigungsbehörden in den großen Unternehmen, deren Mitarbeit längere Zeit ohne Wissen der Regierung lief. Nicht die Unternehmer interessierten den Staat, vielmehr die Einrichtung von Musterbetrieben, vor allem in strukturschwachen Gegenden, wie wir heute sagen (z. B. St. Blasien). Die Industrie, der Fleiß und die ‚Kunstfertigkeit‘ sollten erzieherisch auf das Umland wirken. In diese merkantilistischen Vorstellungen mischten sich jene des wirtschaftlichen Liberalismus. So kam der Staat allmählich ab von der ‚privilegierten Manufaktur‘ (Privilegium exclusivum) und konzessionierte

statt dessen Betriebe nach wirtschaftlichen und nicht mehr nur sozialpolitischen Kriterien.

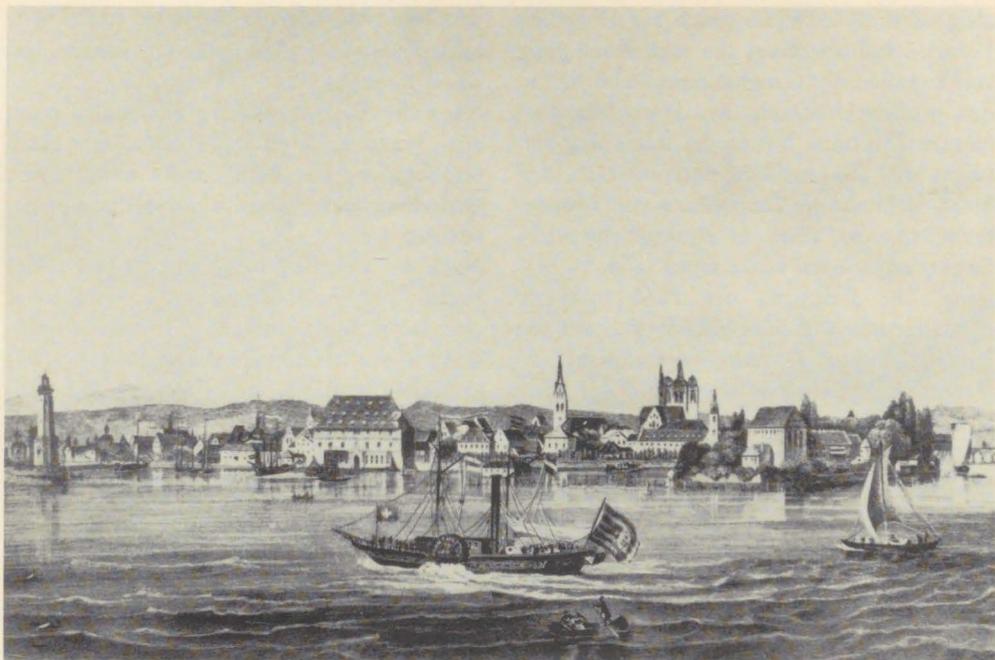
Nach der Reichsgründung entstanden dann analog zum anderen Deutschland sehr rasch Großbetriebe wie BASF und Giulini, deren Gründung meist schon um 1850 herum geschehen war.

Nach der Übersiedelung Eckards und seiner Familie 1870 nach Mannheim, entwickelte er eine noch weit größere Aktivität im wirtschaftlichen Bereich als zuvor. Daneben war er von 1871—1874 noch Reichstagsabgeordneter. Schon in der Offenburger Zeit trat der Direktor der Württembergischen Vereinsbank, Dr. K. Steiner, an Eckard heran, die

*Fassadendetail des Rathauses
in Offenburg*

Foto: J. L. Klinger





Ansicht Mannheims um die Jahrhundertmitte.

Foto: J. L. Klinger

Statuten für ein ganz Baden umfassendes Bankinstitut auszuarbeiten. Dies Vorhaben erweiterte sich, so daß Eckard in folgenden Instituten bald eine führende Rolle spielte:

- Rheinische Kreditbank,
- Rheinische Hypothekenbank,
- Pfälzische Hypothekenbank,
- Deutsche Vereinsbank Frankfurt a. M.,
- Mannheimer Versicherungsgesellschaft,
- Kontinentale Versicherungsgesellschaft,
- Mannheimer Handelskammer,
- Aufsichtsrat der Baumwollspinnerei und Weberei Lamprechtsmühle,
- Aufsichtsrat der Badischen Anilin- und Sodafabrik,
- Verwaltungsrat der Pfälzischen Eisenbahnen.

Vom Mitglied der republikanischen Regierung 1849 bis vielfachem Aufsichtsrat ein beachtlicher Wandel im Leben Eckards. Sein Engagement in der Wirtschaft des Landes ist

dennoch der folgerichtige Entschluß des ehemals von öffentlichen Ämtern ausgeschlossenen Juristen, wie oben angedeutet wurde. Hinzu kommt, daß das Mannheimer Bürgertum den kommerziellen Aufstieg der Stadt auch als Befreiung von adeliger Bevormundung empfand. Schon der Auszug des Hofes nach München wurde keineswegs beklagt: „... sparsame, fleißige, tüchtige Bürger suchen nicht ihr Heil in Schmeicheln und Kriechen vor denen, die Luxus treiben.“¹⁸⁾

Soziale Pflichten

Das Leben Eckards würde nicht dem eines Mannes des 19. Jahrhunderts entsprechen, fehlten die vielen mit großem persönlichen Einsatz getragenen sozialen Verpflichtungen. Ähnlich Bluntschli hat dieser ruhelose Mann unablässig die Verbindung von Wirtschaft und sozialem Leben insgesamt ge-

sucht. Musil hat jene bürgerliche Attitüde ironisch die „Vereinigung von Seele und Wirtschaft“¹⁹⁾ genannt und formuliert: „Er spricht von Liebe und Wirtschaft, von Chemie und Kajakfahrten, er ist Gelehrter, ein Grundbesitzer und ein Börsenmann; mit einem Wort, was wir alle getrennt sind, das ist er in einer Person, und da staunen wir eben.“²⁰⁾

Eckard wirkte sieben Jahre im Komitee des Nationaltheaters Mannheim, in der badischen Sektion der Deutschen Schillerstiftung, war im Verwaltungsrat einer Töchterschule in Mannheim tätig, deren Protektorin die Großherzogin Luise war. 15 Jahre wirkte er als aktives Mitglied des ‚Sängerbundes‘ Mannheim.

Eine konsequente Entwicklung nahm Eckard in seinen religiösen Anschauungen. Katho-

lich erzogen, liberal gesonnen, war für ihn das Unfehlbarkeitsdogma eine unüberwindliche Schwelle. Als sich in Mannheim 1874 eine altkatholische Gemeinde bildete mit mehr als 200 Mitgliedern, trat auch Eckard mit seiner Familie bei. Seine Frau war unierten Glaubens. 1895 wurde er Kirchenvorstand und führte eine lokale Kirchensteuer ein, die den Grundstock zu einem neuen Kirchenbau legen sollte.

Der Staat als Haut²¹⁾

Eckard hat — mit vielen seiner Freunde — ohne selbst ein Staatsamt auszuüben, den Staat verändert. Der Druck, den sie dem Staat entgegensetzten, wurde oft von der Regierung mit Gegendruck beantwortet. Indessen gab es darin über die Notwendigkeit ei-

Rechts die Rheinische Hypothekenbank um 1905 in Mannheim

Foto: J. L. Klinger



nes politischen Grundkonsenses keinen Streit, wie grimmig auch immer debattiert wurde. „Der Staat schmiegt sich an den sozialen Organismus an, wie sich die Haut über dem Körper bildet.“²²⁾ Ganz so leicht ging es oft nicht zu, wie wir z.B. aus der Aufkündigung der Zusammenarbeit mit der Regierung Ende der 60er Jahre wissen. Die tiefgreifenden Gegensätze in der Innenpolitik sind aber durch Eckard und andere Politiker mit oft erstaunlichem politischen Instinkt gelöst worden. Seine Vita war das Beispiel eines ausgewogenen Gleichgewichtes zwischen Verfassung einerseits und persönlicher Ungebundenheit andererseits.

Anmerkungen:

¹⁾ Die Schreibweise des Vornamens variiert, wir halten uns an jene seiner Memoiren. *Carl Eckard*: Erinnerungen aus meinem Leben. Mannheim 1908.

²⁾ *J. Becker*: Der badische Kulturkampf und die Problematik des Liberalismus. In: *Badische Geschichte*. 1979, S. 87.

³⁾ *W. Conze*: Möglichkeiten und Grenzen der liberalen Arbeiterbewegung in Deutschland. Heidelberg 1965. S. 15.

⁴⁾ Zur Biographie, neben Carl Eckards Memoiren: *K. Obser*: Carl Eckard. In: *Badische Biografien*. Bd. 6. Karlsruhe 1935.

Karlsruher Zeitung 1910. Nr. 239. *Badische Landeszeitung* 1910. Nr. 408. *Die FDP/DVP in Baden-Württemberg und ihre Geschichte*. Hrsg. P. Rothmund und E. R. Wiehn. Stuttgart usw. 1979.

In dem Band „Badische Geschichte“, Stuttgart 1979, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung, wird Eckard nicht erwähnt.

⁵⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 13f. Dort die Geschichte des Rotteckdenkmals.

⁶⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 15.

⁷⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 24.

⁸⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 32.

⁹⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 43.

¹⁰⁾ Akten Eckard betreffend im Generallandesarchiv: GLA 76/1651.

¹¹⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 42.

¹²⁾ *Lebenserinnerungen einer alten Mannheimerin*. Hrsg. D. R. Nutzinger, Völklingen/Saarbrücken 1938. S. 54 u. S. 114.

¹³⁾ *Jos. A. Raimar*: Der Gründerkreis der chemischen Industrie im Rhein-Neckar-Raum, bes. der BASF. In: *Pfälzische Familien- und Wappenkunde*. 14. Jahrg. 1965.

¹⁴⁾ *Carl Eckard*: Erinnerungen ... S. 51.

¹⁵⁾ *O. Käbni*: Offenburg und die Ortenau. Offenburg/Mainz 1946. S. 18.

¹⁶⁾ *Lebenserinnerungen einer alten Mannheimerin* ... S. 113.

¹⁷⁾ Für die Wirtschaftsentwicklung Badens wurde herangezogen:

W. Fischer: *Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung*. Göttingen 1972. S. 75–85 und 358–463.

R. Haas: *Die Entwicklung des Bankwesens im deutschen Oberrheingebiet*. Mannheim 1959.

Geschichte Mannheims vom Übergang an Baden 1802 bis zur Gründung des Reiches. Hrsg. F. Walter. Mannheim 1907.

C. v. Wüstenhoff: *Gründung und Entwicklung der Kreditinstitute in Mannheim und Ludwigshafen in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1911*. Diss. Heidelberg 1967.

¹⁸⁾ Aus *Mathy's, Rundschau* 1847

¹⁹⁾ *R. Musil*: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg 1952. S. 108.

²⁰⁾ Op. cit. S. 190.

²¹⁾ Der Ausdruck stammt von Ortega y Gasset in: *Über das Römische Imperium*. Stuttgart 1955. S. 51f.

²²⁾ Op. cit. S. 53.

Freilichtmuseen

Möglichkeiten und Grenzen eines umfassenden Kulturvermittlers

Wolfgang Seidenspinner, Würzburg

In den letzten Jahren trat nun auch das Schlußlicht Baden-Württemberg verstärkt in die Freilichtmuseumsdiskussion ein. Hatten sich zum Teil bereits seit langen Jahren kleinere, landschaftlich gebundene Einrichtungen entwickelt, die durchaus als Freilichtmuseen charakterisiert werden können — es sei hier nur auf den Vogtsbauernhof in Gutach verwiesen —, so fehlte es bisher doch an einer einheitlichen und auch verbindlichen Planung für das gesamte Land. Die aus dieser Situation entstandene Diskussion vermittelte dem Beobachter den Eindruck, als beschränke sie sich weitgehend auf die Frage einer regionalen oder einer zentralen Lösung — für beide Möglichkeiten sprechen sicherlich gewichtige Gründe. Die Frage ist inzwischen dahingehend beantwortet, über sechs Außenstellen, die bereits bestehen bzw. in Aufbau oder Planung begriffen sind (z. B. ist das Freilichtmuseum Schwäbisch-Hall im Aufbau begriffen, die Planung des Freilichtmuseums Kraichtal wird intensiv fortgeführt), eine zentrale Leit- und Beratungsstelle zu errichten, die wohl in erster Linie koordinierende und wissenschaftliche Aufgaben zu erfüllen hat. Die Realisierung dieses Konzepts scheint jedoch noch Anlaufschwierigkeiten zu bereiten.

Die folgenden Ausführungen haben nicht als Ziel eine neuerliche Aufbereitung der noch nicht verstummten Streitfrage einer regionalen oder zentralen Lösung, sie wollen auch nicht in die aktuelle Diskussion eingreifen, sondern von der angesprochenen Polarisierung wegführend sich in einer sicherlich subjektiven Sicht und Auswahl mit den Möglichkeiten befassen, die dieser Museumstyp hin-

sichtlich der Vermittlung von ganz allgemein gesprochen: Kultur eröffnet, und durch ihre tendenziöse Ausrichtung zur Nachdenklichkeit auch in einer breiteren Öffentlichkeit anregen¹).

„Unter Freilichtmuseen werden wissenschaftlich geführte oder unter wissenschaftlicher Aufsicht stehende Sammlungen ganzheitlich dargestellter Siedlungs-, Bau-, Wohn- und Wirtschaftsformen in freiem Gelände verstanden“, sagt über die ICOM-Deklaration von 1957 hinausgehend der Verband europäischer Freilichtmuseen in seiner 1972 aufgestellten Satzung. Neben der Wissenschaftlichkeit fällt in der Definition besonders das Kriterium *ganzheitliche Darstellung* auf, und damit ist bereits das große Plus eines Freilichtmuseums angesprochen, das es von den anderen Museumstypen abhebt: Es zerstükkelt die historische Wirklichkeit nicht, es zeigt keine isolierten Objekte, sondern präsentiert ganzheitlich Lebens- und Milieuzusammenhänge.

Ein Freilichtmuseum kann sich auf einen geographisch oder auch administrativ-politisch festgelegten Raum beziehen. Es dokumentiert die Hauslandschaft oder auch Hauslandschaften dieses Raumes, seine Haustypen und oft zahlreichen Unterarten. Die Zuordnung der Einzelobjekte zueinander zeigt die Siedlungsform, sie soll der wirklichen hausgeographischen Situation entsprechen. Während das Siedlungsbild nach einer Translozierung weitgehend wiederhergestellt werden kann, geht die natürliche Einheit, die der Hof mit seinem Standort gebildet hatte, verloren. Eine andere gewachsene Einheit, die des Hofes mit seinen oft

zahlreichen Neben- und Wirtschaftsgebäuden, kann — soweit noch vorhanden — gewahrt bleiben. Eine Einbindung in die dafür typische Landschaft, also z. B. auch die Anlage von Gärten und Feldern, kann zumindest annähernd realisiert werden, wenn dies die Beschaffenheit des zur Verfügung stehenden Geländes zuläßt. Eine vielschichtige Haus-, Natur- und Kulturlandschaft setzt hier aber Grenzen. Zweifelsohne ist im übrigen dieses Problem im kleineren regionalen Rahmen leichter lösbar.

Ein Freilichtmuseum ist nicht nur Retter wertvoller und gefährdeter Bausubstanz, die in situ nicht erhalten werden kann — prinzipiell sollte ein Objekt, wann immer möglich, an seinem ursprünglichen Standort erhalten werden —, ebensowenig sollten die translozierten Bauten nur nach ästhetischen Kriterien ausgesucht werden. Historische Typen und Entwicklungen im ländlichen Bauen werden in einer räumlichen Abfolge dargestellt. Gegensätze und Gemeinsamkeiten können aus kürzester Entfernung verdeutlicht werden. Man kann in einem Objekt das „Mitwachsen“ eines Hauses innerhalb der Jahrhunderte demonstrieren, man kann aber auch, was die Regel ist, auf die maximal erhaltene historische Bausubstanz hin restaurieren, oder auch auf die älteste ursprüngliche Substanz hin. Diese Frage kann nur von Fall zu Fall entschieden werden.

Schwieriger noch dürfte sich das Problem gestalten, ob man aus zwingenden Gründen eine Kopie oder Rekonstruktion präsentieren soll. Entscheidet man sich trotz aller Bedenken für eine Kopie, muß dies deutlich gemacht werden, ebenso wie oft notwendige Materialergänzungen. Jedoch kann das englische Beispiel der „gescheckten Häuser“ den Gesamteindruck zu sehr beeinträchtigen, um diesem Beispiel unbedingt nacheifern zu wollen. Strikt ist das Zusammensetzen eines Hauses aus Teilen verschiedener Gebäude abzulehnen, denn bei solchem Vorgehen läßt das entstehende Objekt jede Authentizität vermissen. Zur Schließung empfindlicher

Dokumentationslücken sind in Einzelfällen, wenn keine Originale mehr verfügbar sind, Rekonstruktionen bzw. Kompromisse wohl nicht zu vermeiden, sie sollten jedoch Ausnahmen bleiben.

Bei dieser Problematik hat mich immer wieder der Gedanke fasziniert, ein Objekt in seinem heutigen Zustand — einschließlich letzte Inneneinrichtung — zu zeigen. Dies würde zwar auch die Dokumentation atypischen Wohnens des 20. Jahrhunderts bedeuten, hätte aber den auf andere Weise nicht erreichbaren Vorteil einer höchstmöglichen Authentizität. Wieso soll man immer nur Vergangenes rekonstruieren, wenn man auch heute real vorhandene Zustände dokumentieren und authentisch für die Zukunft bereitstellen kann. Spätere Generationen müßten wieder rekonstruieren. M. E. verdient es dieser Gedanke, intensiver diskutiert zu werden, denn Freilichtmuseen müssen ihre Aufgabe auch in der Dokumentation ländlichen Wohnens im 20. Jahrhundert sehen. Das Übergewicht des 18. und 19. Jahrhunderts scheint so nicht gerechtfertigt.

Die Aufgabe des Freilichtmuseums als Kulturvermittler in einem ganzheitlichen Konzept kommt deutlich zum Ausdruck in der Inneneinrichtung der Gebäude. Diese ist nicht weniger wichtig als die Gebäude selbst, wie zuweilen behauptet wird, denn erst eine stimmige Inneneinrichtung der Baulichkeiten ermöglicht ein Freilichtmuseum nach der oben angeführten Definition. Sie wird in der Regel nach folgenden Kriterien ausgewählt: im Stil der Zeit, auf die hin restauriert ist, d. h. zumeist auf die maximal erhaltene Bausubstanz hin; nach der spezifischen Raumfunktion (diese Forderung scheint mir unabdingbar); nach der Verfügbarkeit der Bewohner. Die Einrichtung verdeutlicht den historischen Alltag der Mehrheit der Bevölkerung, sie zeigt Kochen, Essen, Schlafen und Wirtschaften in typischen Gegenständen. Jedes Ding steht in seinem ursprünglichen Kontext und stellt seine Funktion heraus, sowie die Funktion der Bauwerke und Raum-

teile. Die Einrichtung kann neben dem Handwerk auch die dörfliche Selbstversorgung herausstellen und die ganze gewerbliche Struktur der Landschaft. Dies ist aber auch eine Frage des heute noch Verfügbaren, denn nicht wenige Gegenstände sind heute nur noch schwer oder für teures Geld zu haben.

Im Zusammenhang von Handwerk und dörflicher Selbstversorgung sind auch die sogenannten technischen Kulturdenkmale zu sehen. Dieser umfassende Begriff wird in seiner dokumentarischen Umsetzung in Freilichtmuseen leider zu häufig auf die Mühlen beschränkt. Denn auch Schmieden, Hanfdarren, Kalköfen, Ziegelhütten, Köhlereien, Glashütten u. ä. Einrichtungen verdienen ihre Hervorhebung in Freilichtmuseen, ja sie sind unabdingbare Voraussetzung zur Darstellung der historischen Agrar- und Wirtschaftsstruktur einer bestimmten Landschaft. Auch das geplante Technische Landesmuseum für Baden-Württemberg dürfte diese Lücke nicht schließen. Es wird hier keineswegs verkannt, daß derartige historische Objekte in gutem Zustand heute weitgehend verschwunden sind, sie sollten dann aber durch andere Medien dokumentiert werden, worauf unten noch einzugehen ist. Ebenfalls unerlässlich ist die Einbeziehung von Gemeinde- und Gemeinschaftseinrichtungen, den Verdinglichungen des dörflichen Zusammenlebens in regional differierender Ausprägung und Intensität, für die Darstellung von Lebensformen des Menschen.

Auch schriftliche Quellen können zur Verdeutlichung besonders sozialgeschichtlicher Probleme herangezogen werden, das sollte aber in Sonderausstellungen oder neutralen Zweckbauten geschehen. Dies trifft z. B. auch für die Darstellung der Entwicklung von Trachten oder Arbeitsgeräten zu. Das Objekt Haus sollte also nicht zu einem eigenen kleinen Museum werden.

Allgemein kann man sagen, daß das Freilichtmuseum die umfassendste und transpa-

renteste Dokumentation bestimmter Bereiche vergangener Zustände, Zusammenhänge und Entwicklungen ermöglicht. Es kann aber nur in Annäherungswerten dokumentieren, eine totale Reproduktion ist unmöglich.

Man darf somit gar nicht versuchen, eine zwangsläufig nicht stimmige Scheinwelt vergangener Zeiten aufzubauen, d. h. in einem Museum Menschen anzusiedeln und wie früher leben und mit alten Methoden wirtschaften und arbeiten zu lassen. Handwerkliche Fähigkeiten und selten gewordene Handwerkszweige kann und soll man durch andere Mittel darstellen, am besten wohl durch filmische Dokumentation. Notwendige Begleitmaßnahmen sind somit ein Foto- und Filmarchiv und ein Vortragssaal. Eine Auswahl weiterer Begleitmaßnahmen wäre: Plansammlung auch fremder Vergleichsobjekte; eine Modellsammlung bietet sich vor allem bei zu kleiner Museumsfläche an; wichtig ist eine ausführliche Begleitdokumentation in Text, Foto und Zeichnung über Entdeckung, Abbau, Wiederaufbau, Restaurierung, Statik usw. Das Haus selbst darf man m. E. nicht mit Wandtexten u. ä. überbelasten, hier sollten kurze Texte genügen, vielleicht außerhalb des Hauses.

Theater, Show und Unterhaltung heben natürlich die Besucherfrequenz, man gerät aber sehr leicht in die Nähe von Folklorismus, negativer Nostalgie und Spektakel. Man sollte sich weitgehend auf wissenschaftlich orientierte Begleitveranstaltungen beschränken. In ausgewogenem Maße ist das Freilichtmuseum durch Aktivitäten verschiedener Art, die z. B. auch Schulklassen der Institution Freilichtmuseum und ihren Werten näherbringen können, attraktiv(er) zu gestalten. Denn ein Freilichtmuseum hat meiner Ansicht nach einen kombinierten Bildungs-Freizeit-Wert, und ein wenig Bildung, auf dem Umweg über viel Freizeitgestaltung vermittelt, ist immer noch besser als gar keine Bildung. Überhaupt ist der Bildungsauftrag des Museums nicht zu gering zu veranschlagen.

Anmerkung:

¹⁾ Literaturlauswahl zum Thema: Immer noch die beste Einführung bietet das Einleitungs-kapitel von A. Zippelius, *Handbuch der europäischen Freilicht-museen*, Köln 1974, S. 9–30. T. Gebhard, „Zum Problem der Bauern- und Freilichtmuseen in Bayern“, *Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege* 28

(1970/71), S. 9–23. St. Baumeier, „Zur Dokumenta-tion in Freilichtmuseen“, Beiträge zur Hausfor-schung 1 (1975), S. 175–182. D. Harmening, „Zur Konzeption von Freilichtmuseen“, *Bayerische Blät-ter für Volkskunde* 6 (1979), S. 175–181. H. Mehl, „Freilichtmuseen in Baden-Württemberg“, *Der Gemeinderat* 11/79, S. 6–8.

Der Pflüger

*Schritt um Schritt und Zeil um Zeile,
ohne Rast und ohne Eile,
schwer und schweigend wie die Schollen,
die zu seinen Füßen rollen,
hingebeugt bei jedem Zuge
zu der Erde und dem Pfluge
— Bild und Kraft der Wiederkehr —
so des Weges schreitet er!*

*Stundenlang im gleichen Gange,
eines Wesens mit dem Hange,
und im Schweiß wie seine Pferde
und umhaucht vom Duft der Erde,
ganz dem eignen Grund entsprossen
und vom Himmel eingeschlossen,
aber stumm und wieder stumm
bricht er seinen Acker um!*

*Immer, wenn die Säfte quillen,
jedes Jahr mit neuem Willen,
daß da Saat und Ernte werde,
pflügt er seine alte Erde!
Und hinaus ins Lerchensteigen
und hinein ins Abendschweigen,
als die Kraft der Wiederkehr,
immer wieder schreitet er!*

Wilhelm Trunk

Tradition und Spaten

Neue Erkenntnisse um die Lautenbacher Kirche

Hans Heid, Karlsruhe

Im allgemeinen beginnt die sogenannte „Geschichte“ der Lautenbacher Wallfahrt mit dem Jahre 1471, das als Beginn des Baues über dem Eingang im Grundstein angegeben ist. Dies, obwohl die örtliche Tradition ein wesentlich früheres, allerdings nicht zeitmäßig festgelegtes Datum in ihrer Gründungssage festhält und gleichzeitig, trotz doppelter Steininschrift (im Grundstein und an der Gnadenkapelle) stur behauptet, die „neue Kirche“ sei „um die Gnadenkapelle herumgebaut“ worden.

Die Geschichte des heute stehenden Baues ist urkundlich belegbar. Sie beginnt mit der Grundsteinlegung am 31. Juli 1471 und mit der Errichtung der Gnadenkapelle 1483/85. Letzteres Datum stützt sich auf eine urkundlich belegte Bemerkung des Weihenden Bischofs, der 1483 für das „weltbekannte und berühmte“ Gnadenbild einen attraktiveren Platz verlangte, „worauf an Ort und Stelle sofort ein Akkord mit einem Steinmetzen geschlossen wurde, die jetzt stehende Gnadenkapelle um 1900 Goldkronen zu errichten.¹⁾ Man dachte bisher an einen „Einbau“ wie etwa Wingenroth²⁾ aus diesen Texten folgerte. Das Volk blieb bei seiner Lesart. Diese stützt sich auf die Gründungssage, welche „wissenschaftlich“ als Phantasie abgetan wurde. Die Gründungssage — um sie noch einmal zu wiederholen — lautet:

„In einem weiten Wald hütete ein armer kleiner Hirtenbub seine Herde. Da hörte er aus einem Baum ein merkwürdiges Singen. Er bestieg den Baum, fand ihn hohl und darin ein Muttergottesbild, das er ehrfürchtig vor dem Baume aufstellte. Es erhielt bald Zuspruch, da die dort Betenden häufig wunderbare Erhörung ihrer Bitten erlebten. So baute

man zum Schutz eine hölzerne Kapelle, in der das Bild aufgestellt wurde. Später wurde diese Holzkapelle durch eine steinerne Kapelle ersetzt, um die dann schließlich die jetzige Kapelle herum gebaut wurde“. Um in die „Geschichte“ zurückzukehren: seit Jahren versuchten wir den ursprünglichen Kapellenplatz zu finden. Daß er vorhanden gewesen war, ging aus der Bemerkung des Weihenden Bischofs 1483 hervor, wobei er auch erwähnte, daß seine Vorgänger bereits mit dieser Wallfahrtsstätte zu tun gehabt hätten. Bisher ergebnislos. Wir setzten sogar einen Rutengänger ein (Zyriak Huber/Oberkirch), der auch eine Wasserader fand, die, vom Berg her kommend, in der Nordostecke (beim Lettner) in die Kirche eintrat und in direkter Linie zum Gnadenaltar und weiter zum Wallfahrtsbrunnen im Pfarrhof führte. Den Schluß aber, daß wir hier die alte Kapelle gefunden hätten, zogen wir nicht. Es war ja nichts mehr von ihr erhalten.

Nun mußte bei einer Renovierung 1979/1980 der Gnadenaltar etwas verändert (verkleinert) werden. Renovator Franz Baumann/Lautenbach, war aufmerksam genug, dem erhaltenen Stipus nachzugraben. Er fand etwa 60 bis 65 cm unterhalb des heutigen Estrichs einen primitiven Estrich aus festgetretenem Lehm mit Steinstückchen darin, auf dem der Stipus aufgebaut war. Die umgehend von ihm benachrichtigte Denkmalstelle in Freiburg stellte durch ihren Sachbearbeiter Schmitt-Thome am 9. 3. 1979 den Befund fest, der in seinem Endurteil lautet: (Zitat) „Als Schlußfolgerung ergibt sich, daß die ältere Gnadenkapelle der Ausgangspunkt für die Errichtung der spätgotischen Kirche war, bereits an der Stelle der heutigen Gna-

denkapelle stand und annähernd den gleichen Grundriß hatte^{2a}). Hinweise auf deren Höhe konnten an der Südwand nicht kontrolliert werden, da sie bereits verputzt war, als die Aufnahme erfolgte. Erst nach Fertigstellung der spätgotischen Kirche wurde auch die Kapelle in nur wenig verringerten Abmessungen in ihrer heutigen Gestalt errichtet“ (Zitat Ende).

Somit ist urkundlich bewiesen, daß die Volkstradition mit der Behauptung, die Kirche sei „um die Kapelle herum gebaut worden“ den Tatsachen entspricht. Genauer noch, die Südwand (gegen das Pfarrhaus zu) ist ein Stück dieser später abgebrochenen und neu errichteten alten Kapelle. (Siehe entsprechende Bemerkung des Gutachtens wegen der nicht mehr festzustellenden Höhe.)³) Fazit: Die Volkstradition hat Recht. Die „neue Kirche“ ist um die alte Gnadenkapelle herumgebaut worden. Erst bei der Kirchenweihe 1483 wurde — auf Wunsch des Bischofs — die alte Kapelle abgebrochen und eine neue, gotische, in Angriff genommen, die laut Inschrift 1485 fertig war. Sie steht, wie amtlich festgestellt, auf den Grundmauern der alten Wallfahrtskapelle. Lediglich die Nordseite (gegen das Schiffsinne), wurde um etwa 20 cm zurückgenommen. Der Gnadenaltar blieb — bis jetzt — in seiner alten Gestalt erhalten. Heute ist er nach beiden Seiten zu etwas abgenommen. Der Stipes dieses Altars steht noch auf dem ältesten Estrich, etwa 60 bis 65 cm unter dem heutigen Boden. Das sichtbare Mauerwerk beginnt erst über dem heutigen Estrich. Man mußte also vor dem Umbau einige Stufen hinabsteigen.

Es erhebt sich aber nun die neue Frage, wann eigentlich die Wallfahrt ins Leben trat. Auch dazu geben die jetzigen Befunde eine Auskunft, die sich mit der in der Gründungssage festgehaltenen Lesart deckt.

Die Gründungssage erwähnt einen Waldlies „Weidewald“, in dem ein Hirtenknabe sein Vieh (Hornvieh) hütete. Es muß also eine nicht besiedelte Waldstelle gewesen sein.

Dazu ist eine Urkunde von 1307 heranzuziehen (Convent von Allerheiligen), nach welcher ein Johannes von Neuenstein mit Zustimmung seiner Frau Anna und seines Sohnes Heinz dem Kloster Allerheiligen aus seinen Gütern ein Stück verkaufte, das im Nachhinein „Gut Vogelsang“ genannt wurde.⁴) Der Name ist insofern wichtig, da der Wortteil „... sang“ mit „sengen“, d. i. Abbrennen, zusammenhängt. Es war also Reutfeld, das im Wald lag, im unbesiedelten Gebiet des „Baselers Gutes“. Was hat das Kloster veranlaßt, ein Stück „Wildwald“ zu erwerben? Darüber ist im Ekkhart 1981 (Heft 4 der Bad. Heimat 1980) ein grundlegender Aufsatz erschienen. Es handelt sich dabei um den „Einstieg“ der Klöster in Pfarrsprengel.⁵)

Maßgebend waren verschiedene Päpstliche Bullen, die sich auf Zusammenhänge von Wallfahrtskirchen und Beerdigungsrechte bezogen. Die entscheidende Bulle des Papstes Bonifaz VIII erschien im Jahre 1297, also 10 Jahre vor dem Erwerb des Klosters Allerheiligen. Entscheidend ist darin der Pausus, daß solche Wallfahrtskirchen dann unter die Zuständigkeit dieser Verfügung fielen, wenn sie in unbebautem Gelände errichtet wurden. Das mußte hier der Fall gewesen sein. Auch „Wohltäter“ der Klöster konnten dabei in den bisher den Ordensangehörigen vorbehaltenen Friedhöfen bei derartigen Kapellen beigelegt werden. Es ist besonders zu betonen, daß die bisherigen Neuensteinischen „Lehengüter“ zwischen Rustenbach und Sulzbach weiterbestanden, der Name „Baseler Gut“ also neben dem Wort „Vogelsang“ weitergeführt wurde.⁶)

Als im November 1471 — dem Jahr der Grundsteinlegung der neuen Kirche, Herr Georg von Bach statt eines verfallenen „Mangels“ mehrere Höfe zu Lehen bekam, wurde bei der Grenzbeschreibung immer wieder betont: „ist unser frawen gut“. Allerheiligen hatte also den Wildwald gerodet und ein kleines Gut daraus gemacht, das genau auf der Grenze der Neuensteinisch- und

Bachschen Güter lag. Auch ein „brunn“, eine Quelle, wird als zugehörig zum Klostergut bezeichnet. (Der alte Wallfahrtsbrunnen!) Nahezu 200 Jahre waren seit dem Erwerb des Reutfeldes durch das Kloster ins Land gezogen.

Zurück zur Gründungssage:

1307 war an Stelle der heutigen Wallfahrtskirche noch ein Wildwald, ein „unbesiedeltes Gelände“. Hier „fand“ der Hirtenknabe das „wundertätige Bild“. Ob dies schon vor dem Datum 1307 bestand oder erst mit dem Erwerb des Klosters zusammenhing, ist nicht mehr auszumachen. Sicher dagegen ist, daß seit 1307 hier eine den neuesten damaligen Verfügungen entsprechende Beerdigungskapelle erbaut wurde. Ob die in der Volkstradition erwähnte erste Kapelle aus Holz war, sei dahingestellt. Allerheiligen dürfte sich das Recht, eine Wallfahrt mit Beerdigungsrechten zu bauen, etwas haben kosten lassen.⁷⁾

Wir fügen hinzu, daß wir die Bemerkung des Weihenden Bischofs 1483 wohl kennen, auch die Stiftungsurkunde, die besonders betont, daß der Kapelle keinerlei Pfarrechte zuständen und lediglich ein Opferstock aufgestellt werden dürfe, um die laufenden (Betriebs-) Kosten zu decken. Das entspricht genau den päpstlichen Vorschriften für derartige Beerdigungskapellen.

Diesen Charakter hat — wie wir in der Bad. Heimat Heft 2/1977 darlegten, die Kapelle nie verloren, bis sie 1815 Pfarrkirche wurde.⁸⁾ Von den in der herangezogenen Arbeit festgestellten Charakteristika wären noch besonders zu erwähnen die Namen der in den Fenstern abgebildeten Wohltäter beim Beginn des Neubaus. Es sind durchweg reiche Oberkircher Patriziergeschlechter.⁹⁾

Auch die Schauenburger, die 1480 und 1482 einen Eid der Mönche erzwangen, niemals ihre Zustimmung zur Verlegung des Klosters nach Lautenbach zu geben¹⁰⁾, weisen darauf hin, damit ihre dortigen Gräber nie ohne ewige Fürbitte blieben. Erst der Luxemburger Friedrich von Schauenburg brach mit ei-

ner Stiftung den Bann und öffnete seiner Familie die berühmte Beerdigungsstätte.

Was Volkstradition in der Sprache des Mythos durch Jahrhunderte festhielt, bewies also der suchende Spaten. Seine Erkenntnisse — in Stein — sind nicht durch Spekulationen bewiesen. Das Volk hat ein langes und, wie wir sehen, untrüglisches Erinnerungsvermögen.

Anmerkungen:

¹⁾ So beschreibt Pater Hardt um 1739 die Kirchenweihe von 1483. Es handelte sich dabei um die Weihe des „Neubaus“, der 1471 begonnen worden war. Daß schon vorher irgend eine Kapelle bestand, die offenbar (wie man wissenschaftlich annahm) ersetzt wurde, ist klar. Der verakkordierte Preis von 1900 Goldkronen ist enorm und konnte nur von einer finanzkräftigen Gruppe getragen werden. Das war das Kloster damals nicht. Dagegen der Ortenauer Adel.

²⁾ Wingenroth: Kunstdenkmälererlaß von 1902.

^{2a)} Es handelt sich nur um eine Kapelle ohne Chor (lt. Päpstlicher Bulle). Der Chor, der die Kapelle erst zur Kirche machte, wurde erst um 1488 begonnen. Dazu kaufte Allerheiligen erst den nötigen Platz vom Nachbargut (Mangoltshof) des Herrn von Bach.

³⁾ Die Südwand (nach dem Pfarrhaus zu) ist nach Befund ein Stück der alten Kapelle. Man hat beim Neubau nach 1471 diese Wand einfach übernommen. Über dem damaligen Dach der alten Kapelle war (und ist) ein großes Fenster, das die Familie des Schultheißen Distelzweig von Oberkirch für sich reservierte. Da die alte Kapelle 60 bis 65 cm tiefer lag — man mußte offenbar einige Stufen hinabsteigen, um auf den alten Estrich zu kommen — überbaute man dieses Fenster beim Neubau der alten Kapelle (die dann 60 cm höher als die alte ansetzte) durch einen eleganten Bogen. Die Höhe der Überbauung bis zum Fenstergewände beträgt nun 60 cm! Im übrigen lag vor der alten Kapelle ein Doppelgrabstein der beiden Distelzweigs mit noch nicht vollendeter Datumsangabe. (Es hieß lediglich: obiit MC . . .) Die Fehlstelle der Jahreszahl wird bei allen Beschreibungen erwähnt.

⁴⁾ Die Größe, bzw. der geringe Umfang des Waldstückes, das genau auf der Grenze zwischen dem Lehen der Neuensteiner und jenem der Calwe von Schauenburg liegt, ist durch die Grenzbeschreibung des späteren Besitzers, Georg von Bach, vom November 1471 (an dem er das Lehen

als Ersatz für geschuldetes „Mangeld“ von den badischen Markgrafen erhielt. (Der bei der Kapelle liegende Hof wurde in der Folge „Mangoldshof“ genannt — eine örtliche Bezeichnung des verballhornisierten „Man-Gelds-Hof“. Der Vorname „Mangold oder Manegold“ kommt in dieser Gegend niemals vor. (Ein gelehrter „Manegold von Lautenbach“ entpuppte sich als aus dem Elsaß in Lautenbach bei Schlettstadt, beheimatet.

⁵⁾ Vgl. Ekkhart-Jahrbuch 1981 „Otto Trier, Speyer; Die Sigismundkapelle bei Oberwittighausen, errichtet zwischen 1220 und 1285.“ Vgl. dort die Ausführungen über Friedhofkapellen und deren Entwicklung. Diese läuft zwischen den Jahren 1137 und 31. 1. 1297 ab.

In der Bachschen Grenzbeschreibung vom November 1471 im Frankensteinischen Archiv in Ofenburg wird das abgetrennte Stück stets „unser frauen gut“ genannt. Das Wildfeld mußte also bereits gereutet und durch ein Wohnhaus „gezähmt“ worden sein. Die alte Volksbezeichnung „Vogelsang“ tritt nun nicht mehr auf.

⁶⁾ Die Güter wurden im Gebiet fast regelmäßig nach Besitzernamen benannt. Jenes verkaufte Stück gehörte zu „des Baselers Gut“, das auch nach dem Verkauf durch Johannes von Neuenstein weiter diesen Namen führte. „Gut Vogel-sang“ war kein eigentliches „Gut“, sondern lediglich eine Reutstelle mitten im Wald.

⁷⁾ M. E. war die Holzkapelle vorhanden. Das Kloster erwarb den Platz um hier eine Begräbniskirche errichten zu können. Die Wallfahrt bestand also bereits.

⁸⁾ Bei der jetzigen Renovierung wurde auch im Bereich der alten Gnadenkapelle genau unter der

im Mittelalter beliebten „Dachtraufe“ ein alter großer Grabstein mit andersartiger Randumschrift (unleserlich) gefunden, der laut Wappen zu einem Neuensteingrab gehörte. Bei der Umschrift konnte man noch entziffern: „Johannes“. Zwar hat 1480 ein Hans von Neuenstein die halbfertig gebaute Steinkirche (die neue) dem Kloster geschenkt. Aber er hat sich in den vielen von ihm noch erhaltenen Urkunden niemals Johannes, sondern immer Hans genannt. Sollte es sich bei dem gefundenen Johannes um jenen Verkäufer von 1307 handeln? Dann wäre er selbst als erster der Vorteile der Papstbulle von 1297 teilhaftig geworden.

⁹⁾ Bei der Zusammenstellung der ältesten Glasgemälde, die meist aus der Zeit vor 1482 stammen, werden die Ritter- und Adeligenscheiben schon wegen der minutiös gemalten Wappen, meist bevorzugt erwähnt. Dabei steht aber eine große Zahl bürgerlicher Stifter wie die Distelzweig, Wegstein, (gleich zwei Familien!) Bernhard, Notar Rottenstein und solche, deren Namen zerstört sind. Es ist eine Wirklichkeit gewordene Illustration von „Wohltätern“ des Ordens, denn aus den Einnahmebüchern der Wallfahrtskapelle ist zu ersehen, daß nahezu von allen diesen Patriziern Zinsstiftungen bzw. Grundstücke der Beerdigungsstelle übermacht wurden.

¹⁰⁾ Diese Furcht war kaum unbegründet. Die Schauenburger sahen sich als legitime Nachfahren der Klosterstifterin Uta an (obwohl sie nur deren Dienstmännern waren) und der Propst Schulmeister, der dann vor Vollendung seines Planes 1492 starb, bewies durch den erst nach 1486 begonnenen Chorbau, daß er offenbar ernstlich die Absicht hatte, das Bergkloster ins Tal zu verlegen.

Der „Bauerndichter“ Wilhelm Trunk

Gerhard Layer, Buchen-Hollerbach

Nähert man sich mit künstlerischen Mitteln dem Bauerntum und gewinnt ihm dabei unverhohlene Sympathie ab, so ist das dem kritischen Zeitgenossen verdächtig und drängt ihm zwei Beispiele auf, die die Kunst als dienlichen Knecht der Ideologie zeigen: die Verherrlichung der bäuerlichen Welt zur kürzer als angekündigt währenden Zeit des Dritten Reiches und der sozialistische Realismus mit seinen in allen Variationen gepriesenen Arbeitern auf dem Lande. Aus diesem Grunde und dem Wissen um den ihm oft zuerkannten Titel „Heimatlidder“ begegnet man heute, zumal als Angehöriger der mit der Technik aufgewachsenen Nachkriegsgeneration, dem Werk von Wilhelm Trunk mit Skepsis und Zurückhaltung. Sie weichen bald, wenn man sich eingelesen und die in seinen Gedichten wohnende Kraft als ehrlich empfunden hat und kommt erst gar nicht auf, wenn man im Gespräch mit dem in Krumbach im badischen Odenwald wohnenden Dichter ist.

Ergreifend einfach und in der Absicht nicht hoch genug einzuschätzen ist nämlich das, was Wilhelm Trunk mit seinen Versen bezweckt: Poesie in klarer Form zu vermitteln und sie dem nahe zu bringen, von dessen Umwelt sie lebt: dem Menschen in dem vorwiegend von der Landwirtschaft bestimmten Raum des hinteren Odenwaldes. Mit deutlichen Worten die Verbundenheit zum Bauernstand auszudrücken, das Allgemein-Verbindliche dieser Welt in einprägsame Bilder umzusetzen und unkomplizierte Gefühle auszudrücken, nichts anderes will er mit seinen einfühlsamen Gedichten. Da ist kein Wort zuviel, vor allem auch kaum eines fremd und auch keines die Umwelt blind verklärend. Weitab also die Vorstellung vom Dichter im Elfenbeinturm, aber auch das

Bild des oberlehrerhaft über die Tiefe der Heimat sinnierenden Naturbejublers, dem die Augen vor lauter Zustimmung nicht aufgehen. Er selbst bezeichnet sich als „Bauerndichter“.

Den Blick für das Wesentliche und für die Realität hat sich der nun über 70jährige Wilhelm Trunk über all die Jahre bewahrt. Er trauert den Zeiten vor der vehement um sich greifenden Technisierung und Automatisierung nicht nach, wenn auch die meisten seiner Verse gerade aus diesen Zeiten schöpfen und sich sein Lebensgefühl eher mit dieser als mit unserer Zeit nährt. Was er aber tut, ist genau das, was viele Junge in jüngster Vergangenheit auf „grüne Pfade“ brachte: er fragt nach dem Sinn und dem Wohin dieses Fortschritts.

Der „Bauerndichter“ Wilb. Trunk



Ihn bewegt die Natur; sie inspiriert ihn zu kraftvollen Liedern von schlichter Klarheit, in denen er immer wieder Auf und Ab menschlichen Lebens, die Weite der Schöpfung und den bäuerlichen Alltag thematisiert. Dies alles unter dem Blickwinkel der Abhängigkeit menschlichen Tuns und Urteilens.

Ebenso klar wie sein Blick über die Grenzen ist dabei seine im Ausdruck um unbedingte Verständlichkeit bemühte Sprache. Dieser Wille zur Deutlichkeit macht Unreinheiten in Reim und Rhythmus vergessen, läßt erkennen, daß es hier nicht um große Lyrik geht, sondern um eine Botschaft vom einfachen Leben, die an den vom mühsamen Tagewerk geplagten einfachen Menschen gerichtet ist. Selten genug findet sich dies in Odenwald und Bauland und verdient daher nachhaltige Erinnerung.

Natur und Bauerntum, doch auch zwischenmenschliche Beziehungen und Zeitkritik haben in seinen Werken Platz, die nur allzu gern in die Kategorie der Heimatgedichte geschoben und dann vergessen werden. Gewiß spricht da kein Uhland oder Kerner, denen schon aus literarhistorischem Grunde das Interesse heutiger Benn- oder Jentzsch-Leser gilt, doch tut die Schlichtheit dieser Verse und das Wissen um die sie bedingende Umgebung auch den Augen wohl, die sich sonst an vertrackten Sprachgebilden delectieren.

Keine ins Auge springenden Metaphern, auch nach antiker Mythologie sucht man vergebens — hier spricht einer, der sich einfach auf das Bauerntum beruft und ihm viele seiner Verse widmet. Man spürt Zuneigung und Sorge und merkt, daß der Verfasser sich in den Bauernstand einreihet; für jeden verständlich werden Gefühle vermittelt. Hierin liegt aber auch die Schwierigkeit: Einfachheit in Stil und Sprache, Bejahung von Natur und Bauerntum im Thema machen nun einmal rührselige Heimatgedichte aus, stoßen uns heute als Kitsch auf.

Hier die Grenze zu wahren, ist leider nicht immer gelungen. Dennoch: Wer den Anspruch auf Form und Sprachvirtuosität hinter der Freude an schlichten Versen von Aufrichtigkeit zu halten und die Gedichte auch als Produkte von und für ihre Umgebung zu verstehen weiß, der findet viel Angenehmes in Wilhelm Trunks Zeilen.

Zwei Gedichtbände kamen von ihm heraus, wovon der 1966 im Selbstverlag (!) erschienene „Bilder und Früchte“ noch zu erwerben und zu empfehlen ist. Weiter verfaßte er einige Romane, publizierte in Zeitungen und zeichnete auch als Autor heiterer Bühnenstücke. Bewußt wurde hier die Zeitengebung der Vergangenheit gewählt, denn veröffentlicht hat Wilhelm Trunk schon lange nichts mehr und will dies auch nicht tun — der Ärger mit den auf gewinnbringende Zahlen bedachten Lektoren der Verlage läßt ihn dies unrentabel erscheinen.

Anmerkung der Schriftleitung:

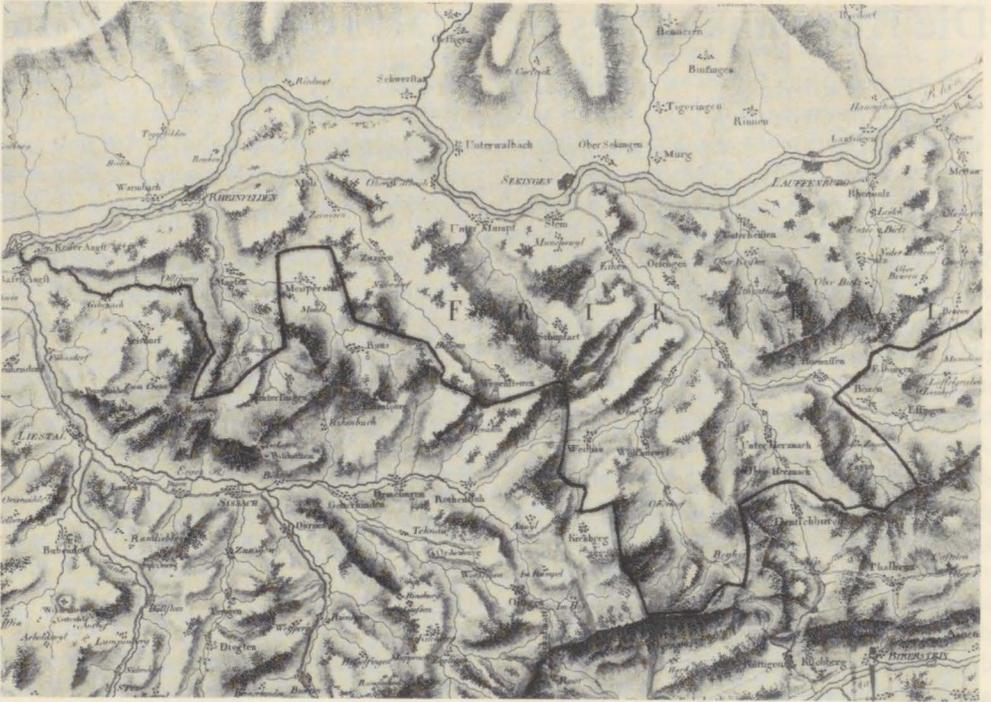
Gedichte des „Bauerndichters“ Wilhelm Trunk finden Sie in diesem Heft auf den Seiten 42, 80 und 122.

Die Abtrennung des Fricktals vom Breisgau im Jahre 1802

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer

Was Frankreich und Preußen im Friedensvertrag von Basel vom 15. April 1795 nach längeren Verhandlungen in einem Geheimartikel über die Abtretung des linken Rheinufers festgelegt hatten, blieb nicht lange verborgen. „Wer aus dem Volke noch am mildesten urteilt, der mutmaßt, es sei eine unter den kriegführenden Mächten schon übereingekommene Sache, daß mit dem deutschen ganzen linken Rheinufer eine Veränderung vorgehe, und die guten treuen Vorlande auch in andere Botmäßigkeit übergehen dürften“, schrieb der vö. Regierungspräsident Freiherr von Sumerau am 24. September an den Außenminister Freiherr v. Thugut in Wien¹⁾. Tatsächlich hatten der französische Gesandte in der Schweiz, Barthélemy, und sein preußischer Verhandlungspartner Hardenberg die Vorlande als Entschädigungsobjekt für linksrheinische Gebietsverluste in Betracht gezogen. Nachdem Bonaparte wenige Tage nach dem in Leoben am 18. April 1797 mit Österreich abgeschlossenen Präliminarfrieden von Außenminister Delacroix die Vollmacht zum Erwerb des Fricktals verlangt hatte, um es an die Schweiz im Austausch gegen strategisch wichtige Gebiete abtreten zu können, setzte er seine Forderung gegenüber dem Grafen von Cobenzl in den Friedensverhandlungen im Oktober durch. Der Kaiser verpflichtete sich im geheimen Teil des Art. VI des Vertrages von Campo Formio, der am 17. Oktober 1797 unterzeichnet wurde, daß er der Französischen Republik beim Friedensschluß mit dem Deutschen Reich seine Hoheits- und Eigentumsrechte über das Fricktal und über alle dem Hause Österreich auf dem linken Rheinufer zwischen Zurzach und Basel gehörigen Lande

unter der Bedingung einer angemessenen Entschädigung in Deutschland überlassen werde. Frankreich versprach, das Gebiet der Helvetischen Republik einzuverleiben. Der Vertrag bedurfte der Genehmigung des Reiches, über die der in Rastatt aufgrund des kaiserl. Hofdekrets vom 1. November 1797 tagende Reichsfriedenskongreß zu beschließen hatte. Welches Schicksal das Fricktal erwartete, konnte kein Geheimnis bleiben, denn Bonaparte ließ auf seiner Reise von Mailand nach Rastatt in der Schweiz keinen Zweifel daran, als er dort zuletzt während seines Aufenthaltes in Basel selbstsicher erklärte: „Das Fricktal ist uns. Was gibt uns Basel dafür?“²⁾ Um darüber zu verhandeln, reiste der Basler Oberzunftmeister Ochs als Gesandter nach Paris. Seine erste Unterredung mit Bonaparte und Reubell fand am 8. 12., also einen Tag vor der offiziellen Eröffnung des Rastatter Kongresses statt, auf dem über die Abtretung rechtlich erst entschieden werden sollte. Besorgt unterhielten sich die Prälaten des Breisgaus über die umgehenden Gerüchte: „Das Fricktal im Oberrheinviertel oder wohl gar alles jenseits des Rheins im oberrheinischen Viertel gelegene als Rheinfeld, Laufenburg etc. soll vom Breisgau abgerissen werden, wodurch sowohl die breisgauischen Stände als auch die Kammer des künftigen Landesfürsten sehr viel verlören; endlich die Schweiz von den Franzosen auf dem Fuß der Italienischen Republik revolutioniert werden etc., wodurch 4 Glieder des Prälatenstandes, St. Blasien, Säckingen, Olsberg, Rheinfeld in Gefahr kämen, einen großen, ja den größten Teil ihrer Revenuen zu verlieren.“³⁾ Zu viel stand für sie auf dem Spiele, als daß man es bei internen Gesprä-



Fricktal um 1800 (Atlas Suisse), aufgenommen und gezeichnet von dem Straßburger Geometer J. H. Weiss, gestochen und gedruckt 1800 in Aarau

Fotosammlung Fricktaler Museum Rheinfelden

chen belassen konnte, und so beschloß man in der Prälatenkonferenz am 4. und 5. Dezember, eine schleunige Deputation nach Rastatt zu beantragen und Sumerau zu bitten, dort dem Grafen Lehrbach, reichsständischer Subdelegierter Österreichs, zur Interessenvertretung des Landes die Denkschriften des Prälatenstandes zu übergeben. Auch die Ständische Konferenz beschloß am 12., wegen der Abtretung des Fricktales vorstellig zu werden. Was Sumerau nach seiner Rückkehr am 29. von Rastatt berichten konnte, war wenig. Von einer Abtretung des Fricktals an die Franzosen war ihm nichts bekannt. Auf dem „Carneval de l'Europe“ ließ man sich Zeit: „man legt die Premorias zum Aktenhaufen, verlangt neue etc.“⁴⁾ So konnte der Konseß in Freiburg erst am 9. August 1798 den Wortlaut der von Lehrbach der Reichs-

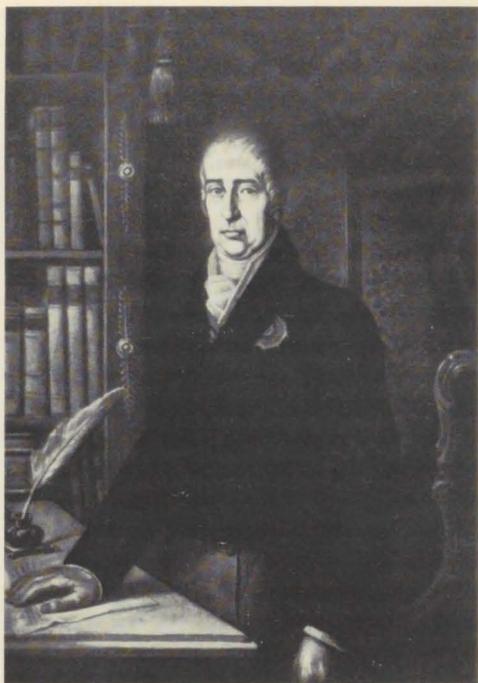
deputation wider die Abtretung übergebene Note zur Kenntnis nehmen. „Auch die Deputation erklärte auf die Forderung der Franzosen, daß, da Fricktal zu Österreich gehöre, sich die Deputation nicht einlassen könnte. An Fricktal würde das Land verlieren 2 Städte, 43 Dörfer, 2113 Häuser, 3260 Familien, 2897 jährliche Dominikal- und 8768 fl. Rustikalsteuer“, notierte Abt Speckle von St. Peter an jenem Tag. Drei Tage später, beim Abschluß des Allianzvertrages vom 12. August, wurde es von Frankreich erneut der Helvetischen Republik versprochen. Bis zur Erfüllung dieses Versprechens war noch ein weiter Weg. Frankreich kam auf dem Kongreß in einer Note vom 3. Oktober auf die Abtretung des Fricktals zurück, aber der von Österreich nach Ausbruch des 2. Koalitionskrieges im April 1799 erzwungene Ab-

bruch des Rastatter Kongresses beendete die Verhandlungen. So blieb man im Breisgau über das Schicksal des Landes auch weiterhin im Ungewissen. Wer den, wenn auch oft vagen Versicherungen aus Wien noch Glauben schenken wollte, konnte sogar noch nach dem Waffenstillstand zu Steyr vom 25. Dezember 1800 neue Hoffnungen schöpfen, denn der nach Wien berufene Sumerau ließ am 30. 12. den Konseß wissen, „daß S. Majestät ohne etwa eine eintretenmögliche Not in eine derlei Abtretung nie willigen würde“! Doch im Friedensvertrag von Lunéville vom 9. Februar 1801 mußte die k. k. Majestät wieder den rechtsrheinischen Breisgau an den Herzog von Modena und das Fricktal mit den Waldstädten Rheinfeldern und Laufenburg an die Französische Republik abtreten. Während diese aber nach dem Vertragsabschluß erstaunlicherweise keinerlei Anstalten zur verwaltungsmäßigen Übernahme des Fricktals traf, betrieb Bonaparte sofort die Erwerbung des für ihn militärisch wichtigen, aber ungleich größeren Wallis als Tauschobjekt.

In Wien hatte man es nicht gerade eilig, die Landstände in Freiburg über das Schicksal des Breisgaues zu unterrichten. In einem Schreiben vom 16. Februar, das erst zehn Tage später in Freiburg eintraf, teilte ihnen v. Sumerau den Friedensschluß mit, ohne die Abtretung des Breisgaues überhaupt zu erwähnen! Inzwischen waren am 21. Februar die ersten Nachrichten vom Frieden und tags darauf auch die Bedingungen bekanntgeworden. Kein Wunder, daß der Konseßpräsident, Franz Anton Freiherr von Baden, am 3. März klagend an Sumerau schrieb: „Geruhen Eure E. hienach von der Größe unseres eigenen Schmerzes zu urteilen, als wir von unserer Trennung von dem allerhöchsten Kaiserhause durch französische Blätter in einem solchen Grade von Gewißheit belehrt wurden, die nicht wohl mehr einigen Zweifel Platz geben wollte.“ Damit aber das Land nicht durch ein weiteres widriges Ereignis niedergeschlagen werde, wünschten die

Stände, daß man den Breisgau und das Fricktal nicht früher abtrete und übergebe, bis man die Landstände mit ihren Wünschen angehört habe, was am zweckmäßigsten durch eine Deputation geschehe. Für den Fall der Vertauschung und Abreißung des Fricktals wurden die wichtigsten Punkte vortragen, die vor allem seinen Anteil an den Landesschulden, den Ausgleich seiner Guthaben und Schulden mit dem übrigen Land und die „Bestimmung der wechselseitigen Eigentumsrechte und Steuerschuldigkeiten über Gefälle und Liegenschaften, welche Parteien des diesseitigen Rheinuferes auf dem jenseitigen und umgekehrt besitzen“. Was die finanziellen Wünsche anbelangte, so bildete der Konseßpräsident eine Kommission, deren Zusammensetzung dem Abt Speckle gründlich mißfiel: „Herr Hug, Rektor der Universität, Erbfeind der Klöster, sollte im Namen des Prälatenstandes deputiert sein!“, „dann seinen Herrn Sohn, den Karl von Baden, der stets und unaufhörlich bei allem sein muß, und den Herrn Rat Adrian“. Auf Wunsch von Sumerau reiste Syndikus Dr. Engelberger am 23. März nach Wien, um die Interessen des Landes zu vertreten, und die Deputierten Karl von Baden und Nino begaben sich Anfang Juni nach Paris, um dort bei dem Hof- und Staatsvizekanzler Graf von Cobenzl wegen der anteiligen Schulden des Fricktals vorstellig zu werden. Am 27. Juni 1801 übersandten sie dem Konseß und Kriegsausschuß den Text einer noch zu überreichenden Note, in der sie argumentierten, daß das Fricktal den neunten Teil des Landes Breisgau ausmache, neuerlich etwas mehr zu den einfachen Landessteuern beitrage (11%) und deshalb mit dem neunten Teil der ganzen Schuldenmasse in Höhe von 295 293 fl. beteiligt sei, „welche Summe also der neue Besitzer nach dem Art. 8 des Lunéviller Friedenstraktates zu übernehmen schuldig ist“.

Von Wien war keine Hilfe zu erwarten; am 15. September kehrte Engelberger „ohne weiteren Erfolg“ zurück. Aber die oft be-



Joseph Thaddäus Vogt Freiherr von Sumerau

schworene Anhänglichkeit des Breisgaus an Österreich war schon längst erschüttert, und Wien unternahm so wenig, sie bei den Getreuen zu festigen, daß der Freiherr von Baden am 12. November 1801 an Sumerau verbittert schrieb: „Wenn aber das Land sehen muß, daß ihm auch da, wo die Hilfe doch ganz und lediglich vom allerhöchsten Hofe abhängt, nicht geholfen wird, so kann es wohl nichts anderes schließen, als daß es für ein hingeworfenes Land anzusehen und als solches behandelt werde.“

Währenddessen nahm die Auseinandersetzung Bonapartes mit der Schweiz über die Abtretung des Wallis eine neue Wendung. Da die Helvetische Tagsatzung am 29. September beschloß, bei ihrer Verhandlung über den frz. Verfassungsentwurf von Malmaison an der Unversehrtheit ihres Territoriums festzuhalten, ließ er das Wallis am 26. Oktober 1801 kurzerhand besetzen, um dann ziel-

strebig den Erwerb des Dappentals im Tausch gegen das Fricktal anzusteuern. Im August 1802 stimmten schließlich der helvetische Vollziehungsrat und Senat dem Tausch zu.

Unabhängig vom Verlauf der frz.-helvetischen Verhandlungen ergriffen die im Fricktal eingebürgerten Brüder Fahrländer aus Ettenheim⁵⁾ die Initiative zur Abtrennung des Gebietes.

Was der Oberamtsrat und Landschreiber Johann Nepomuk Stork vom Oberamt Rheinfeldern unterm 25. Dezember 1801 sowohl der vö. Regierung und Kammer als auch am 2. Januar 1802 dem Konseßpräsidenten v. Baden mitteilte, klang zwar alarmierend, ließ aber noch keinesfalls das volle Ausmaß dessen erkennen, was sich da im Fricktal im revolutionären Tempo abspielte. Immerhin vermittelte der Bericht bereits einen ersten Einblick in das Geschehen und über die Akteure. Es sei aus mehreren Anlässen nicht unbekannt, daß der von Oberwinden nach Eiken permutierte Pfarrer Karl Zirn⁶⁾ in Mönchwilten dem Dr. Sebastian Fahrländer, der erst kürzlich nach Bern übergesiedelt sei, und seinem Bruder Karl, dem ehemaligen Klostermitglied zu Ettenheimmünster, das Bürgerrecht heimlich verschafft habe, ohne deshalb das Oberamt zu Rheinfeldern im geringsten zu verständigen. Karl Fahrländer, Protokollist beim helvetischen Finanzrat in Bern, befinde sich heimlich im Pfarrhof zu Eiken und habe den bekannten Amtmann Tröndlin angestellt, eine von ihm verfaßte Bitte an Bonaparte und den Grafen v. Cobenzl von den Fricktalern Untertanen und Vorgesetzten heimlich unterschreiben zu lassen. Die Petition an Bonaparte, ein von Fahrländer selbst geschriebenes Konzept schreiben an Cobenzl, in denen gebeten wurde, das Fricktal nicht unter die Kantone Basel und Aargau aufzuteilen, sondern zu einem besonderen Kanton zu formieren, nebst einem Entwurf zu einer Kantonseinrichtung und Verfassung für einen künftigen Kanton Fricktal, seien ihm von Zirn durch einen

Bauern zugestellt worden. Er möchte veranstalten, daß diese Schriften um so eher von den Vorgesetzten der Kameralherrschaft Rheinfelden unterschrieben würden, als es wirklich nächstens und schleunigst um die Vereinigung des Fricktals mit der Schweiz zu tun sei. Zirn stehe außerdem in Verbindung mit dem Kaufmann Brentano und dem Dr. med. Helbling von Laufenburg, dem herrschaftlichen Forstmeister Zähringer und dem Bürgermeister Reutter in Rheinfelden, welche künftig alle im Fricktal negoziieren wollen. Stork bat die hohe Landesstelle in Freiburg, dem Pfarrer Zirn allen Einfluß in solche Geschichten nachdrücklichst zu versagen, doch die von den Brüdern Fahrländer getroffenen Vorbereitungen zur Abtrennung des Fricktals waren schon zu weit fortgeschritten, als daß sie durch eine solche Maßnahme auch nur hätten verzögert werden können.

Dr. Sebastian Fahrländer, Physikus der Stadt und des Waldvogteiamtes Waldshut, der 1798 von Franz Josef Sutter eine Apotheke erworben hatte, war nach ihrem Verkauf an Jakob Harrer von Konstanz⁷⁾ 1801 nach Bern gezogen, nachdem ihm dort die freie Ausübung seiner Praxis gestattet worden war. Sein Bruder Karl machte ihn mit dem helvetischen Finanzminister Dolder bekannt und empfahl ihn als Berater für das Fricktal. Dieser vermittelte später die Verbindung zu General Montrichard⁸⁾, Commandant en Chef der frz. Truppen in Helvetien und im Fricktal, sowie zum frz. Gesandten Raymond de Verninac. Karl F. knüpfte auch die Beziehung an zu dem ihm persönlich bekannten Minister Albert Philipp Stapfer, der als helvetischer Gesandter in Paris weilte und dem er am 12. Dezember 1801 seine Begründung für die Bildung eines Kantons Fricktal übersandte: „B. Dolder fühlt das ganze Gewicht der Gründe für die Selbständigkeit des Fricktals als Kanton, und er hat schon einige Male mit B. Verninac davon gesprochen. In Helvetien würde die Sache keinen Widerspruch finden: es kommt nun darauf an, daß

Sie durch Ihre Verwendung die Beistimmung der französischen Regierung bewirken. Ich kenne die Wichtigkeit Ihrer Verwendung, und Sie sind zu edel, als daß Sie eine für Frankreich sehr gleichgültige Sache nicht durch Ihre Vorstellungen bewirken dürften. Die französische Regierung wird unverzüglich eine Vorstellung deswegen erhalten.“⁹⁾ Im Fricktal ließ sich Dr. Fahrländer auf einer Versammlung am 24. Dezember 1801 in Laufenburg für die weiteren Schritte bevollmächtigen: „Wir Endesunterschriebenen ersuchen Sie, Herr Dr. Fahrländer, inliegendes Memorial, worin wir die Gründe anführen, warum das Fricktal einen besonderen Canton bilden soll, und welches wir dem frz. Consul übermacht haben, dem frz. Gesandten bei der Helvetischen Republik, zu übergeben, ihm die ferneren nötigen Aufschlüsse zu erteilen, überhaupt diese Angelegenheit nach Vermögen und Umständen zu besorgen, und uns von Zeit zu Zeit vom Erfolg Bericht zu geben.“ Weber, Vogt von Sulz; Winkler, Vogt in Mettau; Martin Freund, Vogt in Kaisten; Michael Weber, Vogt in Itenthal; Ignatz Senn, Vogt in Gansingen; Vögelin, Bürgermeister Laufenburg; Tröndlin, im Namen des wirklich kränklichen Reutter; Friderich, Syndikus der Stadt Laufenburg.

Die Denkschriften wurden an die maßgebenden Behörden in Paris und Bern geschickt, und die Brüder Fahrländer verloren auch sonst keine Zeit, ihr Vorhaben zu verwirklichen. Sebastian besprach sich am 31. 12. mit Verninac und sandte am 2. Januar 1802 den Entwurf einer Kantonsverfassung mit den Erläuterungen seines Bruders an Stapfer. In seinem Brief an Stapfer warf er im Interesse von Laufenburg ein Problem auf, das noch viel Staub aufwirbeln sollte: „Noch haben einige Bürger Laufenburgs einen Zweifel, der ihre Zukunft betrifft. Ungefähr der 6. Teil der Stadt Laufenburg liegt auf dem rechten Ufer des Rheines . . . Dieser Teil der Bürger Laufenburgs glaubt, mit an die Schweiz übergehen zu müssen, weil selbe unter der

Stadt Laufenburg bisher begriffen waren, mit den anderen Bürgern alle Einnahmen, Ausgaben, Gemeindegüter, Bann, Ortsobrigkeit und Pfarrer gemein hatten. Bürger Minister Verninac, dem ich diesen Gegenstand vorge- tragen habe, äußerte sich, es käme hierin darauf an, welche Auslegung man dem Artikel, der im Lunéville Friedenstraktat über die Abtretung Fricktals festgesetzt worden sei, geben wolle. Obige Umstände und Verhältnisse dieser Bürger der Stadt Laufenburg werden Sie, Bürger Minister, überzeugen, wie viel Unordnungen, Streitigkeiten, Prozesse und Feindschaften durch diese Trennung der Familien, ihrer Güter, Rechte und Gerechtsame entstehen müßten. Ich bitte Sie, diesen wichtigen Umstand wohl zu beherzigen und durch ihre Verwendung für deren Vereinigtbleiben alle diese großen Unordnungen zu verhüten.“

Während Sumerau in Wien die Berichte des Landschreibers Stork am 6. Januar sofort an den Kaiser weiterleitete, wurde am gleichen Tag in Laufenburg die Abtrennung offen eingeleitet: „Was in unserer jüngsten Vorstellung vom 2. d. nur noch furchtsame Ahndung war, ist leider nur zu schnell und unerwartet eingetroffen. Plötzlich und unverhofft ist endlich das Ereignis erschienen, das unsere Gemüter schon längst mit banger Erwartung erfüllt hatte. Am 6. d. kam Dr. Sebastian Fahrländer als Abgeordneter des frz. Ministers und der Regierung in Bern zu Laufenburg an und eröffnete den daselbst versammelten Landesvorgesetzten und Beamten, daß er beauftragt sei, das zu einem Schweizerkanton bestimmte Fricktal im Namen obgedachter beiden Regierungen in Besitz zu nehmen und unter einem zu organisieren. Es würden demnach die bestehenden Autoritäten demnächst aufzuhören haben und in Gemäßheit der für die Schweiz bestimmten Verfassung neu einzusetzen sein, worauf man sich allezeit gefaßt zu halten hätte.“ Auf einer Versammlung der Standesmitglieder am 21. Januar in Laufenburg übermittelte Fahrländer die schriftlichen und

mündlichen Aufträge Verninacs; die Magistrate zu Laufenburg und Rheinfelden sowie das Oberamt wurden bis 9. Februar als provisorisch erklärt und über die landesfürstlichen Kassen der Beschlag verhängt.

Der Laufenburger Magistrat (Bürgermeister Vögelin, Syndikus Fridrich, Rat Egg) hatten der Bürgerschaft von Kleinlaufenburg zuletzt in einem Schreiben vom 30. Dezember 1801 seinen Wunsch zu erkennen gegeben, „daß die Stadt Laufenburg auf irgendeine Art nach dem Beispiel der Stadt Basel und noch anderer Schweizerstädte, die auf beiden Seiten des Rheinstroms liegen, beisammen belassen werde“ und machte ihn nun auf der Versammlung zu einer Kantonsangelegenheit. Es wurde beschlossen, „daß kein Mittel unversucht gelassen werden solle, vermittelt der Regierung in Bern bei dem ersten Konsul der frz. Republik es dahin zu bringen, daß die Kleinstadt Laufenburg mit der Großstadt vereinigt bleibe“. Syndikus Mathias Föhrenbach von Waldshut, der in dieser Sache die Initiative ergriff, machte sich zum Anwalt der Kleinlaufenburger. Diese erklärten, daß sie den Magistrat als „Stellvertreter einer fremden Regierung“ nicht mehr als Vorgesetzte anerkennen und seine Befehle nicht mehr vollziehen würden. Auf den Rat Föhrenbachs, den sie baten, provisorisch das Amt des Syndikus zu übernehmen, wählten etwa 35 Bürger der ungefähr 300 Einwohner¹⁰⁾ umfassenden Kleinstadt am 24. Januar 1802 einen provisorischen Magistrat. Bürgermeister wurde mit nur 17 Stimmen Joseph Hüniger, mit dem die Räte sich sehr bald wegen seiner Eigenmächtigkeit überwarfen¹¹⁾. Föhrenbach war ein entschiedener Gegner Fahrländers und der neuen Verhältnisse im Fricktal, über die er Freiburg mit allen Dokumenten auf dem laufenden hielt, so daß auch das „Allgemeine Intelligenz- oder Wochen-Blatt für das Land Breisgau“ fortlaufend über die Vorgänge im Fricktal genau berichten konnte. Weder das Oberamt Rheinfelden noch die Behörden in Freiburg wußten zu diesem Zeitpunkt, was

sie von den Vorgängen im Fricktal halten sollten. Das Oberamt wandte sich am 23. 1. an die Helvetische Regierung in Bern mit der Anfrage, „ob dann die Gebrüder Fahrländer von einem hohen Gouvernement beauftragt seien, dahier im Lande Veränderungen vorzunehmen oder sonst Geschäfte zu führen“, und stieß dann am 30. erneut mit der Bitte nach, die Sache zu untersuchen und die „ruhestörenden Fahrländer“ wegzuschaffen. Da das Fricktal noch nicht an die Schweiz abgetreten war, konnte diese nur antworten, „daß dieser Gegenstand der Helvetischen Regierung ganz fremd sei und dieselbe darüber keinen weiteren Aufschluß geben könne.“¹²⁾ Und der Konseßpräsident schwebte noch am 26. 1. in Ungewißheit: „Über die nahe bevorstehende oder gar schon geschehene Besitznahme des Fricktales von Seite Frankreich oder der Schweiz gehen seit einigen Tagen so vielfältige Gerüchte durcheinander herum, daß man nicht weiß, ob etwas oder nichts oder wieviel davon wahr sei.“ Es irritierte ihn, wie die Abtrennung überhaupt vor sich ging: „Man könnte, scheint es uns, noch mit Grund zweifeln, ob dieses die Art sei, auf welche ein Landstrich von einem Staat an einen anderen übergehe, und ob die geschehenen Schritte auch nur autorisiert gewesen und wirklich von der Regierung der frz. oder der helvet. Republik angeordnet worden seien.“ Seine weitere Stellungnahme charakterisiert die Haltung von Konseß und Landesregierung in jenen schweren Tagen: „Dem mag jedoch sein, wie es will; so hat dieses Ereignis, in welches man übrigens bei der dormaligen Lage von diesseits auf keine Art wirken kann, doch einen für das übrige Breisgau sehr wichtigen Gegenstand wieder in lebhaftere Erinnerung gebracht. Es ist der Punkt, daß mit dem Fricktal ein verhältnismäßiger Anteil aus den Breisgauischen Landesschulden auf jenen Staat, an den es kommen wird, und mit demselben über das Fricktal berührenden wechselseitigen Forderungen und Gegenforderungen Abrechnung gepflegt werde.“ Im Schriftverkehr des Kon-

seßpräsidenten mit Sumerau stößt man auf keinen Hinweis, daß man sich direkt mit Minister Verninac oder General Montrichard in Verbindung setzte, um die Abtrennung formalitäten zu klären und damit die österr. Verwaltung im Fricktal zu unterstützen. Man beließ es bei der Weitergabe der Berichte von Instanz zu Instanz und dem fruchtlosen Lamentieren. Mit dem Beschluß vom 21. Januar, die landesfürstlichen Kassen und die übrigen Kameralgefälle in Beschlag zu nehmen, hatte für die Bediensteten im Fricktal eine unerquickliche Zeit begonnen. Mangels vorliegender Dienstanweisungen für eine solche ungewöhnliche Art der Abtrennung sahen sie sich in der wenig beneidenswerten Lage, den Befehlen der neuen Herren nachkommen zu müssen, ohne ihrer Herrschaft untreu zu werden. Die Beamten des Oberamtes waren davon nicht ausgenommen, mußten sie doch aufgrund eines ihnen von Brigadegeneral Quetard in Basel am 24. Januar übermittelten Befehls mit dem Kapitän und Platzkommandanten Lorge den im Kornkasten befindlichen Fruchtvorrat in Augenschein nehmen. Bei den Debatten über das von Lorge aufgesetzte Protokoll drohte ihnen dieser mit der Verlegung von 3—5 Kompagnien, falls sie es nicht in der von ihm gewünschten Form unterzeichneten. Um „dem Land kein Militär auf den Hals zu ziehen“ unterschrieben sie, nicht ohne in ihrem Bericht festzuhalten, daß der für das Oberamt dolmetschende Freiherr von Truchseß von der Kommenterei Rheinfeldens sich geweigert habe, das Protokoll zu unterschreiben. Dieser wollte nicht einmal darin genannt sein, weil er gegen niemand impingieren möge, was ihm übrigens später sicherlich zugute kam. Resignation und Unmut der Beamten sind verständlich, wenn sie am 27. 1. an Regierung und Kammer schreiben: „Das Elend, in welchem wir uns wirklich befinden, ist wahrhaft größer als man es sich vorstellen kann, und es folgt ein Schlag auf den anderen, und einer ist gefährlicher als der andere, der schlimmste aber ist dieser, daß man, wie



Dr. Sebastian Fabrländer

es in dergleichen Revolutionsfällen gewöhnlich ist, nicht einmal den eigenen Leuten trauen darf ... Wir waren bisher der Meinung, daß die Sache in Ordnung ausgehen, daß die Übergabe und Übernahme von wechselweisen Kommissarien geschehen, oder uns wenigstens eine allerhöchste Resolution zukommen werde, allein, wir scheinen von jedermann desertiert und selbst überlassen zu sein. Nächstkünftigen Hornung sind es 3 Jahre, daß das diesseitige Oberamt alles Ungemach ertragen, auch geduldig und pflichtgemäß ausgehalten hat. Nun werden wir aber allgemach müde, die Geschäfte nehmen von Tag zu Tag häufiger zu.“ Die Honorierung ihrer Tätigkeit nahm sich in ihren Augen auch nicht gerade rosig aus: „Die Kasse ist geschlossen und dem Oberamtman ist besonders aufgetragen, daß ich nicht einen Heller daraus distrahieren lassen solle. Also ist die in Gnaden bewilligte halbjährige Besoldung samt dem laufenden Salarium dahin, und wenn wir über dieses noch über alle Natural- und Geldeinnahmen von dem Tag des zu Lunéville geschlossenen Friedens an haften sollen, welches wir nie im Stande sind, so wird uns die Übertretung auf das rechte Rheinufer, das gleichfalls mit fränkischen Truppen besetzt ist, am Ende

wenig helfen, weil man uns auch auf dieser Seite suchen wird und kann.“ Da das Oberamt keine Auszahlung, auch nicht die bewilligte halbjährige Besoldung, aus der Kasse erhoffen konnte, bat es um eine Anweisung auf ein Basler Bankhaus, „ansonsten wäre man ja genötigt, am Hungertuch zu nagen oder vor der Zeit den Platz zu verlassen“. Fragen über Fragen: „In dem nämlichen Unglücksfalle befinden sich auch die Pensionisten und Invaliden, auch kommen täglich unentbehrliche Ausgaben und Botengänge vor; hochlöbl. vö. Regierung, wie haben wir uns diesfalls zu verhalten, da es wahrhaftig die bedürftigen Leute angeht, und wir demnach nicht einen Heller aus der Kasse nehmen dürfen?“ Und das Oberamt bat die k.k. Regierung, „uns dermaleinstens vollständig und bestimmte Verhaltensbefehle zuzufertigen, oder wenigstens uns aber bestimmt zu überlassen, daß wir ohne alle Verantwortung nach Vernunft, Freiheit und Umständen handeln dürfen“. In welche Konflikte der einzelne in dieser Übergangszeit gestürzt wurde, verdeutlicht die Korrespondenz des Geleitzollers Bartholomä Fendrich in Laufenburg im Ablauf von zwei Tagen. Im Waldvogteiamt Waldshut war man sich noch im unklaren, ob der Magistrat von Laufenburg schon die Vorräte an herrschaftl. Früchten und die Kassen in Beschlag genommen hatte. Vorsorglich wurde Fendrich am 27. 1. aufgefordert, dem Boten die eingegangenen Zollgefälle für die letzten zwei Monate mitzugeben. Konnte er an diesem Tag die Frage nach dem Beschlag noch verneinen, mußte er schon am nächsten Tag seinem Sohn Franz Xaver, landständischer Anstellungspraktikant in Freiburg, berichten, daß Dr. Fahrländer überraschend bei ihm aufgetaucht sei, um dies bei der Kasse vorzunehmen. Er habe sich geweigert und auch keine Zollrechnung vorgelegt; „da man ihn auf das höchste und bei eigener Dafürhaftung verboten, keinen Heller Sold mehr in die betreffenden Kassen abzuführen“. Jedoch sei es trotz des unvermuteten Auftau-

chens durch seine Vorsicht geglückt, sämtliche Gelder in Sicherheit zu bringen. Da er nun nirgendher einen Verhaltensbescheid erhalten habe, so bitte er, diese Sache unmittelbar der Regierung und Kammer anzuzeigen und so um schleunige und höchste nötige Befehle zu ersuchen. Aber als dieser Brief am 29. 1. von seinem Sohn der Regierung zur Kenntnis gegeben wurde, mußte der Geleitzoller schon wieder dringend nach Waldshut schreiben: „Heute früh um 9 Uhr hat der Dr. Fahrländer mich zu sich in des Herrn Rats Brentano Haus rufen lassen und mir gesagt, daß der Zoll, die Rechnung, kurz alles in Beschlag genommen sei und im Land verwahrt werden müsse. Ich würde also selbst dafür haften müssen, daß ich gar nichts von dem allem, was des Kaisers sei, hergebe. Er wolle, weil er bevollmächtigt, mir die Sache auf das schärfste gesagt haben. Ich bitte Sie, soviel ich bitten kann, mir für die herübergeschickten 37 fl. 36 × einen Empfangschein, so geschwind es Ihnen möglich ist, zu überschieken belieben, damit ich nicht bei allem dem unglücklich werde. PS. Ich lebe in der größten Furcht und kann mich niemand anvertrauen, denn ich bin umgeben von Menschen, die ich dem Papier nicht anvertrauen darf, ich werde es Ihnen einmal mündlich sagen.“ Die Quittung sollte entsprechend vordatiert werden. Andere führten die Weisungen Fahrländers gleich aus: „Auf Befehl des Kommissärs der Regierung von Bern habe ich unter dem heutigen Datum 6 Viertel Roggen, welches von dem rechten Rheinufer auf hiesiger herrschaftlicher Schütte sich befand, abgegeben“, meldete am gleichen Tag Lor. Schlageter.

Dem Wunsch nach einer geregelten Übergabe des Fricktals schien eine Anordnung des Brigadegenerals Quetard zu entsprechen. Er übertrug dem Artilleriekapitän Lorge das Kommando über die frz. Truppen im Fricktal und befahl ihm am 30. Januar, sich für den Augenblick darauf zu beschränken, die wahrhaften Landesautoritäten in Rheinfelden und Laufenburg anzuerkennen und sich

mit diesen zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und zur Sicherung des Unterhalts der Truppen ins Einvernehmen zu setzen, mithin alle Befehle, welche Fahrländer als sogenannter Deputierter des Fricktals zu Bern verschiedenen Privaten in Betreff der öffentlichen Kassen und Magazine zu Rheinfelden und in anderen Orten erteilt haben könnte, auf der Stelle aufzuheben. Und da Fahrländer an die helvet. Regierung in Bern berichtet hatte, daß die fricktalische Gefälle und Abgaben immer noch nach Freiburg abgeführt wurden¹³⁾, sollte Lorge dafür Sorge tragen, daß nichts mehr aus den öffentlichen Kassen und Magazinen an kaiserliche Beamte abgegeben werde. Auf den 1. Februar wurden die Mitglieder der Stände in Laufenburg versammelt, um die entsprechenden Befehle entgegenzunehmen. Als Vertreter des Oberamtes war Oberamtsrat Stork anwesend. Was auf dieser Versammlung verordnet und beschlossen wurde, war für die vö. Verwaltung schon recht merkwürdig: es sollte nichts an der Landesverfassung „wegen der diesfalls entstehen müßenden Konstitutionen und üblen Folgen“ geändert werden, also die politischen und Justizländerstellen bis zur förmlichen Übergabe des Fricktals an die Helvetische Republik anerkannt bleiben, aber alle Obrigkeiten sollten dafür haften, daß nichts nach Freiburg oder sonst außer Landes abgeführt werde. Unter diesem Gesichtspunkt wurde das Rentamt in Rheinfelden in der Person des Rentmeisters Elgger mit der Fortführung der Verwaltung beauftragt. Was die rentamtlichen Gefälle des Waldvogteiamtes Waldshut betraf, so sollten diese vom Laufenburger Magistrat besorgt und verwaltet werden. Das Protokoll der Stadt Laufenburg vermerkt: „Sämtliche Teile haben sich Liebe und Zutrauen und Einigkeit bis an das Ende feierlich angelobt und versprochen.“ Das Ganze war ein Schlag gegen Dr. Fahrländer und seine Mitarbeiter und damit gegen die demokratische Neuorganisation des Fricktals, was noch dadurch unterstrichen wurde, daß die Dr. Fahrländer am

24. 12. 1801 erteilte Vollmacht widerrufen wurde. Trotz dieser überraschenden Wendung der Dinge, die sicherlich nicht ohne Zutun der Gegner Fahrländers zustandekam, konnten sich die Beamten des Oberamtes dabei kaum wohlfühlen: „Da nun ich, der Rentmeister Elgger, mir nicht getraue, die mir von den Standesgliedern übertragene Gefällverwaltung ohne höhere Influenz und Bewilligung so geradehin anzunehmen, so könne er nicht umhin, von diesem abermaligen Vorgang die pflichtschuldige Anzeige zu machen und um alles und alles zu bitten: 1. ob dem Rentmeister erlaubt sei, die Verwaltung im Namen der eingesessenen Landstände ohne Gefahr und Verantwortung zu übernehmen; auch 2. ob wir uns insgesamt nicht etwa einer Verantwortung aussetzen, wenn wir uns erklären, daß wir bis zur förmlichen Übergabe an die Schweiz mit den überhaufigen Landesangelegenheiten die Justitia und Politica besorgen oder aber nicht vielmehr diese Commission als eine bedeutende Verweisung auf das rechte Rheinufer ansehen sollen? Die Verlegenheit, in der wir uns befinden, ist wahrhaft unbegreiflich und so vervielfacht, daß wir ohne höhere Weisung, um welche wir schon so vielmal gebeten, aber solche nicht erhalten haben, nicht mehr wissen, was wir tun oder nicht tun sollen.“ Ein gnädiges Schicksal wollte, daß die Beamten des Oberamts sehr bald von der Qual der Ratlosigkeit erlöst wurden. Am 5. 2. meldeten sie der Regierung: „Heute in der Nacht von 9 bis 11 Uhr ist ein weiterer schmerzhafter Schlag geschehen. Der hiesige Stadtkommandant Lorge kam mit dem Bürgermeister Reutter dahier, welchem der Amtmann Tröndlin von Laufenburg bald darauf nachfolgte, daher und forderten zuvörderst von dem Oberamt die Schlüssel zur Registratur und Kanzlei nebst dem Ratssiegel.“ Zur gleichen Zeit übernahmen Tröndlin und Waldmeyer von Möhlin die Zollamtskasse. Die Freude darüber, daß die alte Landesverwaltung bestehen bleiben sollte, war von kurzer Dauer gewesen, denn Lorge entband die

drei Beamten des Oberamtes auf Befehl des General Quetard, der wiederum nach Anweisung von General Montrichard handelte, mit sofortiger Wirkung von ihren Verwaltungsfunktionen im Fricktal. Ihre Entlassung wurde damit begründet, daß sie entgegen des Lunéviller Vertrages herrschaftliche Gelder nach Freiburg abgeführt hätten. Die Verwaltung wurde zunächst provisorisch von Tröndlin, Johann Dinkel und Waldmeyer übernommen. Die öffentliche Bekanntmachung über den Vorgang erfolgte am 6. Februar in Rheinfelden. Kasse und Archive seien Dr. Fahrländer überantwortet worden. Die Oberbeamten begaben sich nach Nollingen auf das rechte Rheinufer, um dort die Geschäfte der Landschaft Rheinfelden zu besorgen.

In Freiburg verhielt man sich nach den Ereignissen vom 6. in gewohnter Weise. Die Räte der vö. Reg. und Kammer wandten sich am 9. mit der stereotypen Bitte an Sumerau in Wien: „Da diese Sache immer ernstlicher zu werden beginnt, so wiederholen wir zugleich unser gehorsamstes Ersuchen um hohe Weisung, wie wir uns diesfalls weiter zu benehmen haben.“ Wie man sich tatsächlich benahm, hielt der Konseßpräsident in seinem Schreiben vom 11. an Reg. und Kammer fest: „In die fricktalischen Ereignisse, so bunt und quer sie auch aussehen, uns eigentlich einzumischen, fanden wir mehrere Bedenken, und wir sind nun darin, es bei obigem zu belassen, um so beruhigter, als wir bemerken, daß die hochl. Kammer und Regierung in der Sache behutsam und unteilnehmend sich zu halten, eben auch für rätlich hält.“ Hierbei befand man sich denn auch in voller Übereinstimmung mit dem Wiener Hof. Durch höchstes Hofdekret vom 14. befahl der Kaiser, „daß sich bei den Vorgängen im Fricktal ruhig, und sowohl gegen die frz. Zivil- als Militärpersonen rücksichtlich benommen werden sollte.“

Am 9. Februar versammelten sich die fricktalischen Landstände, um auf Weisung von Montrichard eine neue Behörde zu wählen

und einen Präsidenten des Fricktals als Landesvertreter gegenüber dem frz. Militärkommando zu ernennen. Das neue „Vollziehungskomitee des Fricktals“ setzte sich aus folgenden Mitgliedern zusammen: Tröndlin, Vögelin von Laufenburg, Reutter von Rheinfelden, Dinkel von Eicken und Waldmeyer von Möhlin. Dr. Fahrländer übernahm das Amt des „provisorischen Statthalters des Fricktals“. In einer Proklamation forderte das Komitee angesichts der Einführung einer neuen Ordnung die Einwohner des Fricktals auf, sich weiterhin als gute Bürger zu benehmen, und rühmte die väterliche Anteilnahme von Montrichard und Verninac am Schicksal des Landes: „Sie versprachen uns alle kaiserlichen Gefälle jeder Art, wessen Namen sie sein mögen, vorrätige oder rückständige dem Lande zu überlassen, und forderten nichts als den Unterhalt der wirklich gegenwärtigen Truppen. Wir haben hievon schon einen sprechenden Beweis erhalten, indem man uns alle Kassen, vorrätige Getreide, Früchte aller Art und die Archive ausgeliefert hat.“

Die Neuordnung war im Fricktal friedlich vonstatten gegangen, denn Fahrländer hatte schon in der Versammlung vom 6. Januar sein wirtschaftliches und kulturelles Programm vorgetragen, das von allen gebilligt wurde.¹⁴⁾ Die Aussicht auf die Bildung eines eigenen Kantons mußte auch aus religiösen Gründen befriedigen, und die Erklärung Fahrländers auf der Ständerversammlung vom 21. 1., daß die Fricktaler künftig über sich selbst und über alles Eigentum, das bisher dem Kaiser gehörte, verfügen könnten, natürlich überall auf Zustimmung der Bevölkerung stoßen. Wenn der Freiherr von Baden in seinem Schreiben vom 18. 2. an Sumerau die Frage aufwarf, „Was mag solche Veränderungen hervorgebracht haben?“ und diese damit beantwortete: „Was anderes als der unglückliche Zustand, in welchem das Fricktal zu lange blieb, wo es sich überlassen war, und dem Staate, dem es für die Zukunft angehören soll, noch nicht einverleibt, von jenem aber, dessen Teil es bisher war, als abge-



Im neuengerichteten Haus „Zum Strauß“ (Photo-Bauer) in Waldshut befand sich zuletzt bis 1801 die Apotheke von Dr. Sebastian Fabrländer

Bild: Konrad Sutter, Waldshut

rissen und fremd ohne Hilfe und ohne Teilnahme verlassen worden ist. Wie niederschlagend ist für uns diese Beobachtung!“, so war er sich angesichts der gleichen Situation im Breisgau der auch diesem drohenden Gefahr bewußt, zumal ihm am 14. aus Waldshut mitgeteilt worden war, Fahrländer habe auch dem Schwarzwald und dem Breisgau die Freiheit angeboten.¹⁵⁾ Doch Fahrländer war vollauf mit der Organisation des Fricktals beschäftigt. Auf dem Landtag vom 20. Februar wurde die Fahrländersche Kantonsverfassung mit geringen Korrekturen angenommen. Dr. Fahrländer wurde zum Amtsverweser und Präsidenten der als Exekutivgewalt geschaffenen Verwaltungskammer ernannt, die aus drei Mitgliedern be-

stand. Neben einem Kantonsgericht sah die Verfassung einen kleinen Kantonsrat vor, der aber aufgrund des frz. Einspruches nie ins Leben trat; an seiner Stelle übernahm das „Ständische Vollziehungskomitee“ den für ihn vorgesehenen Aufgabenbereich. Mit den Landtagsbeschlüssen hatte der staatspolitische Akt der Abtrennung seinen Abschluß gefunden, wenn auch der Konseßpräsident nicht begreifen konnte, „wie man diesem an sich unbedeutenden Ländchen gestatten könne, sich eine eigene Verfassung zu geben“.

Die Bildung des Kantons Fricktal unter dem Protektorat Frankreichs war aber für Fahrländer nur ein Teil seines Programmes; mit der Trennung vom Breisgau sollte gleichzeitig eine solide finanzielle Grundlage für das Ländchen mit seinen rund 18 000 Einwohnern geschaffen sowie der ökonomische und politische Einfluß rechtsrheinischer Korporationen beseitigt werden. Was er sich vorgenommen hatte, nahm er mit ungeheurer Tatkraft in Angriff, ohne zu ahnen, daß sich daraus noch jahrzehntelange finanzielle Auseinandersetzungen mit dem Breisgau bzw. Baden entwickelten. Unter welchen Umständen er die ökonomische Trennung und die Beseitigung der Feudallasten betrieb, hat er später einmal festgehalten¹⁶⁾:

„In diesem Lande hatten Stifter und Orden des rechten Rheinufer Gefälle und Eigentum von einem großen Wert: oder richtiger zu sagen, ihnen gehörte der Ertrag des Landes. Nächstdem war das Land an das Kloster Einsiedeln für 100 000 fl. verpfändet. Im ganzen Lande dachte niemand daran, daß hierin eine Änderung zum Vorteil des Landes statt haben könnte, und niemand darin fiel es ein, einen Versuch dieser Art zu wagen. Ungeachtet aller Hindernisse, die hier obwalteten, ungeachtet der bedeutenden dabei interessierten Körper, gegen die die Arbeit gerichtet sein mußte, und weswegen auch niemand auch nur an die Möglichkeit eines guten Erfolges glaubte; ungeachtet des Hasses, den ich mir, teils von der jenseitigen Regierung,

teils von den dabei interessierten Teilen auf den Hals ladete; ungeachtet der Verfolgungen, die ich deswegen gleich anfänglich sogar in dem öffentlichen Blatte von Freiburg zu dulden hatte, übernahm ich die Arbeit dieses Gegenstandes mittels eines Auftrages und Vollmacht von den Landständen des Fricktals. Dazu brauchte ich meinen damals als Delegierten des Fricktals in Bern angestellten Bruder; und außer diesem Mitarbeiter machte alles, was mich umgab, den ruhigen Zuschauer, und sogar Beamte klatschten in die Hände, wenn widrige Berichte und Nachrichten deswegen kamen.“

Nach diesem Landtag berichteten die ritterschaftl. Deutschordenskommende Beuggen und das Stift Säckingen am 28. 2. dem Konseß, daß „alle Jurisdiktions-, Gerichtssachen der Domänen des rechten Rheinufer im Fricktal aufhören sollen: So werden in der Konstitution alle Pfarrpatronatsrechte im Fricktal als dem Kanton zuständig erklärt, alle Zehnten, was nicht Frucht- oder Weinzehnt ist, aufgehoben, aller Frucht- und Weinzehnt aber als Kantonseigentum proklamiert“, woraus zuerst die Pfarrer und Schullehrer bezahlt werden sollten. Ein Hauptfeind erwuchs Fahrländer im Stift Säckingen, das sehr erhebliche Einbußen zu erwarten hatte: „Das fürstliche Stift Säckingen hat über zwei Drittel aller seiner Gerechtsamen, Realitäten, Liegenschaften und Nutzungen im Fricktale und würde durch deren Verlust in der Substizienz bedroht. Die Kommende Beuggen aber zählt die Rechte und Einkünfte im Fricktale unter die beträchtlichsten.“ Was Säckingen bei einem Erfolg Fahrländers zu verlieren hatte, unterstreicht Senti in seiner Darstellung über die Herrschaft Laufenburg, die mit der Grafschaft Hauenstein das Waldvogteiamt Waldshut bildete: „Das Damenstift Säckingen war hier der älteste und bedeutendste Grundherr, auch bis tief in die Herrschaft Rheinfelden hinein, so daß wir von einem eigentlichen Klosterstaate sprechen können, der von Hochsal bis an den Bözberg hinauf-

reichte¹⁷⁾. Fahrländer wollte alle Teilungsfragen noch vor einer Eingliederung in die Helvetische Republik mit der notwendigen Unterstützung Frankreichs geregelt wissen. Eine von Karl Fahrländer entworfene Denkschrift wurde als Vorstellung der Stände am 24. Februar unterbreitet. Punkt 5 betraf die Teilung Laufenburgs, über die auf dem Landtag verhandelt worden war. Ohne eine frz. Entscheidung abzuwarten, suchte Dr. Fahrländer die Angelegenheit selbständig zu lösen. Bereits am 21. erließ er an den Magistrat der Stadt Laufenburg folgende Weisung: „Sie haben wie bisher die jenseits der Rheinbrücke gelegenen Häuser und Familien als einen ergänzenden Teil ihrer Stadt zu betrachten, ihre Polizei und Gerichtsbarkeit, wo immer dort auszuüben, alle Gefälle zu beziehen und folglich jene Familien auch von der neuen Ordnung der Dinge zu unterrichten, ihnen alles, was durch Beschluß vom Comité der Stadt Laufenburg bekannt gemacht wird, jenen Bürgern, so wie diesseits zu publizieren.“ Umgehend richteten Bürgermeister und Räte von Klein-Laufenburg am 22. an Reg. und Kammer in Freiburg ein Protestschreiben: „Soeben ist uns der anschließige Befehl des sich so nennenden Reg. Statthalters im Fricktal Seb. Fahrländer zugestellt worden, der uns um so mehr niederschlägt, da wir von unserer hohen Stelle über unser zukünftiges Benehmen bisher keine gnädige Weisung erhalten haben. Wir werden und können uns diesem Befehl nie unterwerfen, allein, wir können auch nicht nachgeben, Eure Exz. auf das dringendste an einem fort zu bitten, daß wir nach Ordnung und Ruhe schmachtende Untertanen von Gewaltschritten revolutionärer Menschen gesichert werden möchten. Wir fürchten nur, daß die revolutionären Männer des linken Rheinufer durch ihre Intriguen es noch dahin bringen möchten, daß wir ihrer Gewalt unterliegen müßten.“

Die erwähnte Denkschrift vom 24. 2. wurde am 8. April auch dem Ersten Konsul unterbreitet. Bevor wir uns den abschließenden

Regelungen der Teilungsprobleme zuwenden, soll noch eine kuriose Reaktion des Konseßpräsidenten auf die Abtrennung des Fricktals erwähnt werden, die wir seinem Schreiben vom 6. Mai 1802 an Reg. und Kammer entnehmen: „Da in Absicht der im Fricktal jüngsthin vorgegangenen Veränderung von dorthier etwas Aktenmäßiges anher nicht gelangt ist, so wurde von diesseits im abgewichenen Monat April der Extrabote Joseph Vogt beauftragt, mit den landständischen Circularien wie ehevor sich auch in das Fricktal zu begeben, um dieselben wie gewöhnlich zur Einsicht und Unterwerfung in Absicht des Empfanges mitzuteilen.“ Vogt stellte sich mit seinem Auftrag an die Gemeinden am 18. April dem Kapitän Lorge vor, der ihn unter Berufung auf den Befehl Montrichards vom 1. 2., als legitime Autorität des Fricktals nur die Mitglieder der provisorischen Autorität anzuerkennen, wieder auf das rechte Rheinufer verwies.

Nachdem ein Beschluß der Verwaltungskammer vom 6. Mai über die Abschaffung des Kleinzehnten und der Feudallasten unter Billigung der Ortsvorgesetzten und der Stände auf frz. Vorstellungen zurückgenommen werden mußte, gab Verninac am 7. 8. 1802 einen von Talleyrand ausgearbeiteten und vom Ersten Konsul am 26. 5. getroffenen Beschluß über die in der Denkschrift vom 8. April aufgeworfenen Fragen den Ständen im Fricktal bekannt.¹⁸⁾ Als Richtschnur führte er u. a. folgende Grundsätze an:

„1. Nach Art. VIII. des Lunévilleer Vertrages ist das Fricktal verpflichtet, zu allen Ausgaben der breisgauischen Stände beizutragen, welche diese zur unmittelbaren Landesverwaltung bis zum Austausch der Ratifikationsurkunde am 20. Ventôse gemacht haben.

4. Die Stifter, Kirchen und geistlichen Korporationen des Breisgaus haben keine Rechte mehr auf diese liegenden Güter, Zehnten, Bodenzinsen und andere Einkünfte, welche sie im Fricktal besessen haben, und das

Fricktal hat seinerseits kein Recht mehr auf die liegenden Güter, Zehnten, Bodenzinsen und andere Einkünfte, welche ihm in dem Breisgau gehörten.

5. In bezug auf Laufenburg bildet der Rhein die feste Grenze zwischen dem Fricktal und dem Breisgau.

6. Nach Art. VIII des Lunéviller Vertrages hat Einsiedeln keine Forder. an das Fricktal. War das Fricktal an Frankreich unter den gleichen Bedingungen abgetreten worden wie das linke Rheinufer von Basel abwärts, was Verninac auf Nachfrage bestätigte, so waren nach frz. Gesetzgebung Zehnte und Bodenzinsen sowohl für die Stifter als auch für den Kanton Fricktal unentgeltlich aufgehoben. Prompt befahl die Verwaltungskammer den Vorstehern aller Gemeinden, alle Zehnten, Bodenzins oder Abgaben aller Art, welche bisher über den Rhein gehörten, also Säckingen und Beuggen etc. sogleich in Besitznahme der frickt. Stände der kläglichen Wohltat einer Protestation bedient.“

Zunächst wurden sämtliche Gefälle der Kantonskasse zugeführt. Das von Fahrländer den Einwohnern des Fricktals am 6. September gegebene Versprechen, im nächsten Jahr alle Arten von Kleinzehnten unentgeltlich aufzuheben, konnte aufgrund der am 19. Februar 1803 in Paris unterzeichneten Mediationsverfassung nicht mehr eingelöst werden. Der Kanton Fricktal, dessen Abtretung an Helvetien schon einmal im September 1802 von Verninac der Verwaltungskammer offiziell mitgeteilt worden war, wurde nun mit dem Kanton Aargau vereinigt, der sich nun viele Jahre mit dem reichlich verzwickten Komplex des Abrechnungsgeschäftes mit der Breisgauischen und der nachfolgenden badischen Regierung herumschlagen mußte. Am 17. September 1808 kam ein Staatsvertrag zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Kanton Aargau zustande: zwei weitere Verträge wurden am 27. Juli 1819 unterzeichnet. Der Teilungsvertrag in bezug auf Laufenburg wurde erst im September 1827 unterschrieben.¹⁹⁾

Ein Streifzug durch den badischen Alltag des 19. Jahrhunderts



Ein besinnliches und ergötzliches Lesebuch

Konrad Krimm, Herwig John

Herr Biedermeier in Baden

208 Seiten mit 16 Farbtafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 28,-. "Herrn Biedermeier" gab es in Baden tatsächlich, jedenfalls als literarischer Figur, und daß dieser namengebende Patron einer ganzen kulturgeschichtlichen Epoche zwischen Revolution und Gründerzeit ausgerechnet im Badenerland angesiedelt war, ist wohl kein Zufall. Bürgerlichkeit und Selbstbescheidung mit einem Schuß Liberalität – selbst der Obrigkeit – im ganzen ein zufriedenes und glückliches Land und Volk in der guten alten Zeit des Großherzogtums: War das wirklich so? Oder ist das nur eine Seite der Medaille? Die Herausgeber dieser Dokumentation haben Zeitgenossen befragt, aus allen Berufsständen und allen Klassen anhand dokumentarischer Zeugnisse, von Briefen, Tagebuchnotizen bis zum amtlichen Inspektionsbericht. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch ist daraus entstanden, das den Alltag, wie er wirklich war, zum Thema hat.

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Anmerkungen:

¹⁾ Zit. bei Stalder, Vorderösterreichisches Schicksal und Ende: Das Fricktal in den diplomatischen Verhandlungen von 1792 bis 1803, Rheinfelden 1932, S. 75. Alle weiteren Zitate sind, soweit nichts anderes vermerkt, den Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe 79/1411 und 79/1451 und des Österreichischen Staatsarchivs, Abt. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, aus dem Bestand Staatskanzlei, Provinzen: Vorderösterreich Kart. 4, entnommen. Beiden Archiven sei hier für Ihre Unterstützung gedankt.

²⁾ Stalder, 103.

³⁾ Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, I. Teil 1795—1802, bearb. von Ursmar Engelmann, Stuttgart 1965, S. 200 (3. 12. 1797).

⁴⁾ Speckle, 221 (14. 2. 1798).

⁵⁾ Vgl. dazu: Erwin Dittler, Jakobiner am Oberrhein. Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Etenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein, Kehl 1976.

⁶⁾ Carl Joseph Zirn war vom 14. 10. 1791 bis 9. 3. 1795 Pfarrer von Oberwinden gewesen (frdl. Mitt. des Erzbischöfl. Archivs Freiburg v. 25. 5. 1976).

⁷⁾ Frdl. Mitt. von Konrad Sutter, Waldshut, v. 24. 10. 1977.

⁸⁾ Joseph-Hélie-Désiré Perrouquet de Montrichard (1760—1828) heiratete 1796 Caroline-Christine-Augusta Böcklin von Böcklinsau, Tochter des Friedrich Freiherr Böcklin v. Böcklinsau (1745—1813). Lt. frdl. Mitt. von Alfred Graf v. Kageneck v. 21. 3. 77 soll der Rat in Freiburg die Familie Böcklinsau zu einem Essen mit Montrichard eingeladen und die Trauung noch am gleichen Abend stattgefunden haben.

⁹⁾ Bundesarchiv Bern I I 66, Stapfer-Archiv, Fricktaler Akten.

¹⁰⁾ Hektor Ammann, Die Bevölkerung des Fricktals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Argovia, Bd. 53 (1941), S. 199.

¹¹⁾ Adolf Doebele, Kurze Chronik der Stadt Laufenburg, Laufenburg 1931, S. 6 ff. (Die Gründung und Organisation der Kleinstadt als selbständige Stadtgemeinde 1802—1804.)

¹²⁾ Actensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik 1798—1803, bearb. von Johannes Strickler, Bd. 8, Bern 1902.

¹³⁾ Sebastian Burkart, Geschichte der Stadt Rheinfelden bis zu ihrer Vereinigung mit dem Kanton Aargau, Aarau 1909, S. 588.

¹⁴⁾ Nold Halder, Geschichte des Kantons Aargau 1803—1953, Bd. I, Aarau 1953, S. 19.

¹⁵⁾ Vgl. dazu: Erwin Dittler, Die Revolutionierung des Fricktals und die demokratischen Bewegungen im Breisgau im Jahre 1802, in: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte (Hrsg. Walter Grab), Universität Tel-Aviv, Bd. IX, 1980.

¹⁶⁾ Staatsarchiv Kanton Aargau. Dr. Fahrländer an den Kleinen Rat des Kantons Aargau, 24. 1. 1804.

¹⁷⁾ Anton Senti, Die Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg, in: Vorderösterreich, 2. Bd., Freiburg 1959, S. 39.

¹⁸⁾ Allgemeines Intelligenz- oder Wochen-Blatt für das Land Breisgau, Nr. 69 vom 28. August 1802.

¹⁹⁾ Über das fricktalische Abrechnungsgeschäft: Ernst Jörin, Der Kanton Aargau 1803—1813/15, 2. Teil, in: Argovia, 51. Bd. (1940), S. 91—108. Hermann Baier in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, NF 50, Heft 2/3, 531 ff.; Adolf Doebele, a. a. O. S. 9 ff. (Die Abteilung und Ausgleichung des Gemeindevermögens mit Großlaufenburg von 1804 bis 1830).

Buchbesprechungen

Wilhelm Hensler: „Sonntage, Miniaturen vom Bodensee“, Karlsruhe 1978

Wilhelm Hensler lebt hochbetagt in Wiesental (Waghäusel) bei Bruchsal, Heimat seit Jahrzehnten. Wenn man aber sein Buch „Sonntage“ zur Hand nimmt und darin zu lesen beginnt, dann wird einem schnell bewußt, daß da vieles spricht: Heimweh nach dem Land der Jugend, dem See und seinen Ufern. Das vor allem. Aber die Miniaturen sind nicht nur eine verklarte Rückschau, eine vergeistigte Liebeserklärung an den See, die Reichenau, Konstanz, Mainau, Meersburg, Überlingen, Bodanrück usw. Sie sind mehr, denn die Heimatlandschaft wird nicht nur vom Spiegel der Seele Henslers zurückgeworfen und für den Leser sichtbar gemacht, die Stücke greifen auch aus auf die reiche Geschichte und Kulturgeschichte. Das alles zusammen macht erst ihren vollen Reiz aus. In jeder Zeile spürt man die Verbundenheit des Autors mit der Landschaft oder Stadt, von der er spricht. Erstaunlich genau werden Einzelheiten registriert: Pappelreihen, das Wiegen der Kähne im Wasser, der Blick vom Neuen Schloß in Meersburg, alte Spazierwege und Häuser. Aber ebenso erstaunlich ist es, was Hensler mit dem Gesehenen macht. Dazu eine Probe aus dem Kapitel Überlingen: „Der Wallgraben, der einst so weit gezogen war, daß noch Weinberge innerhalb von ihm Platz fanden, wurde an einem Ende zu einem Paradiese umgestaltet. Ein alter Turm überragt die blühende Weltecke. Zedern stehen am Eingang. Blumen aus allen Kontinenten wurden hier gesammelt. Um das Bassin des Brunnens gedeihen Kakteen in der Form von Kugeln, Säulen, Ranken, und ihre Blüten leuchten schneeweiß, tizianrot oder violett wie Herbstzeitlose. Ein paar Schritte weiter locken Rosenlauben, Fächerpalmen, Terrassen, Mauern von Efeu überhangen, und sozusagen ein Stockwerk höher bietet sich den Augen Stadt und See und jenseitiges Ufer in einem Panorama, wo am Horizont die Alpen an der Himmelswand lehnen.“ Hier wird die Sprache zum Medium der Sichtbarmachung des innerlich Geschauten, und Hensler beherrscht dieses Medium meisterhaft. Wer will es ihm, dem über acht Jahrzehnte ein gerüttelt Maß an Lebensweisheit zukommen ließen, verdenken, daß seine Sprache oftmals zu überschwänglich wird, auch wenn sie, was gerne zugegeben wird, einer Landschaft gilt, die in guten Tagen zum Garten Gottes wird. Wer den See liebt, wird auch diese Büchlein sehr schätzen und gerne annehmen.

Ludwig Vögely

SOLI DEO GLORIA — Die neue Orgel in der evangelischen Johanneskirche Villingen — Eine Festschrift. 35 Seiten. Herausgegeben von der Evangelischen Kirchengemeinde Villingen / 1980.

Was Orgeldenkmalpflege zu leisten imstande ist, wenn Auftraggeber, Orgelinspektion und Orgelbauer mit dem Orgeldenkmalpfleger am selben Strang ziehen, beweist schlagend der 1980 erfolgte Orgeleinbau der Villingener Johanneskirche. Damit blieb nicht nur eine „historische Orgel“ vor dem Untergang bewahrt, sondern die evangelische Pfarrkirche Villingens gewann auch ein Instrument, das heute Auge und Ohr entzückt.

Die Kirche der in der Säkularisation aufgelösten Villingener Johanniter-Kommende besaß zwar vor 1808 schon „eine nicht unbedeutende Orgel“; diese wurde jedoch 1818 ins Münster der Stadt übernommen und fand dort ein unrühmliches Ende. Landesorgeldenkmalpfleger Bernd Sulzmann (sein Standardwerk „Historische Orgeln in Baden“/1980 wurde bei uns schon besprochen) beschreibt in seinem orgelbaugeschichtlichen Artikel, wie die Johanneskirche 1884 wieder zu einer Pfeifenorgel kam, nachdem das Gotteshaus schon 1860 dem evangelischen Kultus geöffnet worden war. Was die Firma L. Voit & Söhne, Durlach, lieferte, wurde vor und nach dem 2. Weltkrieg von anderen Orgelbauanstalten mehrfach erweitert und umgebaut. Das Voitsche Orgelgehäuse ging dabei verloren. Der Modernisierungen wurde man aber nicht froh. So fügte sich glücklich, daß 1977/78 die historische Orgel der aufgelassenen evangelischen Stadtkirche von Sulzburg/Markgräflerland aufgekauft und mit dem noch erhaltenen Registerkontingent des Unternehmens Voit zu der neuen Johanneskirchenorgel vereinigt werden konnte.

Aus einer bewundernswerten Kenntnis der badischen Orgelbaugeschichte und des geretteten alten Orgelbestandes heraus schildert Bernd Sulzmann in einem weiteren Kapitel „die ehemalige Orgel der Stadtkirche zu Sulzburg und ihre Erbauer“, ein 1838 eingeweihtes Instrument der Donaueschinger Firma Schildknecht & Bergmann. Der erstgenannte Orgelbauer hatte bei dem bedeutenden Meister Ignaz Kober in Wien gelernt und von dort die harmonische, dem Louis XVI-Stil verpflichtete Gehäuseform mitgebracht. Daß von den etwa 40 Orgeln der „Fürstlich Fürstenbergischen Hofinstrumentenmacher“ nur die Sulzburger erhalten blieb, dürfen wir heute bedauern. Arroganz, die solche provinziellen Meister gern als „drittklas-

sig“ einzustufen pflegte, erklärte deren Werke aus gleicher Gesinnung oft auch für „schrottreif“, obwohl diese selbst heute noch alle Aufgaben des Gottesdienstes bestens erfüllen könnten, wie genügend Beispiele beweisen, wenn sie nur pfleglich erhalten worden wären.

Nach dem Bericht von Georges Heintz über „die Orgel der Johanneskirche in Villingen aus der Sicht des Orgelbauers“, nach Gedanken über die Renovierung (sprich: Wiedergewinnung) des alten Kirchenraums von Gemeindepfarrer Kratzert und über „die Orgel im evangelischen Gemeindegottesdienst“ von Kantor Boie möchte man am liebsten allen, die im Lande mit „Orgelbau — Restaurierung, Rekonstruktion“ zu tun haben, als Lektüre empfehlen, was Heinrich Richard Trötschel, Leiter des Orgelprüfungsamtes der Evangelischen Landeskirche, zum Bau der neuen Orgel in der Villingen Johanneskirche schrieb.

Daß bei einer Unternehmung wie in Villingen durchaus schöpferisch gehandelt und auf die musikalischen Ansprüche der Gemeinde Rücksicht genommen werden kann, läßt die Neukonstruktion des Rückpositivs (Gehäuseentwurf V. Mezger, Überlingen) erkennen. Abwertende Urteile des späten 19. Jahrhunderts, Übergang zur Orgelfabrikation und übertriebene Technisierung der Werke brachten Fehlentwicklungen im Orgelbau. Nach modernistischen Gesichtspunkten gebaute, mit allen technischen Schikanen ausgerüstete Orgeln stellten sich allerdings oft schon nach wenigen Jahren ins Abseits. Heute zieht man jedoch wieder den Hut vor den mit einfacheren Mitteln ökonomisch arbeitenden alten Meistern und ihren unverwelkt schönen „historischen Orgeln“.

Hermann Brommer

Bruno Ruff, Die Höllentalbahn. Augsburg: Zimmer, 2. überarbeitete Aufl. 1979. 168 S. mit zahlreichen Schwarzweiß-Abb. auf Kunstdrucktafeln. Kart. Großformat mit farb. Überzug.

Erfreulich, daß dieser instruktiv und gut gemachte Text-Bild-Band bereits in 2. Aufl. erscheinen konnte. Schon die Tatsache, daß er in einem nicht baden-württembergischen Verlag erschien, bestätigt das Interesse an diesem Sujet, das weit übers Topographische hinausreicht. Die Aufnahmen wurden geschickt ausgewählt. Der einführende Text hat nicht nur seine Reize für die Eisenbahnfreunde, sondern auch für den Historiker, den Kultur- und Wirtschaftshistoriker. Der Rez., der selbst mehrfach über die Höllentalbahn gearbeitet hat, ist besonders vom faktenreichen Kommentar zum Bildmaterial angetan. Vielleicht hätte man im

Zusammenhang mit dem Erbauer Gerwig noch des unermüdeten Lenzkirchers Franz Josef Falter und seines tragischen Todes vor der Eröffnungsfierlichkeit in Titisee gedenken sollen. Interessant macht sich die Wiedergabe von Lokomotiven und Waggons, eine bildhafte Streckenbeschreibung schließt an, immer wieder mit historischen Aufnahmen bereichert. Daß man die Dreiseisenbahn, die Bonndorfer Bahn sowie die Weiterführung der Strecke bis Donaueschingen mit einbezog, ist verdienstvoll und rundet das Gesamtbild: fürwahr, es hat sich verlohnt, über diese romantische und interessante Bahn einen solchen Band abzufassen.

Dr. Helmut Bender

Badisches Hausbuch. Bilder und Geschichten aus dem alten Baden. Ein Hausbuch der Bibliothek Rombach, entwickelt und herausgegeben von Dietmar H. Klein. Freiburg: Rombach 1980. 640 S., mit zahlreichen Abb., Linson, mit farb. Schutzumschlag.

Als Geschenkbuch gedacht und als eine Art Kalender en gros und gewissermaßen immerwährend konzipiert — eine Fülle von einschlägigen Texten und so allerlei Illustrationen. Bewußt wird die Tradition von Johann Peter Hebels „Rheinischem Hausfreund“ zitiert. Was will's? Unterhalten in erster Linie — und dann belehren, unaufdringlich, mosaikhaft, insofern zweigleisig, als man einmal vom Jahreslauf und zum andern von geschlossenen Landschaftsbildern ausging. Eine Anthologie im weitesten Sinn, ein Konglomerat im besten Sinn. Zunächst möchte man allerdings bedauern, daß es gar kein Inhalts- und Bildverzeichnis gibt (und auch keine Bildunterschriften!), dann aber wird man durch Autorenverzeichnis, Quellenverzeichnis und Verzeichnis der erwähnten Orte versöhnt. Hübsch machen sich auch die jeweils wiedergegebenen alten Kalenderblätter, gelungen das Gros der wiedergegebenen Holzschnitte und Holzstiche, etwas düster geben sich etwa Merian- und Badenia-Reproduktionen. Alles in allem mit viel Fleiß und Kenntnissen zusammengetragen, und erfreulich, daß man eher darin lesen kann als daß man das Ganze in einem Zug lesen mußte.

Dr. Helmut Bender

Hans Georg Zier und Manfred Mehlig, Vom Schwarzwald zum Rhein. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1980. 155 S. mit 110, z.T. farbigen Taf. Großformat, Leinen.

„An Murg und Rhein“ hatte der Bd. ursprünglich heißen sollen; sein jetziger Titel gibt sich zwar at-

traktiver, jedoch topographisch vielleicht weniger exakt. Vorwiegend geht es um eine Bild- und Kulturgeschichte Rastatts und seiner weiteren Umgebung. Die Gliederungen geben sich instruktiv und übersichtlich: „Rastatt, Spiegel europäischer Geschichte / Gang durch die Natur / Land und Leute / Gang durch die Geschichte / Vom wirtschaftlichen Leben / Der Landkreis Rastatt, seine Städte und Gemeinden.“ Zier, der Textautor, hat sich als Direktor des Karlsruher Generallandesarchivs und als Veröffentlicher mehrerer Baden-Bände (u. a. über Tulla und Karlsruhe) längst einen Namen gemacht. Das von ihm Gesagte gibt sich prägnant und informativ. Die hervorragenden Aufnahmen von Mehlig, durch ein Register erschlossen, bilden eine immer wieder anschauenswerte Dokumentation zu diesen Texten. Die Bildlegenden wurden in englischer und französischer Sprache separiert beigefügt. Kartenwiedergaben auf dem Vorsatz tragen zur Übersichtlichkeit des abgesteckten Raumes bei. Für Einheimische, Zugewanderte und Gäste gleich faktenreich und maßgeblich abgefaßt und buchgestaltet.

Dr. Helmut Bender

Eugen Reinhard, Das Elsaß. — Altes Kulturland am Oberrhein. Konstanz: Stadler 1980. Großform., 96 S., mit Karten und zahlreichen, teils farb. Abb. Linson-Einbd., mit farb. Umschlag.

Der Autor kommt hauptsächlich vom Geographischen und Siedlungsgeschichtlichen her, doch ist es ihm gelungen, Kulturgeschichtliches und auch Geschichtliches in behutsam-unpolitischer Weise in diesen topographisch aufgebauten Bild- und Textband mithineinzunehmen. Der ein knappes Drittel umfassende Textteil gliedert sich in mehr Historisches („Römische Provinz, staufisches Kernland — Kulturheimat zweier Völker“) sowie in einen landschaftsbeschreibenden Teil, von Kartenskizzen aufgelockert und einer akzeptablen Auswahlbibliographie ergänzt. Der deskriptive Charakter dieser Texte gibt sich faktenreich und anschaulich. Informativ und immer wieder beeindruckend gibt sich auch der angeschlossene Bildteil. R. hat die Aufnahmen selbst gemacht, und der Verlag Stadler gab sich alle Mühe, in bewährter Weise diese Bilder attraktiv herauszubringen. Ein schöner Band, der freilich nicht ganz billig sein konnte. Für alle Elsaßliebhaber gleich beeindruckend und großzügig angelegt. Ob ihn die Elsässer auch schätzen lernen? Es wäre zu wünschen, allerdings wünschten sie sich dann wohl einige Zusammenfassungen in französischer Sprache, was einer

späteren Zweitauflage ggf. zu empfehlen oder aber schon mittels Beilage dieser Erstauflage hinzuzufügen wäre. In vorgelegter Form scheint dieser Band in erster Linie für die deutschen Nachbarn, also mithin für uns Badener, abgefaßt und publiziert worden zu sein. Instruktiv auch die Bildlegenden in ihrer jeweils knappen, aber treffenden Aussage (Schönheitsfehler: Bildlegende S. 70 — Ebersmünster steht rechts, nicht links!)

Dr. Helmut Bender

Florens Deuchler u. Jean Wirth, Elsaß — Kunstdenkmäler und Museen. (Reclams Kunstführer — Frankreich Band II.) Stuttgart: Reclam 1980. 339 S., mit 107 Abb. u. Plänen sowie 2 Übersichtskarten auf dem Vorsatz. Kleinformat, gebunden.

In gewohnt sinnvoller und faktenreicher Detaillierung bietet sich dieser handliche Reclam-Band, nachdem im selben Verlag erst jüngst eine Neuauflage bzw. Neubearbeitung von Baden-Württemberg erschienen ist. Das Bildmaterial gibt sich einprägsam und nicht gar so kleinformig, wie es von der Buchgröße zunächst zu erwarten wäre. Die alphabetische Folge der behandelten Orte bewährt sich nicht zuletzt auch zum raschen Nachschlagen und zur Information vor Ort. Selbstverständlich wendet sich der Führer in erster Linie an die deutschen Besucher des Elsass, im Klappentext ist davon die Rede, daß er sich „für den kleinen französischen Grenzverkehr empfiehlt“. Nun, es gibt in jüngster Zeit eine ganze Reihe von Elsaß-Publikationen, sowohl in deutscher als wie in französischer Sprache, dennoch wird man diesem Kunst- und Museumsführer seine Berechtigung in keiner Weise absprechen wollen. Bleibt nur zu wünschen, daß sich genügend Reisende finden, die das Elsaß in diesem Sinn nicht nur vom Badischen her besuchen!

Dr. Helmut Bender

Ekkehard Lielh, Der Hohe Schwarzwald. Taschenbuch, 430 S., mit 14 Kartenskizzen des Verf.

In der Reihe „Wanderbücher des Schwarzwaldvereins“ konnte nun, längst erwartet und gebraucht, dieser Band 4 erscheinen (inzwischen liegen insgesamt 9 Bände vor; als erster waren 1968 „Der Hotzenwald“ (Hrsg. K.-H. Pohle) und bereits 1967 ein „Wanderführer durch die Wutach- und Gauchachschlucht“ (Hrsg. Fritz Hockenjos) erschienen). Daß sich die Reihe bewährt, beweisen u. a. auch etliche Neuauflagen bzw. Neubearbei-

tungen. „Unter Mitarbeit von Dieter Knoch und Erich Oberdorfer“ wurde dieser jüngste Band „im Auftrag des Schwarzwaldvereins herausgegeben“.

Dr. Hermann Person, derzeitiger Präsident, hat ein Geleitwort geschrieben, in dem er „dieses Wanderbuch als ein Standardwerk für den Hohen Schwarzwald“ feiert. Der Freiburger Universitätsbibliothekar, bereits mit zahlreichen Veröffentlichungen zur Landeskunde hervorgetreten, hat in der Tat mit der Abfassung dieses Bandes nicht nur einen vorzüglichen Hochschwarzwaldwanderführer, sondern auch „eine umfassende Zusammenstellung über Geologie, Wetter, Klima und Geschichte“ publiziert; Oberdorfer übernahm die Pflanzen- und Knoch die Tierwelt. — Eine Kartenskizze erläutert das Einzugsgebiet des Bandes: im Nordwesten der Elztallinie entlang, im Osten über den Brend und Hochfirst dem Schwarzwaldmittelweg bis in die Gegend der Wutach- und Gauchachschlucht entlang, im Süden der Linie Häusern — Hochkopf in etwa und großzügig genug folgend, und im Südwesten und Westen dem Markgräflerland entlang, Feldberg- und Schauinslandgebiet und Freiburg und das Dreisamtal miteinschließend. Nach allen Seiten hin reichen die Anschlüsse anderer Führer dieser Reihe: so im Norden „Land um Kinzig und Rench“, im Nordwesten „Kaiserstuhl, Rheinauen, Schwarzwaldvorberge“, im Südwesten „Markgräflerland“ und im Süden der „Hotzenwald“, im Südosten schließlich „Wutach- und Gauchachschlucht“. — Im Allgemeinteil finden sich u. a. Kapitel über „Wegenetz und Gliederung“, „Allgemeiner landschaftlicher Überblick“, „Geologie und Oberflächengestaltung“, „Aus der Geschichte des Hohen Schwarzwaldes“ sowie „Freiburg, das Eingangstor zum Hohen Schwarzwald“. Das alles ist instruktiv und informativ gesagt. — Eine eigentliche Beschreibung der Wanderwege setzt mit S. 145 ein, und zwar zunächst der Höhen- und Querwege (für jeden rechten Schwarzwaldwanderer ein Grundbegriff!), es folgen die verschiedenen Wandergebiete: Rohrhardsberg—Brend / Kandelmassiv mit St. Peter und St. Märgen / Schauinslandgebiet / Rings ums Höllental / Der Feldberg / Zwischen Hochfirst und Schluchsee / Die Albtäler und das Herzogshorn / Ins obere Wiese-Tal (oder oberste Wiese-Tal?). Insgesamt werden 55 Touren aufgezeichnet, wobei unter Zugrundelegung der Routen Naturwissenschaftliches und Kulturgeschichtliches, Landschaftliches und rein Historisches und was mehr immer wieder mitgegeben werden. Das ist weit mehr, als die klassischen Reise- und Wanderführer in der Regel gaben und geben, und eine Reiseschriftstellerei im besten Sinn des Wortes und Begriffs findet sich dann und wann hübsch miteinbezogen. — Am Bandende werden Wanderheime,

Naturfreundehäuser, Jugendherbergen, auch Bergwacht-Rettungsstellen sowie Museen verzeichnet. „Allgemeine Literaturhinweise und Wanderkarten“ schließen an, ein „Orts-, Sach- und Personenregister“ kompletieren das Ganze, das man in seiner Handlichkeit und Übersichtlichkeit schon in dem Augenblick nicht mehr missen möchte, da man es zum erstenmal in der Hand hält. Dr. Helmut Bender

Das Königreich Württemberg nebst der von ihm eingeschlossenen Hohenzollern'schen Fürstenthümer, herausgegeben von **Philipp Ludwig Adam**. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1841. Frankfurt a. M.: Weidlich 1980. 122 S., 48 Stahlstichreproduktionen, Leinen (numerierte Aufl. von 950 Exemplaren).

Es will bescheiden anmuten, wenn der Verlag diese in jeder Hinsicht gelungene Faksimile-Ausgabe nur einen „unveränderten Nachdruck“ nennt. Der Weidlich-Verlag hat hiermit auf alle Fälle einen seiner bislang besten Reprints hergestellt, und man hätte sich gewünscht, daß badische Werke à la Badenia, wohl auch G. Schwabs „Wanderungen durch Schwaben“ in ebenso gelungener qualitativer Form vorlägen.

Nachdem Baden-Württemberg nunmehr seit etlichen Jahrzehnten existent, ziemt es sich für einen Rezensenten der „Badischen Heimat“, dann und wann auch einen Blick über die alten Grenzen zu wagen. Das muß vor allem hier einmal der Fall sein. Daß das Original einen massiv vierstelligen Wert besitzt, sei nur am Rande vermerkt. Es gehört mit zu den klassischen Stahlstichwerken vor Mitte des 19. Jahrhunderts, sowohl was die Stiche selbst (an denen Künstler wie L. Lange und J. Poppel mitgearbeitet) als auch den Text angeht: die Beschreibung gibt sich ganz im klassischen Stil jener Reisewerke, die gleicherweise Landschaftliches wie Historisches, Kulturgeschichtliches wie Baugeschichtliches und was mehr mit verarbeiten. Württemberg war kein Ring beschieden, aber es hat neben seinem Schwab (der bekanntlich auch Badisches mit behandelt) dieses Adamsche Oeuvre. „Naturschönheiten . . . merkwürdigste Städte, Baudenkmale“ werden darin „Einheimischen und Fremden dargestellt“, erschienen war es zu Ulm im „Verlag der Stettin'schen Buchhandlung“, gewidmet ist es „Seiner Majestät dem König Wilhelm von Württemberg“. Der Nachdruck erfolgte von einem Original der Stuttgarter Württembergischen Landesbibliothek.

Nachdrucke, auch Faksimilierungen, sind letztlich freilich nur Originalersatz. Dennoch sind ihre

Themen und ihre Qualität — gerade bei besonders raren Werken — von Belang. Die Neuherausgabe des Adam ist ein positives Beispiel hierfür.

Dr. Helmut Bender

Das Großherzogtum Baden in malerischen Ansichten nach Stahlstichen von Johannes Poppel und anderen begleitet von einem historisch-topographischen Text von Eugen Huhn. Veränderter Nachdruck der Ausgabe Darmstadt 1850 mit dem — im Original beigegebenen — Kapitel über Frankfurt am Main. Vorwort von Robert Feger. Freiburg: Rombach 1980. 94 + 456 + 16 S., 162 Abb. Großformat, Ganzleinen.

Das „Vorwort zum Nachdruck“ macht es dem Rezensenten leicht, dieses mehr als beachtenswerte badische Oeuvre bzw. dessen Reprint vorzustellen. Ohne weiteres weiß es der Fachmann, daß es sich bei diesem Werk um einen der bedeutendsten Stahlstich- und Reisebeschreibungsbände um die Mitte des 19. Jahrhunderts handelt. In England hatte man den Stahlstich erfunden — man konnte damit größere Auflagen als mit den Kupferstichplatten drucken —, und bereits um die Mitte der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts bereiste der badische Karl Ludwig Frommel (Landschaftsmaler und Kupferstecher, * 1789 in Birkenfeld, † 1863 in Pforzheim) London, um sich diese neue Kunst anzueignen und im Nachhinein eine Stahlstichanstalt in Karlsruhe zu begründen. Neben ihm gilt sein Schüler Johann Gabriel Friedrich Poppel (* 1807 in Lauf bei Nürnberg, † 1882 in Ammerland/Oberbayern) als einer der bedeutendsten Stahlstecher überhaupt. Unser Werk erschien erstmals 1842 ff. in Lieferungen, Huhn hatte den Text dazu in der ersten Auflage anonym abgefaßt. Was Feger über ihn zu berichten weiß, ist erstaunlich faktenreich zusammengetragen, denn in der Regel entzog er sich bis heute weitgehend der Literaturwissenschaft und einschlägigen Lexika. Der Aussagewert des „Poppel-Huhn“ ist für das damalige Großherzogtum der Jahrhundertmitte dokumentarisch, es bietet Landschaftliches, Geschichtliches, auch Volkskundliches und Wirtschaftliches und was mehr in geschickter, biedermeierlich-spätromantischer Sicht. Doch die reichlich beigegebenen Stiche (von denen die Mehrzahl auch einzeln einen dreistelligen DM-Wert besitzt) sind das einmaligere und noch entschieden wertvollere: Poppel selbst hat die von zahlreichen zeitgenössischen Künstlern gezeichneten Vorlagen entweder selbst gestochen oder entsprechend im Genre seiner Stiche stechen lassen. Jeweils nach Bedeutung der Orte gibt es etwa für die größeren Städte oft mehrere Ganz- und Teilansichten, in ihrer Komposi-

tion allesamt geglückt und mitunter von faszinierenden Aspekten. Was die Wiedergabe dieser Stiche anbelangt, so hat sich der Verlag für eine Rasterung entschieden, die zwar von beträchtlicher Feinheit (in Wirklichkeit handelt es sich um Stiche, die jedoch in heutiger Reproduktion evtl. zu hart wirken würden). Daß nahezu allen noch komplett erhaltenen Exemplaren die Appell'sche Beschreibung von Frankfurt a. M. mitsamt vier Stichen beigegeben, veranlaßt Feger zu verschiedenen Überlegungen, die der Rez. dahinaus ergänzen möchte, daß Frankfurt als freie Reichsstadt eben in einem der Bände nach damaliger Länder-einteilung hatte untergebracht werden müssen: weshalb nicht im liberalen Baden-Band? „Druck und Verlag von Gustav Georg Lange“ — eben dieses Unternehmen, dessen Besitzer selbst Maler und Stecher waren, dürfte neben der Herderschen Kunstanstalt und dem Leipziger Wigand-Verlag (Hrsg. der 10 Bände „Das malerische und romantische Deutschland“, u. a. „Wanderungen durch Schwaben“, von Gustav Schwab, der auch für Baden in einigem zuständige Band) zu den führenden Unternehmen dieser Art zählen. Alle diesbezüglich je erschienenen Blätter in diesem Reprint vereint zu wissen, ist schon deshalb recht erfreulich, weil es nur selten zutrifft, daß in einem Exemplar sie alle vorhanden (was schon durch die Lieferungserscheinungsweise bedingt war). Wengleich die Ansichten des Großherzogtums Baden dem Haupt- und Staatswerk Poppels, dem 1. Band der „Originalansichten der historisch merkwürdigsten Städte in Deutschland“ (Darmstadt 1837) in künstlerischer Hinsicht etwas hintenanstehen, dürfen wir doch behaupten, daß der Poppel-Huhn neben dem Ringschen Burgenwerk, neben der Baderschen „Badenia“ und neben den Schwabschen „Wanderungen“ mithin zum besten Vedutenwerk gehört, das sich um die landschaftlichen und baulichen Schönheiten des jungen Großherzogtums kümmerte. Somit verwundert es eigentlich, daß ein solcher Nachdruck nicht schon seit längerem erschienen ist.

Dr. Helmut Bender

Stadt auf dem Schwarzwald — Bonndorf. Redaktion Ingeborg Hecht. Herausgegeben von der Stadt Bonndorf. Freiburg: Schillinger 1980. 221 S., mit zahlreichen, z. T. farbigen Abb., Großformat, geb., farb. Kartonumschlag.

Vor 5 Jahren hatte der Bonndorfer Gemeinderat beschlossen, eine Ortschronik herauszugeben. Die seinerzeit eingegliederten Ortsteile waren mitzubedenken. Dr. Walter Fauler hat dafür das in den Gemeindearchiven sich befindliche Material

gesichtet und entsprechend aufgearbeitet. Eine stattliche Reihe zuständiger Leute haben ihre Beiträge hierfür geliefert. Unter der bewährten Regie des Schillinger-Verlags ist daraus — mit den Erfahrungen von Frau Hecht — ein stattlicher und gut gemachter Band entstanden. — Nach einem geschichtlichen Überblick referiert O. Stöckle über „Schultheiße, Vögte, Bürgermeister“, gefolgt von einem Beitrag über die „Marktstadt Bonndorf“. J. und H. J. Wörner beschreiben „das fürstliche Schloß zu Bonndorf“ (jüngst bekanntlich hübsch renoviert); ausführlich wird auch über „Das Spital (St. Laurentius)“ berichtet, ferner über die dortige Apotheke; chronikal finden sich Ausführungen über das kriegerische Geschehen durch die vergangenen Jahrhunderte; den Fremdenverkehr geht man im Beitrag „Die Stadt in der Sonnenschale“ an; Kurzbeiträge gibt es über Bains-les-Bains, die Partnerstadt in den Vogesen, ferner über Post und Eisenbahn; A. Riesterer behandelt Mönche und Pfarrherren sowie die Pfarrkirche, die Gemeinde und das Schulwesen. Über die 1948 — 54 hier ansässige Kunsthandwerkschule berichtet Frau Hecht; E. Weiß widmet Martin Gerbert einen Aufsatz. Die „Bonndorfer Porträts“ lesen sich lokalgeschichtlich aufschlußreich; „Sagen und Überlieferungen“ sind, wie stets in solchen Bänden, eine Fundgrube. Th. Heidegger erzählt von den großen Waldungen rundherum. Man tat gut damit, der Bundeskanzlergattin L. Schmidt „Wandlung durch die Orchideen und Mineralien“ einzurücken. Über die Bonndorfer Fasnacht referiert W. Kutter; aus dem dortigen Vereinsleben erzählt A. Riesterer. Ein Kapitel ist „Tavernen und Wirten“ vorbehalten; Bad Boll wird samt seinen Schlössern von D. Myrczek behandelt. Weitere eingemeindete Orte haben ebenfalls eigene Kapitel (Brunnadern / Dillendorf / Ebnet / Gündelwangen / Holzschlag / Teile des Steinatal / Wellendingen / Wittlekofen). Die Wappen und eine Amtsbezirkkarte (bis 1924) beschließen den hervorragend bebilderten Band (auch Zeichnungen von Prof. R. Bellm), dem alle Beteiligten große und sich verlohrende Mühe angedeihen ließen.

Dr. Helmut Bender

Rolf Süß: Hochgericht und Lasterstein. Rechtsleben im alten Freiburg. Verlag Rombach, Freiburg, 1980. 122 S., 54 Abb. broschiert DM 15,—.

„Tractat von Frefeln, Schmach und Malefizhendedeln“, heißt's im Register eines alten Stadtrechtes. Von der notwendigen „Ordnung in der Gemeinschaft“ hat Rolf Süß einen Band besonderer Art präsentiert: Ausgewähltes aus dem Rechtsleben im alten Freiburg, im Spiegel etwa des **Stadtrodel**s aus

dem 13. Jahrhundert; des Zasius'schen **Stadtrechtes** aus dem Jahr 1520; aus der **Carolina**, der **Theresiana** bis hin zum **Code Napoléon** aus dem 19. Jahrhundert. Zeitgenössische Holzstiche ergänzen die Texte — und können uns schon ein wenig die Freude nehmen an unseren schönen Stadt-Tor-Türmen: sie waren nämlich auch Gefängnistürme mit Gefängnislöchern! Die vielen zum Teil grausamen Darstellungen der Leib- und Lebensstrafen, der Lastersteine (das sind höchst ungemütliche Halskragen!) und des Hochgerichtes aktivieren unser Vorstellungsvermögen für das, was in fünf Kapiteln beschrieben wird. Dokumente von Fahndungsaufrufen, Urteilen, ja Beschwörungsmotiven (die zur tödlichen Anklage wegen Gotteslästerung führen konnten!), dazu Verordnungen über Dinge des Alltags, bilden ein buntes Mosaik, aus denen sich das alte Rechtsleben zusammensetzt. Wir begegnen Studenten, Dirnen, Soldaten, auch angeblichen Hexen und Zauberern, Richtern und Gerichteten. Literatur und Politik kommen nicht zu kurz: Grimmelshausens „Simplizissimus“ etwa bietet der Kriminalgeschichte des 17. Jahrhunderts viel Stoff; das Schicksal Peter Hagenbachs zeigt, wie schnell aus einem Menschenschinder selbst ein Geschwendener werden konnte. — Insgesamt ein ebenso wichtiges wie schlimmes Thema, dem Rolf Süß aber kulturgeschichtliche Raritäten beigefügt hat: Da werden „Sittliche Gedanken“ gereimt über einen, der gehängt worden ist und die den lieben Kleinen zum Exempel dies empfehlen: „Jetzt, Kinder, lauft herbei, den Toten wohl betrachtet / Erspiegelt euch an ihm, und jede Sünd' verachtet ...“ Oder der rührende „Diebesbann“ zwischen Glauben und Aberglauben, darin Maria dem stehenden Missetäter Unmögliches auferlegt: „wan der dieb kan zählen alle Schneeflogen und alle Regendropfen ...“ Für interessierte Leser von Kulturgeschichten ein höchst lohnendes „Tractat“. Ingeborg Hecht

Heinz Bischof: Im Schnookeloch. Sagen und Anekdoten aus Baden und dem Elsaß. Morstadt-Verlag, Kehl, 1980. 349 Seiten, Ln. DM 29,80

Wie viele und vielseitige Geschichten in Prosa und Reimen es im „Schnookeloch“, spricht im Elsaß und in Baden gibt, läßt uns Heinz Bischof in seiner umfangreichen Sammlung wissen. Sein Anliegen war es, die „geheimnisvollen Erlebnisse“ der einst „bescheidenen Lebenskreise von Dorf und Feld, Wald und Wiese, Stadt und Burg, Tal und Tann“ vor jener Vergessenheit zu bewahren, in die unsere heutige Welt sie allzu leicht stürzen könnte. Und so führt er uns von der Ortenau und ihren benach-

barten Tälern über den Rhein bis tief hinein ins Elsaß; kleine Einführungen in die jeweiligen Landstriche zeigen, in welcher Atmosphäre solche Sagen entstehen konnten.

Heinz Bischof hat die Sammlungen vieler Sagenkundler durchforstet und das Ausgewählte hier und da „in die Sprachformen der Gegenwart eingefügt“. Nicht nur die bekannten Weißen Frauen und Koblode, Hexen und Zauberer treten auf; nicht nur Geschichten um Klöster, Seen und Burgen werden erzählt; Schwänke und Balladen lockern die Auswahl auf. Etwa (um aus der Fülle zwei Beispiele zu nennen) des Kaiser Probus' Affen, die ihm ein paar Reben mopsen und sie flüchtend ins Nachbartal bringen, in die Ortenau — ein gereimter Märchenschwank um des „Affentalers Ursprung“. Oder: Das Thema von Charlotte Engelhards reizvollem Mundartgedicht „Das Riesenspielzeug“ aus der elsässischen Burg Niedeck hatte schon Chamisso inspiriert; wer erinnerte sich nicht an die Zeile „... der Bauer ist kein Spielzeug!“ Hier heißt's: „... e Buur mer nit als Spieldings gilt ...“

Vielen Mundarten begegnen wir zwischen Schwarzwald und Vogesen, manchen Originalen auch, deren Porträts von den Zeitgenossen zur Freude der Anekdotensammler aufgezeichnet und also bewahrt wurden. Kurz: Es ist ein sehr buntes Angebot aus den Spinnstuben unserer Altvorderen im weiträumigen „Schnookeloch“.

Ingeborg Hecht

„Us de Schuel gschwätzt“ von Paul Nunnenmacher

Ein rechtes Schmunzelbändchen legt uns Paul Nunnenmacher, der bekannte Heimatfreund und Mundartstücke-Autor vor. In vielen Berufsjahren als Lehrer im Schwarzwald gesammelt, hat er nun in seinem ersten Buch eine Anzahl von Mundart-Schul-Episoden veröffentlicht, teils gereimt, teils in Prosa. Es sind köstliche Begebenheiten, wie sie niemand erfinden kann, sondern wie sie wirklich erlebt sein müssen. Besonders die Freunde von Broßmer und Ganther finden hier eine neue Serie dieser munteren, unkomplizierten Gedichte, die zum Vortrag im frohen Kreise bestens geeignet sind.

„Dieses kleine Bändchen will nichts anderes sein, als eine Sammlung heiterer, anspruchsloser Gedichtchen und Geschichtchen“ heißt es im Umschlagtext zu dieser Neuerscheinung. „Es will helfen, den Ernst des Alltags leichter zu verkraften.“ Es gehört heutzutage ja schon Mut dazu, eine derartige „Beschränkung“ klar als Ziel zu nennen. Denn es wird ja oft vergessen, daß man nicht nur

mit flammenden Aufrufen, mit erhobenem Zeigefinger oder durch vorwurfsvolles Mahnen etwas zum Guten beitragen kann, sondern daß der direkte Weg, nämlich selbst dem Menschen eine Freude zu bereiten, noch lange nicht der schlechteste Beitrag für ein erfreuliches Zusammenleben ist. Dieses Büchlein liefert einen solchen Beitrag.

Klaus Poppen

„Us de Schuel gschwätzt“ ist in den Buchhandlungen oder über den Autor, Paul Nunnenmacher, Burgweg 2, 7813 Staufen, erhältlich.

Geologische Karte 1 : 25 000 von Baden Württemberg, Blatt 7716 Schramberg (3. Auflage 1978) und Blatt 7917 Villingen-Schwenningen-Ost (4. Auflage 1980), herausgegeben vom Geologischen Landesamt Baden-Württemberg, Freiburg i. Br.; Druck und Vertrieb Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart.

Die Druckunterlagen der vor 1945 erschienenen geologischen Karten des ehemaligen Landes Württemberg entgingen — im Gegensatz zu denen Badens — der Zerstörung durch den Krieg. Um die große Nachfrage zu befriedigen, wurden zunächst die alten Karten nebst Erläuterungen unverändert nachgedruckt. Lediglich die topographische Unterlage entsprach der neuesten Ausgabe der topographischen Karte 1 : 25 000 und der Titel den veränderten politischen Verhältnissen.

Mit dem Fortschreiten der geologischen Kenntnisse und dem zunehmenden Abstand zur letzten eingehenden Bearbeitung wird dieses Verfahren jedoch allmählich unbefriedigend. Zwei Möglichkeiten bieten sich hier an, um die **Erläuterungen** dem gegenwärtigen Kenntnisstand anzupassen.

a) Eine völlige Neubearbeitung. Diese läßt sich ohne spezielle Geländebegehungen nicht ausführen und verbraucht daher viel Arbeitskraft und Zeit. Eine damit verbundene Neuaufnahme der Karte ist jedoch in der Regel auszuschließen, denn die der geologischen Landesaufnahme zur Verfügung stehenden beschränkten Kräfte müssen auf die Gebiete konzentriert werden, von denen noch gar keine gedruckten geologischen Karten 1 : 25 000 vorliegen. In den Karten werden aber meist einige Korrekturen angebracht, die sich aus Archivunterlagen des Geologischen Landesamts, Diplom-Kartierungen geologischer Universitätsinstitute und auf spezielle Probleme bezogenen Geländebegehungen ergeben.

b) Eine andere Möglichkeit besteht darin, dem unveränderten Nachdruck der Erläuterungen einen Anhang mit kurzen Ergänzungen und Hinweisen auf neue Literatur beizubinden. Bei diesem Ver-

fahren wird zwar keine Einheitlichkeit der Darstellung erreicht, aber der Benutzer erkennt andererseits daraus, auf welchen Teilgebieten wichtige Änderungen der Anschauungen eingetreten und Fortschritte erzielt worden sind. Vom Zeit- und Kostenaufwand her gesehen, ist dieses Verfahren am günstigsten.

Bei den oben genannten geologischen Karten wurde sowohl der eine als auch der andere Weg eingeschlagen.

Die Erläuterungen zu Blatt **Villingen-Schwennigen-Ost** (früher Schwennigen) wurden von M. Schmidt erstmals verfaßt und 1914 veröffentlicht. Sie kamen zweimal in unveränderter Form zum Nachdruck, ehe sie nun durch K. Münzing eine Neubearbeitung erfuhren. Das Heft umfaßt 116 S. mit 1 Abb., 4 Tafeln mit 8 Figuren und 1 Beilage. Darin ist nach einführenden kurzen Abschnitten über die Geschichte der geologischen Erforschung dieses Raumes und die landschaftliche Gliederung vor allem die Schichtenfolge ausführlich dargestellt. Sie reicht über Tage vom Muschelkalk bis zum Weißen Jura (Oxfordium) und wird nach unten durch zwei Bohrungen ergänzt, die den gesamten Buntsandstein durchteuften und das kristalline Grundgebirge erreicht haben. Außerdem werden die quartären Ablagerungen wie Flußschotter, Lehme, Gehängeschutt, Kalktuff- und Moorbildungen behandelt. Die Schichtlagerung ist in einer neuentworfenen Streichkurvenkarte dargestellt, die auch einige Korrekturen an der im wesentlichen unverändert nachgedruckten farbigen geologischen Karte enthält. Im Abschnitt „Erd- und landschaftsgeschichtlicher Überblick“ wird die geologische und morphologische Entwicklung dieser Landschaft, angefangen mit der Entstehung des Substrats in Trias- und Jurazeit, bis zur Herausbildung der heutigen Landschaftsformen behandelt. In dem faszinierenden Kampf zwischen Neckar und Donau nimmt das Blatt eine Schlüsselposition zum Verständnis der flußgeschichtlichen Vorgänge ein. Kenntnisse des praktisch tätigen Geologen fanden Niederschlag in den Abschnitten „Hydrogeologie“ (mit zahlreichen in Tabellenform wiedergegebenen Wasseranalysen) und „Bodenschätze“ (Steinsalz des Mittleren Muschelkalks, Kalksteine des Oberen Muschelkalks, Gips des Gipskeupers, Sandsteine des Keupers und Torf). Ergänzt wird das inhaltsreiche Heft durch Verzeichnisse von Bohrprofilen und wichtigen Aufschlüssen sowie durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Die Erläuterungen zu Blatt **Schramberg** wurden im Jahre 1909 in einer Bearbeitung von M. Bräuhäuser mit Beiträgen von A. Sauer veröffentlicht. Eine zweite, von M. Bräuhäuser bearbeitete Auflage erschien 1933. Diese wurde

nun unverändert nachgedruckt (S. 1—147) und durch ergänzende Beiträge zu einzelnen Abschnitten von J. Leiber und K. Münzing auf den heutigen Stand gebracht (S. 148—156). Diese Ergänzungen beziehen sich auf die Fluß- und Landschaftsgeschichte, das Oberrotliegende und den Buntsandstein (mit einer Abbildung, in der die ältere und die neue Gliederung nebeneinandergestellt sind), die quartären Bildungen, die Lagerungsverhältnisse, einen Bericht über die Thermalwasserbohrungen Schramberg (mit Kurzprofil), Bemerkungen zu den Karsterscheinungen sowie ein Verzeichnis wichtiger neuerer Literatur.

Weitere Blätter der Geologischen Karte 1 : 25 000 sind sowohl als Neuaufnahme wie als verbesserte Nachdrucke in Bearbeitung. Ein Verzeichnis der lieferbaren geologischen Karten, die nur zusammen mit den Erläuterungsheften abgegeben werden, sendet das Landesvermessungsamt oder das Geologische Landesamt kostenlos zu. Der Verkauf erfolgt über den Buchhandel oder direkt durch das Landesvermessungsamt, Büchsenstraße 54, 7000 Stuttgart. Der Preis pro Karte + Erläuterungsheft beträgt 24,— DM.

R. Hüttner, K. Münzing

Topographischer Atlas Baden-Württemberg. Eine Landeskunde in 110 Karten, ausgewählt und erläutert von Fritz Fezer. Herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg. 1979. Karl Wachholtz Verlag Neumünster. DM 68,— Mit der Herausgabe des „Topographischen Atlas des Baden-Württemberg“ setzt das Landesvermessungsamt Baden-Württemberg die Reihe der während der vergangenen Jahre erschienenen Topographischen Atlanten anderer Bundesländer fort (Topographischer Atlas Rheinland-Pfalz, Neuer Luftbildatlas Rheinland-Pfalz, Luftbildatlas Bayern). Genannt werden muß in dieser Reihe natürlich auch der „Luftbildatlas Baden-Württemberg“. Diese Aufzählung zeigt allein schon, welche Bedeutung der Luftbildfotografie in unseren Tagen in der Kartographie in zunehmendem Maße zukommt. So wurde die Karte Nr. 78 im neuen „Topographischen Atlas Baden-Württemberg“, eine Höhenflurkarte 1:2500, aus Luftbildern entwickelt und fast alle Orte und Gegenden aus dem „Luftbildatlas Baden-Württemberg“ sind in der neuen Landeskunde in 110 Karten als Karte dargestellt; daher ist eine parallele in Augenscheinnahme beider Werke zu empfehlen. So finden wir denn auch bei den meisten der regionalen 110 topographischen Karten stets den Hinweis auf die Kartennummern des „Luftbildatlases Baden-Württemberg“. (Z.B. Nr. 17 „Die Fächerstadt Karlsruhe. Ausschnitt aus der Topographischen

Karte 1 : 50 000 Nr. L 6916 und L 7116 Karlsruhe-Nord und Süd. Luftbildatlas Nr. 4 und 5). Diese von uns so positiv herausgestellte Tatsache erhellen denn auch die Herausgeber, wenn es im Vorwort heißt: „Besonders viel Aufschluß erhält der Leser aus den Doppeldarstellungen, wo er Luftbild und Karte, historische und moderne, thematische und topographische Karte am selben Objekt vergleichen kann.“ Eine Landeskunde Baden-Württembergs in charakteristischen Kartenausschnitten zu schaffen, war das Ziel von Fritz Fezer. So ist denn auch jedes der typischen 110 Kartenbeispiele immer eine regionale Landeskunde für sich.

Als typisches Beispiel soll die Nummer 51 Luftbildatlas Nr. 36, Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1:25 000 Nr. 7918 Bretten und 7018 Pforzheim-Nord herausgestellt werden: „Kloster Maulbronn und Plansiedlungen“. Von der ur- und frühgeschichtlichen Besiedlung ausgehend, über die Römerzeit, der alemannischen Landnahmezeit und der Frankenherrschaft mit der hoch-mittelalterlichen Siedlungsepoche und der 1147 erfolgten Gründung des Zisterzienserklosters auf einer Wüstung, führt der landeskundliche Abriss von Gerd Ratz über den Dreißigjährigen Krieg mit den Brandschatzungen im Kraichgauer Durchgangsland hin zur „Waldenseransiedlung“ aus den heute italienischen Alpentälern, deren Auswanderer damals aber französisch sprachen und etwa nach ihrer Alpenheimat Villaret ihre neue Kraichgauheimat Kleinvillars nannten! Letztendlich klingt diese Kraichgauer Landeskunde im kleinen aus mit der Industrialisierung Pforzheims und Bretzens und den vielen Kleinbauernsöhnen als Pendlern mit landwirtschaftlichem Neben- oder Zuerwerb, den „Feierabendbauern“.

Bereits vor etwa 100 Jahren brachten die damals noch selbständigen Länder Baden und Württemberg hervorragende Kartenwerke heraus, nämlich den „Topographischen Atlas des Großherzogtums Baden“ und den „Topographischen Atlas des Königreichs Württemberg“. Der jetzt vorliegende „Topographische Atlas Baden-Württemberg“ umfaßt 110 typische Kartenbeispiele in verschiedenen Maßstäben, zusammengesetzt aus amtlichen Karten des Landesvermessungsamtes aller Art. Die Hälfte ist aus der Topographischen Karte 1:50 000 in Ausschnitten genommen, daher sehr gut vergleichbar. Mit sechs Ausschnitten der Topographischen Übersichtskarte 1:200 000 wurde der größte Teil des Landes Baden-Württemberg abgedeckt. Dazu kommen noch die Maßstäbe 1:100 000, 1:25 000 (20 Beispiele) und 1:2 500, eine Höhenflurkarte aus Luftbildern entwickelt, wobei die moderne Kartenherstellung mit Hilfe der Luftbildfotografie vorgeführt wird. Vierzehn thematische Karten reichen von den Gesteinen,

Relief, Flußnetz und naturräumlicher Gliederung, einem Ausschnitt aus der Karte der Erdbebenzonen für Baden-Württemberg 1:350 000 bis hin zu Landformen, Standortbewertung und Vegetation, Eisenbahn- und Städtegenerationen.

Zur Geologischen Reliefkarte Nr. 2 muß angemerkt werden, daß dieselbe in treffender Weise die Abhängigkeiten der Formen vom Gestein aufzeigt. Südwestdeutschland ist dafür ein klassisches Land! Demgegenüber ist die Ausstattung des Atlas mit Ausschnitten von geologischen Karten, die den topographischen Karten gegenübergestellt sind leider nicht ausreichend! Viele morphologische Eigenheiten oder Nutzungsformen, die auf den Kartenausschnitten dargestellt sind, ließen sich durch die Gegenüberstellung einer geologischen Karte (oder wenigstens einer geologischen Kartenskizze in kleinerem Maßstab) erhellen. (z.B. Nr. 7, Luftbildatlas Nr. 71, Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1:50 000 Nr. L 8312 Schopfheim und L 8512 Bad Säckingen.) Weiter muß angemerkt werden, daß bei den dargestellten geologischen Karten die Legende fehlt! Dies mußten wir leider auch bei anderen thematischen Karten — etwa bei den vegetationskundlichen und bodenkundlichen feststellen.

Beim Schrifttum fehlt ein ausdrücklicher Nachweis der geologischen Karten wie H. Schamp, Ein Jahrhundert amtliche geologische Karten, Verzeichnis der amtlichen geologischen Karten von Deutschland und Nachweis ihrer Standorte in Bibliotheken und Instituten. Berichte zur Deutschen Landeskunde, Sonderheft 4, Bundesanstalt für Landeskunde Bad Godesberg 1961. Oder Lang, H. D., Geologische und bodenkundliche Kartenwerke in der Bundesrepublik Deutschland. Geologisches Jahrbuch 88, Hannover 1970. Für Baden-Württemberg speziell genügt die Erwähnung des Verzeichnisses der Geologischen Karten und Schriften, die von der Kartenverkaufsstelle des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Büchsenstraße 54, 7000 Stuttgart 1, vertrieben werden, allein nicht! Hier muß schon Kirchheimer, Franz, Die Geologische Abteilung des württembergischen Statistischen Landesamtes und die Vorgeschichte ihrer Einrichtungen im Jahr 1903 (Jahreshefte des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg 13, Freiburg im Breisgau 1971, Verlag Herder & Co., 7800 Freiburg i. Br.) und Kirchheimer, Franz, Der Oberrheinische Geologische Verein und die Errichtung der Badischen Geologischen Landesanstalt im Jahre 1888 (Jahresberichte und Mitteilungen oberrheinischer geologischer Verein. N. F. 53, S. 83—152) besonders genannt werden. Eine Landeskunde Baden-Württembergs in cha-

rakteristischen Kartenausschnitten zu schaffen, war das Ziel der Autoren des „Topographischen Atlas Baden-Württemberg“. Der Atlas soll alle Kreise der Öffentlichkeit im Lande ansprechen, er ist eine Bereicherung für die Landes- und Heimatkunde Baden-Württembergs. (Gernot Umminger)

100 Jahre Kraichgaubahn, 1879—1979. Am 15. Oktober 1879 nahm die Kraichgaubahn ihren Betrieb auf, aber ihre Geschichte war bisher noch nicht im Zusammenhang dargestellt worden. Es ist das Verdienst der Herausgeber, daß dies nun zum 100. Jubiläum geschehen ist. Die Bundesbahndirektion hat sich dazu zweier ausgezeichneten Autoren versichert.

Willy Bickel hat den Part geschrieben, der sich mit der eigentlichen Geschichte der Bahn befaßt. Er hat damit wieder eine Arbeit vorgelegt, die sich vor allem durch Gründlichkeit auszeichnet, deren Basis ein sehr gewissenhaftes und mühevolleres Quellenstudium ist. Man möchte sagen, die Darstellung ist typisch Willy Bickel: genau und zuverlässig, das Wesentliche herausstellend, interessant. So kann der lange und mühsame Weg von der Planung bis zur Einweihung der Bahn chronologisch klar verfolgt werden.

Es ist in hohem Maße interessant, wie der innere Kraichgau ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus seiner verkehrsmäßigen Isoliertheit heraus wollte und Anschluß an das bereits bestehende Eisenbahnnetz suchte. Die Initiative dazu ging von den Städten Eppingen und Bruchsal aus, zu denen später auch Bretten mit eigenen Vorstellungen stieß. Besonders der Brettener Bürgermeister, Landtags- und spätere Reichstagsabgeordneter Ludwig Paravicini trieb das Projekt voran, später auch in Zusammenarbeit mit dem Karlsruher Oberbürgermeister Wilhelm Lauter, der ebenfalls zu einem einflußreichen und tatkräftigen Verfechter der Kraichgaubahn wurde. Hochinteressant auch die Debatten um die Streckenführung, besonders die Bruchsaler Bemühungen, zeitweise unterstützt von den Strategen, welche die Bahn gerne von Eppingen über Bruchsal nach Germersheim geführt hätten. Unendlich viele Verhandlungen waren notwendig, nicht zuletzt wegen der Kosten und deren Umlage auf die Gemeinden, bis endlich im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden vom 18. 11. 1876 ausgedrückt werden konnte, daß das Handelsministerium ermächtigt wurde, „der Stadtgemeinde Karlsruhe die Konzession zum Bau einer Eisenbahn von Durlach über Bretten nach Eppingen (Kraichgaubahn) zu erteilen.“ Rauschende Einweihungsfeste mit der Teilnahme des Großherzoglichen Hauses

gaben der Befriedigung über das gelungene Werk Ausdruck.

Eugen Stezenbach schrieb das Kapitel „100 Jahre Eisenbahnverkehr zwischen Karlsruhe und Heilbronn.“ In diesem Teil wird die technische und statistische Seite der Bahnentwicklung aufgearbeitet. Sehr lebendig und anschaulich geht der Verfasser der Entwicklung über die Jahrzehnte nach, wobei für den Leser der 2. Weltkrieg und die Nachkriegszeit mit ihren Problemen und auch der technische Fortschritt besonders interessant sind. Für die Eisenbahnbegeisterten und technisch Interessierten bietet der Abschnitt „Lokomotiven und Triebwagen auf der Kraichgaubahn“ viel Wissenswertes. Natürlich wird auch im Blick auf die Zukunft untersucht, welche Chancen der Kraichgaubahn heute noch zuzumessen sind. In den Plänen der Bahnleitung, welche der Bundesregierung 1976 Vorschläge für ein kostendeckendes Netz machte, war die Kraichgaubahn und die Strecke Eppingen — Sinsheim nicht mehr enthalten. Nach zahlreichen Demonstrationen, vielseitigen Initiativen und vielen Verhandlungsrunden ist „heute von Stilllegung nicht mehr die Rede, eine wirtschaftlich gesunde Grundlage aber ebenfalls noch nicht gefunden“, obwohl man 1978 zwischen Karlsruhe und Eppingen mindestens 1 Million Reisende und 200 000 t Güterverkehr verzeichnete. Es ist zu hoffen, daß dem Kraichgau seine Bahn erhalten bleibt.

Zusammengefaßt ist es sehr zu wünschen, daß das Buch „100 Jahre Kraichgaubahn“ auch als ein wesentlicher Beitrag zur Heimatgeschichte gerade im Kraichgau selbst starke Beachtung findet.

100 Jahre Kraichgaubahn, Herausgeber Bundesbahndirektion Karlsruhe und Bundesbahnbetriebsamt Heidelberg. Heidelberg 1979 Ludwig Vögely

Badische Reihe Landesgeschichtliche, volkswissenschaftliche sowie monographische und belletristische Texte zur badischen Region. Waldkircher Verlag

Am 30. Oktober des vergangenen Jahres hat die Waldkircher Verlagsgesellschaft die von ihr neu inszenierte „Badische Reihe“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Sie will mit dieser Buchreihe jährlich einige Titel vorwiegend badischer Dichtung und Literatur herausbringen. Es sollen dabei sowohl Werke der Landes- und Volkskunde als auch belletristische Literatur, neue, aber auch ehemalige und längst vergriffene, veröffentlicht werden.

Für das Jahr 1980 wurden folgende vier Bände publiziert:

- 1.) Markgräfler Erzählungen
Der Präzeptoratsvikari, Johann Peter Hebels Lörracher Jahre. Erzählt von Hermann Albrecht. Herausgegeben u. erläutert von Dr. Karl Friedrich Müller. Nachwort von Dr. Helmut Bender. Zeichnungen von Julius Kibiger. Badische Reihe 1 ISBN 3-878 85-048-4, 200 Seiten, Gebunden DM 19,—
- 2.) Johann Peter Hebel, Sein Lebensgang
Vom Wiesentäler Bauernbub zum Prälaten in der badischen Residenz. Erzählt von Hermann Albrecht. Herausgegeben und erläutert von Dr. Karl Friedrich Müller. Nachwort von Dr. Helmut Bender. Zeichnungen von Bruno Kröll. Badische Reihe 2 ISBN 3-878 85-050-6, 80 Seiten, Gebunden DM 14,80
- 3.) Geschichten und Erinnerungen aus dem Badischen
Begebenheiten und Erlebnisse aus dem Schwarzwald, Markgräflerland, Breisgau und Ortenau. Erzählt von Helmut Bender. Mit 11 Zeichnungen von Rudolf Riester. Badische Reihe 3 ISBN 3-878 85-051-4, 84 Seiten, Gebunden DM 14,80
- 4.) Ausführliche Beschreibung Badens anno 1858
Eine Badische Vaterlandskunde als Lese- und Lernbüchlein von J. G. F. Pflüger. Nachwort von Helmut Bender. Mit zeitgenössischen Stahlstichen. Badische Reihe 4 ISBN 3-87 885-061-1, 212 Seiten, Gebunden DM 19,—

Mit diesen vier Bänden, die von Rudolf Riester, Freiburg, Julius Kibiger, Auggen und Bruno Kröll, Karlsruhe, illustriert sind, bzw. Reproduktionen zeitgenössischer Stahlstiche (Bd. 4) enthalten, hat der Verlag einen guten Griff getan, zu dem man ihn nur beglückwünschen kann.

Daß der Verlag mit seiner „Badischen Reihe“ 1980 gleich zweimal den Verehrer Hebels, den „viel zu wenig beachteten und viel zu früh vergessenen Hermann Albrecht“ (wie Karl Hesselbacher meint) zu Wort kommen läßt, ist besonders lobenswert. Dank gebührt vor allem auch Prof. Dr. Karl Friedrich Müller, der die beiden Albrecht'schen Bändchen herausgegeben und mit Wort- und Sacherläuterungen bereichert hat.

Zu beiden Bändchen, dem „Präzeptoratsvikari“ und dem Band 2, „Johann Peter Hebel, sein Lebensgang“, schrieb Dr. Helmut Bender, Freiburg, ein Nachwort. Auch diese Nachworte möchte man

nicht missen. Sie runden die Ausgabe wunderbar ab, und man erfährt damit doch Wesentliches über den Lebensgang des Dichterpfarrers, seinen Wirkungsbereich und sein Werk. Im Nachwort zu Band 2 weist Dr. Bender besonders auf zahlreiche gute Hebelbiographien des vergangenen Jahrhunderts und auch auf solche der neueren Zeit hin. Diese, von Hermann Albrecht in Form einer einfühlsamen Erzählung geschaffene Hebelbiographie, „Vom Wiesentäler Bauernbub zum Prälaten in der Badischen Residenz“ nennt Bender „eine Ehrenpflicht gegenüber dem Dichter“. Wohl alle Hebel- und Heimatfreunde werden die Herausgabe dieses Bändchens dankbar begrüßen.

Im 3. Band der Badischen Reihe 1980 kommt Helmut Bender, Freiburg, als Erzähler zu Wort. „Geschichten und Erinnerungen aus dem Badischen, Begebenheiten und Erlebnisse aus Schwarzwald, Breisgau, Markgräflerland und Ortenau“ wird der dritte Band genannt. Es sind Ereignisse, die der Autor in den genannten Landschaften meist selbst erlebt und für würdig erachtete, festgehalten zu werden. Manchem Leser werden beim Lesen dieser Geschichten vielleicht eigene Erinnerungen wach, beispielsweise, wenn er die Erzählung vom „Bärle“, dem einstigen Klassenlehrer des Autors liest. Auch schwere Schicksalsschläge, teils kriegsbedingt, schildert der Verfasser, und ein Schmunzeln entlockt er seinen Lesern mit der Erzählung „Der Dieb im Beichtstuhl.“ Auch dieses Bändchen fügt sich wunderbar in die Badische Reihe ein. —

Eine „Ausführliche Beschreibung Badens anno 1858“ bildet den 4. Band der Badischen Reihe 1980. Er wurde von einem Schulmann, J. G. F. Pflüger, dem damaligen Vorsteher der höheren Töchterschule zu Pforzheim, verfaßt und war als „Lese- und Lernbüchlein“ gedacht. So führt uns der Autor durch das ganze damalige Großherzogtum Baden. Er beginnt die Wanderung am Bodensee, führt uns durch den Hegau mit seinen Burgen, in den Schwarzwald und die Rheinebene, hinunter in die Residenzstadt Karlsruhe. Auch Freiburg, Pforzheim, Heidelberg und Mannheim werden nicht vergessen. Wie er selbst sagt, geht es dem Verfasser „nicht nur um Stoff für Verstand und Gedächtniß, sondern auch für Gemüht und Phantasie“. So werden Geschichte und Sage berücksichtigt und mit dem Stoff verquickt. Auch zu diesem 4. Band schrieb Dr. Helmut Bender ein beachtliches Nachwort.

E. B.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Albert Bissinger

Landsknechtstr. 11, 7800 Freiburg

Dr. Erwin Dittler

Offenburger Str. 4, 7640 Kehl-Goldscheuer

Hans Heid

Kaiserstr. 24, 7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Klaus W. Jonas

5349 Beeler Str., Pittsburgh/Pa 15217
U.S.A.

Gerhard Layer

Wilhelm-Guntermann-Str. 4,
6967 Buchen-Hollerbach

Prof. Dr. Klaus Oettinger

Universität, Postf. 5560, 7750 Konstanz

Hans Rolli

Eisenlohrstr. 6, 6900 Heidelberg

Dr. Ernst Roskothen

Breslauer Str. 7 „Monrepos“,
7737 Bad Dürkheim

Dr. Wolfgang Seidenspinner

Lessingstr. 1, 8700 Würzburg

Dr. Theo Ueberdick

Vierlinden 11, 7800 Freiburg

Dr. Eckart Ulmann

Kapuzinerweg 4, 7813 Staufen

Gustav Adolf Ungerer

Karpfengasse 5, 6900 Heidelberg

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe 41